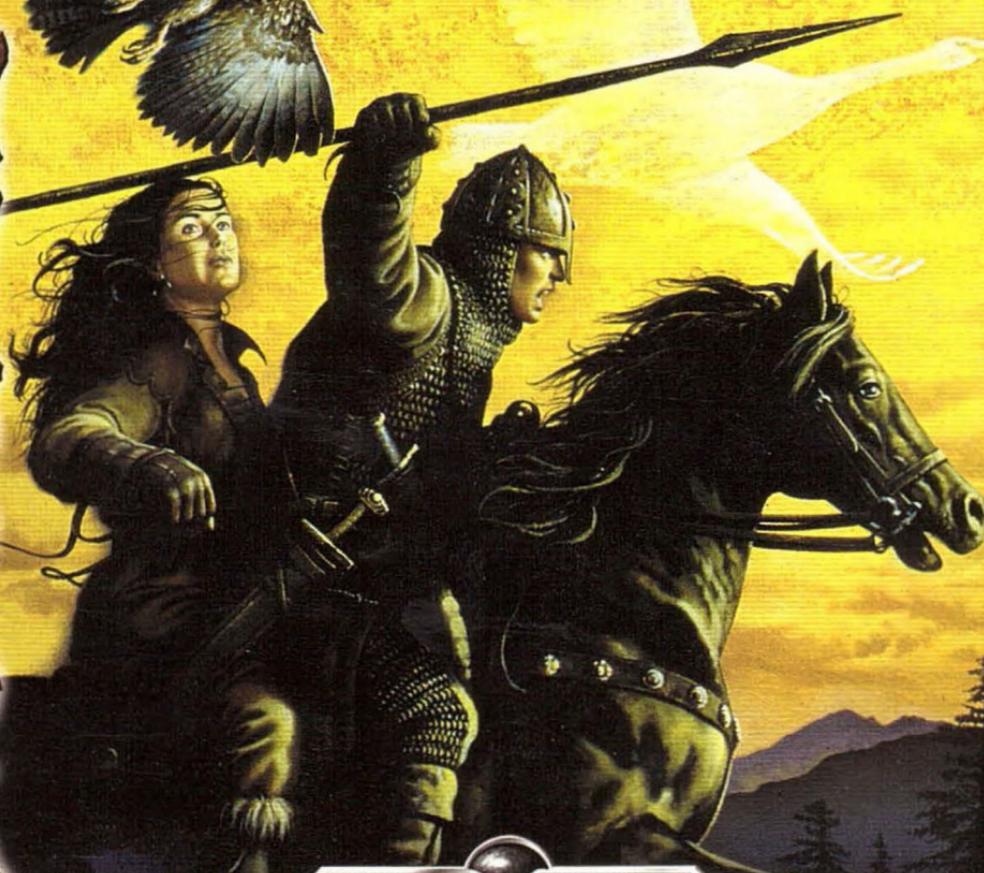


ZUGVOGEL

ANDRÉ FOMFEREK



Das Schwarze Auge

Dr. Andre Fomferék (*1975) ist mit 11 Jahren erstmals auf *Das schwarze Auge* gestoßen. Nach einem Kurzgeschichtenwettbewerb im *Aventurischen Boten* 1999 wurde ihm die Vogtei »Königlich Dornensee« in Garetien zur Verwaltung zugewiesen. Im Jahr 2000 erschien seine erste DSA-Kurzgeschichte »Alrik« im Band *Gassengeschichten*.

Der Zugvogel entstand während einer zweijährigen Tätigkeit als Staatsanwalt in Zweibrücken; nach Gastspielen an den Landgerichten Zweibrücken und Kaiserslautern arbeitet der Exil-Kölner derzeit als Richter am Amtsgericht Kaiserslautern.

Andre Fomferrek

Der Zugvogel

**Ein Roman in der Welt von
Das Schwarze Auge®**

Originalausgabe

Statt Lanze und Helm: Ein Federkiel

Die Sonne stand schon tief, als Radulf noch immer auf das leere Pergament vor sich starrte. Es war kein besonders guter Tag gewesen. Schon morgens hatte er das ungute Gefühl gehabt, dass heute irgendetwas Schlechtes passieren würde, und natürlich war es dann auch eingetroffen: Nachmittags, als Radulf seine dunklen Vorahnungen schon fast vergessen hatte, hatte der Kaufmann Burgfelser wild schnaufend und mit hochrotem Kopf zwei fremde Kinder - sie gehörten wohl zu dem Zirkus, der seine Zelte auf der großspurig >Festwiese< genannten Grasfläche in der Nähe des Dorfes aufgeschlagen hatte -, die er beim Stehlen in seinem Laden erwischt hatte, in die Wachstube gezerrt. Radulf konnte den aufgeblasenen Burgfelser, der aufgeregt herumfuchtelnd im Raum gestanden und nach heftigster Bestrafung für die zwei eingeschüchterten Blagen verlangt hatte, zwar nicht besonders leiden, auch dauerten ihn die beiden ausgemergelten und in Lumpen gehüllten Kinder - ein Junge, ein Mädchen, beide kaum älter als 10 Jahre - er wusste jedoch, dass sich das Böse in vielen Gestalten versteckte. Die Legionen der Schwarzen Lande hatten wieder und wieder gezeigt, dass sie selbst vor dem götterlästerlichsten Trick, den tückischsten Maskierungen nicht zurückscheuten. Dieser Tage lauerten überall die Dämonen, und es oblag den getreuen Dienern der Zwölfe, gegen sie zu kämpfen und ständige Wachsamkeit in diesem Ringen zu zeigen. Und diese zwei Kinder, die so bereitwillig die Gesetze des Praios brachen, hatten damit zumindest bewiesen, dass die Finsternis schon die ersten Haken in ihre Seele geschlagen hatte. Wer wusste schon, welche Gräuelpiece sie begehen würden, wenn man ihnen nicht sofort

Einhalt gebot. So jedenfalls hatte sich der ehrfurchtgebietende Praiosgeweihte in der leuchtend roten Robe mit den stechenden Augen, die jeden bösen Gedanken in Radulfs Seele zu sehen schienen, ausgedrückt, als Radulf bei seiner ersten und bisher einzigen Reise in die große Stadt im Tempel des Sonnengottes seine immer häufigeren Zweifel an seiner Tätigkeit und den Anordnungen des Barons vortrug.

Nicht, dass Radulf grundsätzlich etwas gegen seine Stellung als Wachsoldat hatte: Sein Vater war ein armer Bauer, der von seinen kleinen Feldern gerade einmal genug Ernte einbringen konnte, um im Winter nicht hungern zu müssen. Wenn man außerdem bedachte, dass sein Vater noch nie über die Grenzen der Baronie hinausgereist war, hatte Radulf mit seiner Stelle bei den Bütteln - er zog den Ausdruck >Stadtgarde< vor, da dies doch irgendwie einen Beiklang von Mut, Ehre und Ritterlichkeit hatte, auch wenn eine Stadtgarde in einem solch kleinen Dorf eigentlich unnötig war -, seinem rostigen, aber blank polierten alten Brustpanzer und schlichten Schwert und seiner kleinen Schreibstube schon einen gewaltigen Schritt in ein besseres Leben zurückgelegt. Nur hatte er sich eben mehr erhofft, als Kinder zu verhaften und sinnlose Schriftstücke anzufertigen. Er hatte gedacht, dass er hier, anders als auf dem kleinen Hof seiner Eltern, das echte Leben kennen lernen würde. Gerissene Diebe, schurkische Söldner, vielleicht gar finstere Schwarzmagier hatte er zum Schutze des Dorfes festnehmen wollen; zu Unrecht beschuldigte schöne Zahorimädchen retten und gestohlene Schätze ihren rechtmäßigen Eigentümern zurückbringen. In den letzten Jahren - seit dem Fall Tobriens, um genau zu sein - hatten sich diese Träume etwas gewandelt, nun ging es eher um das Erschlagen unheiliger Dämonen und Geistergestalten im Dienste der Zwölfgötter, aber von Papierkram, dessen war er sich ganz sicher, war in seinen Träumen eigentlich nie die Rede gewesen. Und so sehr er auch verstehen wollte, dass es zum Schutze des Dorfes wichtig war, auch

scheinbar harmlose Kinder einzusperren, so wenig konnte er sich doch an das Weinen und Heulen gewöhnen, das diese ausstießen, wenn sie erkannten, dass sie in die feuchte Zelle gesperrt werden sollten, bis der Baron entschied, was mit ihnen zu tun war. Noch schlimmer waren nur jene Kinder, die - wie im Übrigen auch diese Gauklerkinder - nicht weinten, sondern ihn vielmehr mit großen, runden, ängstlichen Augen anstarrten, als wüssten sie bereits, dass der Baron für seine Härte berühmt war ... insbesondere, wenn die Diebe auch noch Fremde waren, wie diese Gauklerkinder heute, hatten sie keine Gnade von ihm zu erwarten.

Seufzend beugte sich Radulf wieder über das noch immer völlig blanke Stück Papier. Es hatte keinen Sinn, weitere Gedanken an die Urteile des Barons zu verschwenden; derzeit war nur wichtig, dass er den Bericht über die Festnahme fertig stellte. Der Baron legte viel Wert auf korrekte Berichte, soviel hatte Radulf sehr schnell gelernt.

Doch noch ehe er auch nur ein Wort zu Papier gebracht hatte, erhob sich der Lärm mehrerer Stimmen vor der Schreibstube. Radulf wandte sich rasch zur Tür um, als, wie befürchtet, auch schon die gesamte Gauklersippe in die kleine Schreibstube drängte und aus Leibeskräften um Gnade für die Kinder bat, flehte, jammerte und heulte. Mutter und Vater, fünf Geschwister, zwei Onkel, drei Tanten, zwei Großmütter und ein Großvater, dazu wohl noch mehrere Geschwisterkinder sah Radulf; nicht allen gelang es überhaupt, die Kammer zu betreten, und so sammelten sich die übrigen im schmalen Gang davor und sogar draußen. Alle redeten sie gleichzeitig auf ihn ein, wobei nur ein Teil von ihnen Garethi zu sprechen schien; andere gaben seltsam kehlige Töne von sich, die Radulf für Tulumidisch hielt, oder tiefe, gurgelnde Laute, die wohl der thorwalschen Sprache entstammen mochten. Unter wildesten Grimassen und durch Zuhilfenahme von Händen und Füßen bemühte sich Radulf, ihnen begreiflich zu machen,

dass er gar nicht die Möglichkeit oder das Recht hatte, über die Freiheit ihrer Kinder zu entscheiden. Er wolle ja gerne versuchen, einen möglichst freundlichen Rapport zu verfassen, die Entscheidung selbst liege aber eben letztlich in der Hand des Barons. Selbst nach dieser Erklärung weigerten sich die Gaukler aber, ohne ihre Kinder zu weichen; wieder schnatterten und fuchtelten sie durcheinander, wobei Radulf zu seiner Beunruhigung bemerkte, dass einer der vordersten, ein kräftiger Kerl in schreiend bunter Kleidung, langsam nach einem langen, gebogenen Dolch griff, der in seinem Gürtel steckte.

Plötzlich jedoch hörte er die laute, schrille Stimme des alten Gordian im Rücken der Gaukler posaunen, was die Schausteller dazu bewegte, sich erschreckt umzudrehen. Verblüfft und wohl auch etwas verschreckt bestaunten sie den alten Veteranen, der ihnen mit lautstarker, aber zugleich kreischender Stimme Rondras und Praiosens Vergeltung androhte und dazu derart mit seinem Schwert herumfuchtelte, dass Radulf Angst und Bange wurde, der Alte könne sich versehentlich selbst die Nase abschneiden. Überhaupt schien Gordian, soweit Radulf das erkennen konnte, heute noch übellauniger als üblich. Während sich die Meute von ihm abwandte und nun auf den alten Krieger eindrang, sinnierte Radulf darüber, wie ungerecht es war, dass dieser tatterige Greis sich auch noch beklagte: Immerhin war Gordian vom Baron persönlich ausgesucht und eingestellt worden. Sein Aufgabengebiet war ausschließlich die Behandlung von Mordfällen und anderen besonders schweren Verbrechen gegen die alverangefällige Ordnung, und ein solches war seit Jahren nicht mehr vorgekommen. Gut, als die tobrischen Flüchtlinge vor drei Jahren kurz im Ort Halt gemacht hatten, hatte es unter denen eine Schlägerei gegeben, bei der einer der Kerle zu Tode gekommen war. Der Baron hatte jedoch kurzerhand angeordnet, alles Eigentum des Verstorbenen zu beschlagnehmen und den Rest des Dorfes zu verweisen, besonders

anstrengende Ermittlungen hatte Gordian also auch damals nicht durchführen müssen. Und seither saß er meistens mürrisch in seiner Schreibstube, drehte Däumchen und erregte sich von Zeit zu Zeit lautstark über die knappen Berichte, die er dem Aventurischen Boten entnahm.

Doch heute hatte Gordian schon am frühen Nachmittag bedeutungsschwanger von >finsternen Zeichens >Herumtreibern< und >Praisoketzern< gemurmelt. Für einen Moment hatte Radulf wirklich gehofft, der Alte wolle sich selbst um die Gauklerkinder kümmern. Es hatte sich dann aber herausgestellt, dass es ihm nur um einen zerlumpten Landstreicher ging, der in der vorigen Nacht in der örtlichen Schänke *Goldenes Füllhorn* eingekehrt war und von dem Gordian vermeinte sagen zu können, dass er »ein Streuner, ein Herumtreiber, ein Avesjünger« sei, der »mit Sicherheit an Alverans Grundfesten rütteln« wolle. Radulf schüttelte den Kopf bei der Erinnerung an dieses Gespräch. Richtig bedrohlich hatte der Alte ausgesehen, der graue, struppige Schnurbart über den bleichen, fleischigen Lippen hatte unruhig gezittert und die weit aufgerissenen Augen blicklos in die Ferne gestarrt, während er mit dem Zeigefinger auf Radulf gedeutet und »Schädliches Hämmern an den Grundfesten von Reich, Dere und Alveran, sage ich Euch. Nur Ärger kommt von solchen Leuten, sage ich Euch. Ich weiß das, ich war in Kurkum dabei, ich kenne mich aus!« gemurmelt hatte.

Wieder einmal fragte sich Radulf, ob Gordian wirklich dabei gewesen war, als die berühmteste der Amazonenfesten vor dem Ansturm der Schwarzen Horden fiel. Aber mehr als die bedeutungsschwangeren Worte »Ich war in Kurkum dabei!« war noch nie aus ihm herauszuholen gewesen, wenn Radulf ihn auf dieses Thema ansprach.

»RADULF! Hört auf, ins Leere zu starren, und erledigt Eure Arbeit! Ihr habt doch sicherlich einen Bericht über das ungebührliche Verhalten dieser Leute zu schreiben!«

Radulf fuhr zusammen, als er bemerkte, dass Gordian ihn angesprochen hatte. Die Gauklersippe war bereits verschwunden, offenbar hatte Gordians Erscheinen sie doch ausreichend eingeschüchtert. »Tsk, ich möchte wissen, was in Eurem Kopf vorgeht, junger Mann. Also damals auf Maraskan, da hätten Träumer wie Ihr keine zwei Tage überlebt. Ich sag's ja, bei den Kindern von heute verwundert es mich nicht, dass es so weit gekommen ist mit dem Reich!« Den Kopf schüttelnd und lautstark vor sich hin grummelnd zog Gordian wieder ab und verschwand in seiner eigenen Kammer (wobei Radulf sehr wohl wusste, dass er sich dort keineswegs an den Schreibtisch setzen, sondern vielmehr auf den alten, schäbigen aber sehr bequemen Sessel niedersinken und sich eine Pfeife seines abscheulich riechenden, selbst hergestellten Krautes genehmigen würde).

Also machte sich Radulf aufs Neue an seinen Bericht, stellte jedoch rasch fest, dass ihm nun die Konzentration fehlte, um diesen so zu formulieren, dass der Diebstahl der Kinder auch wirklich wie die völlige Bagatelle aussah, für die Radulf ihn hielt - und nicht wie jenes schwere Verbrechen, das der Baron nur zu gerne in die Tat hineinlesen würde. Auch begann es bereits zu dunkeln, und Radulf wollte nicht den letzten Rest seiner einzigen Kerze aufbrauchen, ehe der Baron ihm eine neue bewilligt hatte. Nein, das war nicht die Arbeit, die er sich erträumt hatte, wiederholte er in Gedanken. Doch es hatte wohl keinen Zweck, weiter darüber nachzudenken. Vielleicht könnte er, wenn er in einigen Jahren genügend Geld verdient haben würde, gen Osten aufbrechen und sich selbst in die Schlacht gegen die Horden der Schwarzen Lande werfen. Derzeit war jedoch nicht daran zu denken; nicht einmal Schwert und Brustpanzer gehörten wirklich ihm, geschweige denn die notwendige Ausrüstung für eine solch weite Reise. Nein, um solcherart auf Abenteuer auszuziehen, brauchte man viel Geld, das konnten sich nur die Kin-

der von Baronen und Grafen leisten, oder aber die ketzerischen Elfen, die ohnehin stahlen, was sie zum Leben brauchten, und die Zwerge, die schon mit einem Sack voll Gold geboren wurden. Für Radulf dagegen bestand im Moment nur die Hoffnung, dass die hübsche Bardin, die er am gestrigen Abend kennen gelernt hatte ... - na gut, vielleicht war kennen gelernt etwas übertrieben, korrigierte er sich in Gedanken, aber zumindest hatte er sie gesehen; ob sie ihn auch wahrgenommen hatte, wusste er nicht sicher zu sagen, immerhin war aber außer ihm niemand, der auch nur annähernd in ihrem Alter war, in der Taverne gewesen, was doch dafür sprach, dass sie seine Anwesenheit zumindest zur Kenntnis genommen haben musste. Jedenfalls wäre es ja denkbar, dass sie wieder im *Goldenen Füllhorn* spielte. Nachdem er noch eine Weile mit sich gerungen hatte, entschied er, dass er sich nach diesem Tag ohnehin einen Schank kühlen Bieres redlich verdient hatte, legte die Feder nieder, verließ das Wachhaus und durchquerte den kleinen Ort, bis er die Schänke erreichte. Er betrat den etwas heruntergekommenen, muffigen und schlecht beleuchteten Schankraum und kniff die Augen zusammen, während er nach der Sängerin Ausschau hielt.

Seine Hoffnung wurde jedoch enttäuscht. Nicht nur war weit und breit keine Bardin zu entdecken, die Schänke war auch sonst nicht gerade gut besucht. Der greise Bauer Fredewulf stand an der Theke und saugte mit vernehmlichem Schlürfen ein Bier durch seinen langen, weißen Bart. Radulf, der keine Lust verspürte, sich über die beste Saatfolge oder die verschiedenen Krankheiten bei Rindern zu unterhalten, zog es vor, die Theke entlang tiefer ins Innere der Gaststätte zu treten, wo eine weitere Gestalt kauerte, die jedoch im schwachen Dämmerlicht, das die wenigen Wachskerzen verbreiteten, kaum zu erkennen war. »Ich nehme ein Bier, Berngrimm«, rief er dem Wirt zu. »Kommt die Bardin heute nicht?«, ergänzte er, nachdem er innerlich einen kurzen Kampf zu der Frage, ob ein direktes

Nachfragen nach der schönen jungen Bardin vielleicht falsch - oder eigentlich auch richtig, wie er zugeben musste - verstanden werden konnte, ausgefochten hatte. Berngrimm Okenholter, ein schmerzbäuchiger Mann mit schütterem rotem Haar, der seit Jahren die Taverne leitete und dabei wohl selbst zu seinen besten Kunden gehörte, schüttelte jedoch nur den Kopf und versuchte nicht einmal eine spöttische Bemerkung zu Radulfs Interesse an der jungen Frau zum Besten zu geben.

Stattdessen erklang jedoch eine tiefe, laute Stimme von seiner Seite: »Eine Bardin suchst du? Ich nehme an, du willst Geschichten von großen Helden, mächtigen Zauberern, finsternen Schurken und vor allem schönen Jungfrauen hören, was?«

Radulf starrte seinen Thekennachbarn verblüfft an, als dieser ihn so unvermittelt ansprach. Jetzt, wo er direkt neben ihm stand, konnte er erkennen, dass es sich um einen Mann handelte, der nicht viel älter zu sein schien als Radulf selbst. Ungefähr einen Schritt vier Spann groß, recht kräftig wirkend, aber mit hängenden Schultern, als versuche er, sich kleiner zu machen. Diese Körperhaltung verstärkte nur den etwas heruntergekommenen Eindruck: blonde, wirre Haare, die ihm in unbändigen Strähnen in die Stirn fielen, Bartstoppeln, als habe er sich mehrere Tage nicht rasiert. Nur die blauen Augen funkelten mit einer Lebhaftigkeit, die dem gedrückten Gesamteindruck widersprach. Die Kleidung unter dem dunklen, weiten Kapuzenmantel war einfach, aber stabil: eine Hose aus speckigem Wildleder, ein verdrecktes Leinenhemd, eine alte, abgenutzte Bauschjacke, schwere, schlammbeschmierte Stiefel. Eine Waffe schien der Fremde nicht bei sich zu führen, aber neben ihm lag ein großer, abgenutzter und augenscheinlich voll gestopfter Rucksack.

Ehe Radulf etwas entgegen konnte, fuhr der Fremde schon fort: »Weißt du, es ist noch gar nicht lange her, da war ich genau so. Raidri und der Kampf gegen die Schwert-

Zwillinge, Prinz Brin in der Schlacht gegen mehr als tausend Oger, die Grotten des Schweigens unter der Schwarzen Sichel und vor allem: Alrik und die Tochter des Kalifen ... ich habe diese Geschichten geliebt, sie waren mein täglich Brot, sozusagen. Jeden Abend habe ich mir die Geschichten von meinen Eltern erzählen lassen, auch wenn die wenig angetan von meiner Begeisterung waren und erwarteten, dass ich an einer der großen Schulen des Reiches studieren würde.«

Radulf grübelte kurz, über welche Geschichten der Fremde wohl reden mochte. Das Märchen von Nedime, davon hatte er sehr wohl gehört. Aber wer waren die Schwertzwillinge? Und was war mit diesen >Grotten des Schweigens^ Der Fremde sah noch recht jung aus, aber vielleicht lebte er genauso in der Vergangenheit wie der alte Gordian ... dabei fiel ihm ein, vielleicht war dies der Streuner, vor dem Gordian ihn gewarnt hatte?

Der Fremde plauderte unterdessen munter weiter: »Später habe ich dann allabendlich die Tavernen besucht, immer in der Hoffnung, ein Barde - oder besser noch, eine hübsche Bardin - könnte mir neue Geschichten der großen Helden verkünden. Natürlich hätte ich nie ernsthaft in Erwägung gezogen, selbst auf Abenteuer zu ziehen. Insgeheim davon geträumt, ja, aber wirklich losgezogen? Nie. Na ja, wie man mir wohl ansieht, kam es anders; ich bin anscheinend tatsächlich ein >Abenteurer< wie die Männer aus diesen Liedern. Aber lass es dir gesagt sein: Alle diese großen Geschichten, die enthalten nicht mal die halbe Wahrheit. Nimm die Geschichte von Nedime: Alrik stürmt ohne größere Schwierigkeiten in diesen Palast, sieht sich noch kurz einen Schleiertanz an, haut dieses Mantikor-Monster tot und verschwindet mit der Kalifentochter. Was aber nicht erwähnt wird, ist, dass vor Alrik bestimmt dreißig andere Abenteurer von den Palastwachen erschossen, von dem bösen Sultan zu Stein verwandelt oder von dem Mantikor gefressen wurden. Auch wird gerne verschwiegen,

dass der alte Alrik vermutlich in Wahrheit durch die Latrine in den Palast eingedrungen ist und dementsprechend roch und aussah, als er der Kalifentochter gegenübertrat. Was wohl aus politischen Gründen nicht ausgesprochen wird, ist, dass möglicherweise gar nicht der Sultan der böse Entführer war, sondern vielmehr der Kalif selbst seine Tochter dem Sultan geschenkt hatte und es sich dann anders überlegte und sie zurückrauben ließ. Und ich will lieber gar nicht darüber spekulieren, was dieser Mantikor, der ja immerhin sogar für die Prinzessin musiziert haben soll, noch alles für die junge und angeblich so ausnehmend hübsche Frau getan haben mag.«

Der Fremde hielt kurz inne, um einen tiefen Schluck aus seinem Bierkrug zu nehmen. Radulf musterte ihn misstrauisch, ehe er vorsichtig erwiderte: »Das ist sehr ... interessant. Ich weiß aber nicht, ob ich die Zeit habe ...« Weiter kam er nicht, ehe der Fremde ihn unterbrach.

»Weißt du was - ich bin zwar kein Barde, ich kann kein Instrument spielen, und es wäre für uns alle angenehmer, wenn ich nicht singe. Aber ne Geschichte erzählen, das kann ich auch; soll dich nicht mal was kosten. Und ja, es geht auch bei meiner Geschichte um große Helden, finstere Zauberer und sogar ein paar hübsche Frauen tauchen auf, wengleich ich bezweifle, dass eine Jungfrau darunter ist. Na, eigentlich bin ich sogar ziemlich sicher, dass keine von ihnen ... aber ich will nicht vorgreifen, dazu kommen wir noch.«

Radulf sah sich hilfeschend im Raum um. Er hatte sich einen gemütlichen Abend im *Goldenes Füllhorn* erhofft. Mit einem kühlen Bier in der Hand den melancholischen Liedern der schönen Spielfrau mit der alveraniarsgleichen Stimme zu lauschen, ihr vielleicht sogar ein Glas Wein ausgeben zu können und dafür eines ihrer hinreißenden Lächeln zu erhaschen ... stattdessen stand er nun neben einem etwas streng riechenden Fremden, der mit tönender Stimme seine langweilige Geschichte loswerden wollte.

Doch der Schankwirt war mit Freidewulf, der noch immer der einzige andere Gast war, in ein Gespräch über die Vor- und Nachteile verschiedener Kutschen vertieft und würdigte weder Radulf noch den Fremden eines Blicks. Und die Schänke verlassen wollte Radulf auch nicht; zum einen war es noch viel zu früh, um sich schlafen zu legen, zum anderen hätte er es als Verletzung von Travias Geboten empfunden, den Fremden einfach so stehen zu lassen.

Der Weg ins Abenteuer

»... in einem Dorf, ähnlich wie dieses, nur etwas größer, nicht weit von Gareth«, dröhnte die Stimme des Fremden derweil. »Mitte Travia war es, wenn ich mich recht entsinne. Ich war fest entschlossen, ein großer Held und Abenteurer zu werden und ganz Aventurien zu bereisen. Ich hatte ein kleines, braunweiß geschecktes Paavipony, ein rostiges, altes Schwert, einen großen Rucksack gefüllt mit Proviant, einem Seil sowie Feuerstein und Zunder - und einem schweren Gesetzbuch, von dem ich nicht sicher weiß, warum ich es mit mir führte, vermutlich einfach als Erinnerung an mein vorheriges Leben -, einen Beutel voll Geld und jede Menge wirrer Ideen im Kopf. Und weil alle großen Heldentaten scheinbar in Gareth angefangen haben, hatte auch ich mich von Vinsalt aus aufgemacht, um in die Hauptstadt des neuen Reiches mit den zahlreichen berühmten Tavernen, in denen in den Geschichten die Abenteuer über die Helden immer hereinbrachen, zu reisen. Die Reise war weitgehend ereignislos verlaufen; die Bauern auf den Feldern, die ich passierte, betrachteten mich zwar misstrauisch, dies konnte ich ihnen angesichts meines Aufzugs aber wohl kaum verdenken. Und da ich genug Geld hatte, um für Mahlzeiten und Unterkunft zu bezahlen, gab es auch in den Dörfern am Wegesrand keine Schwierigkeiten. Um ehrlich zu sein, ich war fast etwas enttäuscht, hatte ich doch bewusst nicht die sicheren Reichsstraßen, sondern kleine Feldwege gewählt. Natürlich in der Hoffnung, auf wilde Tiere, schurkische Räuber, unheimliche Hexen und, na ja, auch auf zu rettenden Jungfrauen zu stoßen. Doch nichts dergleichen. Nur große Getreidefelder mit schwer arbeitenden Landleuten, verein-

zelte, wie verlassen daliegende Weiler, hin und wieder der Karren eines fahrenden Händlers - nichts, was auch nur annähernd als >aufregend< oder >abenteuerlich< hätte bezeichnet werden können. Dementsprechend gedrückt war meine Stimmung, als ich nach mehreren Tagen der Reise in dem besagten Dorf, Dornensee oder so ähnlich hieß es wohl, ankam. Ich fragte mich schon, ob das Heldendasein wirklich etwas für mich wäre ... weißt du, was in den Geschichten nämlich auch nie erwähnt wird, ist, dass so ein schwerer Rucksack, auch, wenn er nur mit Proviant gefüllt ist, nach vierzehn Tagen ziemlich lästig werden kann, oder dass auch weite Felder und strahlend blauer Himmel irgendwann ihren Charme verlieren und einfach nur noch eintönig wirken, vor allem aber, dass man sich nach zwei Wochen auf so einem Pony die Oberschenkel und das Gesäß wund gescheuert hat und deshalb nicht nur beim Gehen ein ausgesprochen unheldisches Bild abgibt, sondern auch bei jeder Bewegung dieses Reittiers höllische Schmerzen auszustehen hat.

Na ja, jedenfalls war dieses Dornensee berühmt für seine Rosenzucht, ein großes Gestüt und den prächtigen, vom Vogt angelegten Garten - ich muss nicht erwähnen, dass es ein Rosengarten war, oder? -, wie hübsch gemalte Schilder am Ortseingang stolz verkündeten. Ich gestehe, ich konnte mir ein leises Schmunzeln nicht verkneifen ... ich hatte eine Karriere als hochangesehener Rechtsgelehrter in der Hauptstadt des großen Horasreiches, einer Stadt, in der die Künste blühten, einer Stadt, die Vörreiter in allen Wissensgebieten war, aufgegeben, und war nun also in einem Ort gelandet, dessen ganzer Stolz ein >Rosengarten< war. Wahrlich, meine Karriere als Abenteurer führte mich schon gleich zu Beginn zu immer neuen Höhepunkten.

Dennoch war das Dorf gar nicht so öde, wie ich es zunächst befürchtet hatte, fand dort doch gerade das >Traviafest< statt, eine Art Markt zum Ende der Erntezeit, bei dem zugleich die Züchter des örtlichen Gestüts die neuen

Fohlen des Jahres präsentierten. Folgerichtig hielt sich also allerlei fahrendes Volk im Ort auf: Gaukler in phantasievollen Kostümen jonglierten mit bunten Bällen, fliegende Händler boten von >echt aranischen Straußenfedern< über >Mirhamer Seide< und >Thorwaler Beinschnitzereien< - und natürlich dem örtlichen >Eslamsgrunder Rosenöl< - alles an, was das Volk begeisterte. Zahnreißer priesen Tiegelnchen und Fläschchen voll Wundermittel gegen Krankheiten jeder Art, vom blutigen Rotz bis zur Blauen Keuche, an, und überall waren bunte Wagen und Zelte aufgestellt, an denen man exotische und weniger exotische Speisen wie aranische Perain-Äpfel, Unauer Mandeln, nivesischen Pemmikan und Almadaner Zuckerwerk, dazu flaschenweise Roten und Weißen Elenviner, zumeist mit phantastisch klingenden Namen wie >Drachenblut< und >Feenherz<, kaufen konnte. Es roch nach gerösteten Nüssen und gebratenem Fleisch wie auch nach billigem Duftwasser, aber zugleich hing auch der stechende Geruch vieler Pferde in der Luft. An jeder Ecke standen Spielleute und bemühten sich, einander in der Lautstärke ihrer Lieder zu übertönen, wobei einige nicht davor zurückschreckten, selbst Pfeifenbälge aufs Übelste zu malträtieren, um diesen hohe, quäkende Laute zu entlocken. Dazu schrien die Kaufleute wild durcheinander, plärrten Kinderstimmen, wieherten Pferde empört auf, und aus der Ferne drangen sogar Laute an mein Ohr, die von einer wahrhaftigen Hofkapelle zu stammen schienen - wirklich ein Klang, den ich in so einem kleinen Ort nicht erwartet hätte. Auf einem weiten, grasbewachsenen Platz am Dorfesrand, an dessen einer Seite eine hastig zusammengezimmerte Tribüne stand, führten Reiter in den verschiedensten Kostümen mehr oder weniger elegante Kunststücke zur Belustigung der Menge vor - ein Paar in der Tracht der Almadaner Landedlen drehte Pirouetten auf stolzen Elenviner Vollblütern, ein sehr kräftiger Mann, der das Haar zu zwei langen Zöpfen geflochten hatte, ließ seine Thorwaler Langmähne seitwärts und

rückwärts mehrere Balken entlangzänzelnd, eine Gruppe ausgelassener Kinder tobte auf braunen Seemannsponys herum, und zwischendurch wurden immer wieder die diesjährigen Fohlen über den Platz geführt, in der Hoffnung, Käufer zu finden. Auch die Hofkapelle befand sich hier und untermalte das Schauspiel eher schlecht als recht mit den Stücken großer horasischer Komponisten. Im Zentrum der Tribüne, in einer Art Loge, thronte ein älterer Herr mit schlohweißem Haar, der mit einem leicht verklärten, seligen Lächeln die Blicke über das Treiben schweifen ließ und sich hin und wieder erhob, um einem der Reiter nach einem besonders geglückten Kunststück müde zuzuwinkeln. Offensichtlich handelte es sich hier um den örtlichen Vogt; wiewohl seine Freude über das Spektakel angesichts des Wissens, dass eine solche Veranstaltung prächtig dazu beitragen musste, die Kassen seines Herrschaftsgebietes zu füllen, durchaus nachvollziehbar war, schien er doch mehr als nur ein bisschen geistesabwesend.

Nachdem ich mein Pferdchen durch den Ort getrieben und den Trubel eine Weile beobachtet (und, ich räume es freimütig ein, auch einige köstliche Almadaner Siruptörtchen zu mir genommen) hatte, entschloss ich mich, meine Reise vorerst zu unterbrechen, in einer der örtlichen Schänken abzusteigen und mir als Abwechslung von meinem doch eher zähen Reiseproviant ein deftiges Abendessen, ein paar Bierchen und vor allem ein weiches Bett für die Nacht zu gönnen. Die Schänke war dann auch durchaus gemütlich, der Wirt ein dicklicher, älterer und etwas aufdringlicher Glatzkopf mit lautem Lachen, der ständig un- aufgefordert mehr oder weniger lustige Anekdoten von seiner Arbeit und den berühmten Gästen, die er schon beherbergt hatte, erzählte, und die meisten Gäste eher wohlhabende örtliche Handwerker und Kaufleute. Trotz des Wirtes genoss ich aber meinen Aufenthalt, zumal im weiteren Verlauf des Abends auch eine wunderhübsche, dunkelhaarige Bardin mit angenehm sanfter, tiefer Stimme

Geschichten von Abenteuern im fernen Süden Aventuriens vortrug. Zunächst grübelte ich noch, ob es wirklich eine gute Idee gewesen war, >Abenteurer< zu werden, dann aber ließ ich mich von der Stimme der Sängerin davontragen und durchlebte im Geist die wildesten Heldentaten in den Moha-Dschungeln ... Ich war wohl sogar ein wenig an der Theke eingedöst, als mir plötzlich jemand kräftig von hinten auf die Schulter schlug. Ich fuhr erschreckt herum und stand damit einem wahren Riesen von einem Mann gegenüber. Bestimmt zwei Schritt hoch, mit Schultern, die doppelt so breit wie meine waren. Gekleidet war der Hüne in ein blitzendes Kettenhemd, fast leuchtende, weiße Beinkleider und einen langen, gleichfalls strahlend weißen Umhang, dazu trug er schwere, metallene Panzerhandschuhe. Einen gewaltigen Streithammer hatte er auf den Rücken geschnallt - ein kleinerer oder schwächerer Mensch wäre sicherlich alleine durch das Gewicht dieser Waffe umgerissen worden. Dabei hatte er ein auffallend weiches Gesicht, fast noch kindlich, mit leuchtenden blauen Augen. Einzig seine Haare widersprachen dem strahlenden Gesamteindruck, waren sie doch von jenem Blond, das man vor allem bei Straßenkötern findet, und standen auf eine Weise vom Kopf ab, die ebenfalls jedem Gassenhund Ehre gemacht hätte. Er konnte kaum älter als ich selbst sein. »Heda, Bursche, ich sehe, dass Ihr ein Schwert führt. So seid Ihr ein Söldling, eine Mietklinge?«, sprach er mich mit für seine Größe erstaunlich heller Stimme an.

Verblüfft sah ich an mir hinunter; tatsächlich, ich hatte ganz vergessen, dass ich das alte, rostige Schwert, das ... aber das ist eine andere Geschichte ... na ja, jedenfalls hatte ich ganz vergessen, dass ich dieses Schwert noch bei mir führte. Dass man mich, der ich nun wirklich nicht allzu athletisch wirkte (wozu wohl auch der Genuss von Almadaner Siruptörtchen, ich erwähnte es schon, nicht unbedingt beigetragen haben mag) und im Umgang mit dem Schwert ungefähr so erfahren war wie ein Waldmensch

im Imman-Spielen, für einen Söldner halten sollte, erstaunte mich doch nicht wenig. Und wie sollte ich darauf antworten? Einerseits begannen die Abenteuer der großen Helden doch auch immer damit, dass sie irgendwer in einer Kneipe ansprach, andererseits, was war, wenn dieser fremde Krieger, denn um einen solchen handelte es sich bei meinem Gegenüber offenbar, nun ein Offizier war, der Freiwillige für den Feldzug gegen die Schwarzen Lande anwerben wollte? Ich war mir ziemlich sicher, dass ein Dasein als Soldat und Befehlsempfänger keinesfalls meinem Traum von großen, heldenhaften Abenteuern entsprechen würde. Ich bemerkte nun, wie sich die Gesichtszüge meines Gegenübers angesichts meines Zögerns verfinsterten und rang mich daher rasch zu einer gestotterten Antwort durch: »Nun... ahem ... nicht... nicht direkt, nicht Söldner im eigentlichen Sinne ... Ich ... äh ... ziehe auf der Suche nach Abenteuern durch die Lande; wenn es aber um eine gute Sache geht, stehen ich und mein Schwert mit Freude zur Verfügung«, erwiderte ich und empfand diesen Satz sofort, nachdem ich ihn ausgesprochen hatte, als ausgesprochen pathetisch. Aber so redete man doch als Held, oder? Ich meine, früher hatte ich eher zu Spott geneigt und hatte vielleicht deshalb noch immer eine zu starke Neigung, die Dinge nicht ernst genug zu nehmen. Doch die Helden in den Geschichten mochten zwar über besonders erbärmliche Schurken spotten, niemals hatte ich aber gehört, dass sie Ihre eigenen Heldentaten nicht ernst genommen hätten. Leider nahm mein Gegenüber keine besondere Notiz von meinem sprachlichen Heldenmut.

Gut, gut«, entgegnete er stattdessen. »Ich könnte die Hilfe eines fähigen Kämpfers bei der Aufgabe, die mir bevorsteht, gebrauchen.«

Ich entschied mich, dass ich das Thema >fähiger Kämpfe* nicht unbedingt gleich am Anfang unserer Bekanntschaft anschneiden musste, da die Erwähnung seiner >Aufgabe< doch meine Neugier geweckt hatte.

»Nun, welche Queste ist es denn, auf die wir uns begeben sollen?« Diesmal konnte ich nur mit äußerster Selbstbeherrschung verhindern, ob meiner eigenen Ausdrucksweise in Gelächter oder doch zumindest in mindestens ebenso unheldisches Gekicher auszubrechen.

»Meine zukünftige Gemahlin, die Dame Silvana von Dragenstein, hätte bereits seit mehreren Wochen aus Weiden zu dem hiesigen Gehöft ihrer Eltern zurückkehren sollen. Wir hatten uns zuletzt vor einigen Monden in Gareth gesehen, wo sie ihre Abschlussprüfung an der örtlichen Magierakademie«, - hier rümpfte der Sprecher deutlich die Nase - »abgelegt hatte. Sie wollte nur ihren Lehrmeister zurück zu dessen Turm in Weiden begleiten und mir dann hierher folgen. Doch weder von ihr noch von ihrem Lehrer gab es seither Nachricht. Es steht zu befürchten, dass sie entführt wurde - oder Schlimmeres.«

Na, das hörte sich doch endlich nach einer angemessenen Aufgabe an, die klassische Rettung der entführten Frau durch einige strahlende Recken, das war ja schon fast alrikiös! Ich verzichtete darauf, den Jüngling zu fragen, ob seine Angebetete denn auch Jungfrau sei, hatte ich doch das Gefühl, er würde diese Frage eher missverstehen, und erklärte stattdessen mit entschlossenem Kopfnicken: »Das klingt fürwahr nach einer edlen Aufgabe. Wohlan denn, ich bin bereit, für euch in das Abenteuer zu ziehen. Alrik mein Name, ich bin geehrt, euch kennen zu lernen. Wann sollen wir reiten?« Innerlich gratulierte ich mir dazu, dass ich mich offensichtlich langsam an das Heldendasein gewöhnte, gingen mir die Worte doch schon viel leichter über die Lippen. Allerdings nagte im Hinterkopf irgendwo doch noch der Gedanke, dass Nedimes Alrik eher etwas im Sinne von »Na ja, wenn das Geld stimmt, bin ich dabei« gesagt hätte. Der Krieger schien meine Wortwahl aber durchaus erwartet zu haben. »Alrik, eh? Sehr gut, Ihr dürft mich begleiten. Haduwulf Bernfried Albur von Weißentraut der Zweite mein Name. Nennt mich einfach von Weißentraut.«

Mit diesen Worten quetschte er meine rechte Hand mit seiner metallenen Pranke, bis ich vermeinte, die Knochen splintern zu hören.

Während mir das Wasser vor Schmerz in die Augen trat und ich knirschend die Zähne zusammenbiss, um nicht laut aufzuschreien, fuhr von Weißentraut fort: »Wir werden noch eine Begleiterin haben. Der Vogt, Praios behüte Ihn für alle Zeiten, hat seiner Wildhüterin befohlen, uns zu begleiten, um uns bei der Suche zu helfen. Weiden ist ein wildes Land, und falls Silvana von Räufern in die Wälder verschleppt wurde, werden wir jemanden brauchen, der Spuren lesen kann. Ich werde ihr mitteilen, dass sie morgen bei Tagesanbruch vor der Herberge auf uns warten soll. Dann brechen wir auf.«

Ich wunderte mich etwas, wieso der Vogt sich für das Vorhaben von Weißentrauts interessierte. Meines Wissens geschah es eher selten, dass Adlige ihre Hofdiener auf Abenteuer aussandten; es gab mehr als genug Herumtreiber wie mich, deren Verlust man eher in Kauf nahm als den einer gut ausgebildeten Wildhüterin. Ich bemühte mich aber, diese Überlegungen zu verdrängen... zum einen stand es einem Helden kaum an, sich selbst als Herumtreiber zu bezeichnen, zum anderen gab es derzeit Dringlicheres zu tun: Für eine Reise nach Weiden würde ich mehr Proviant benötigen, als ich hatte; auch sollte ich mir wohl etwas dickere Kleidung zulegen, ich nahm an, dass die Herbstzeit in Weiden kälter sei als im sonnigen Horasreich, und wer wusste schon, ob unser Abenteuer nicht gar bis zum Winterbeginn andauern würde? Und ein Blick auf das geschneigte Aussehen des heldenhaften Kriegers von Weißentraut ließ mich daran zweifeln, dass dieser sich über eine angemessene Ausrüstung für eine solche Reise ausreichend Gedanken machen würde. Zum Glück hatte der Wirt irgendwo in den Tiefen seiner Speisekammer noch mehrere harte Brote und genügend Dörrfleisch, um damit notfalls für einen mehrwöchigen Ritt versorgt zu

sein. Eine Flasche Schnaps ließ ich mir auch noch aufschwätzen, einen alten, dicken Mantel des Wirtes sowie feste, nur geringfügig zu große Stiefel, hölzernes Geschirr und Essbesteck für drei Personen, ein Netz, falls wir nach Fischen angeln mussten, eine Wolldecke, eine Hängematte, außerdem ein Kästchen rostiger Nägel, einen alten Federkiel und zwei Fackeln, vier Hufeisen, eine Nagelfeile, einen alten Spaten, einen Hammer und etwas Lampenöl sowie einen kleinen, leicht zu tragenden Kupferkessel. Während ich meine Verhandlungen mit dem Wirt führte - dem man förmlich ansehen konnte, wie es hinter seiner Stirn arbeitete, während er überlegte, welches von seinem alten Gerümpel er mir noch verkaufen könnte -, verabschiedete sich von Weißentraut mit den Worten: »Möge Rondra Euren Schlaf behüten, wir sehen uns im Morgengrauen.«

Erneut wunderte ich mich über seine Wortwahl, hatte ich doch nie zuvor einen Menschen gekannt, der ausgerechnet Rondra, der Göttin des Sturmes und des Krieges, die Wacht über den Schlaf anvertrauen würde. Aber vermutlich mussten Krieger so reden, nahm ich an.

Es sollte eine sehr kurze Nacht werden. Zunächst brauchte ich recht lange, um meine neuen Erwerbungen irgendwie in, an und auf meinem Rucksack zu verstauen und festzuzurren. Dann konnte ich vor lauter Aufregung über den endlich bevorstehenden Beginn meines großen Abenteurers kaum schlafen; dazu kam, dass in der Schänke noch bis spät in die Nacht hinein einige Gäste, den Stimmen nach Thorwaler-Herkunft, mit nicht gelindem Lärm eine Feier zu geben schienen. Und so wälzte ich mich auf meinen Laken hin und her und kramte in Gedanken alles zusammen, was ich über Weiden wusste. Hinterwäldlerisch war das erste Wort, das mir in den Sinn kam. Wenn alle wissenschaftlichen und künstlerischen Neuigkeiten aus dem Horasreich kamen, so war Weiden unter den zivilisierten Ländern Aventuriens dasjenige, in dem sie zuletzt

oder gar nicht ankamen. Orkhorden sollten dort die Wildnis durchstreifen, die im Übrigen von Rinderbaronen und ihren Viehherden beherrscht wurde und in welcher der Rondrakult eine seiner wichtigsten Tempelburgen hatte. Noch dazu galt ausgerechnet diese Festung der Kriegsgöttin dort als eines der wenigen Zentren von Wissen und Bildung, wenn ich mich recht erinnerte. Auch waren die schwarzen Lande nicht weit entfernt, sodass immer zu befürchten war, dass die Hand der Diener Borbarads auch nach Weiden griff. Nur wenige der Heldengeschichten, die ich in meiner Heimat gehört hatte, spielten im Weidener Lande, und wenn, dann waren die Heroen meist nicht vom Schlage eines Alriks, der sich im Harem des Kalifen versteckte und seinen Häschern eine lange Nase drehte oder der auf Zehenspitzen durch das Haus des Scharfrichters Dolguruk schlich, um den Prinzen zu befreien, sondern stattdessen stolze, ernste (um nicht zu sagen humorlose) Ritter in schweren Rüstungen, die mit gesenkter Lanze geradewegs auf eine ganze Armee von Feinden zugalopierten. Ich hatte die vage Befürchtung, dass von Weißentraut sich in solch einem Lande wohler fühlen würde als ich. Andererseits gehörten zu diesen Geschichten auch immer große, bunte Turniere mit Gauklern und Spielleuten und Bannern, die über den Zelten der Ritter lustig im Wind flatterten, keusche Burgfräuleins, trutzige Burgen und - als Gegenspieler des Helden - unheimliche Feenwesen und tückische, verführerische Hexen in finsternen Wäldern

Das Abenteuer beginnt!

Mit diesen Bildern vor Augen war ich gerade in einen leichten Schlaf gesunken, als von Weißentraut mit seiner Stahlfaust gegen meine Tür hämmerte: »Seid Ihr bereit? Wir brechen auf!«, krächzte er.

Nachdem ich mich unter Ächzen und Stöhnen von meiner Bettstatt erhoben, mich gewaschen und angekleidet und endlich mit erneutem Stöhnen den erschreckend schweren Rucksack umgeschlungen und den Schwertgürtel um die Hüfte gelegt hatte, verließ ich meine Unterkunft. Der Himmel war noch pechscharf; ein Sonnenaufgang war am Horizont noch nicht einmal zu erahnen, von >Morgengrauen< oder >Tagesanbruch< war nichts zu sehen. Auch die Stände des fahrenden Volkes ringsum waren noch über Nacht geschlossen, keine Menschenseele war außer uns auf der Straße.

Von Weißentraut und die Jägerin waren jedoch offenkundig schon reisefertig. Der Krieger hatte ein gewaltiges, böseartig schnaubendes, schwarzes Streitross bestiegen, das mich überraunig anstarrte und zornig mit einem Vorderhuf scharfte. Die Wildhüterin, ein Mädchen ungefähr in meinem Alter von schlanker Statur mit kurzen, strohblonden Haaren und blaugrauen Augen, saß dagegen auf einem eleganten Fuchs, der aufmerksam die Umgebung beobachtete und dessen Ohren nervös zuckten. Ihre Kleidung war schlicht, aber stabil. Ein kurzer Bogen sowie ein Köcher mit Pfeilen waren an ihrem Sattel angebracht. Ansonsten führte sie, soweit ich das sehen konnte, nur einen Brotbeutel, einen Wasserschlauch und ein zusammengerolltes Stoffbündel mit sich - auch von Weißentrauts Tasche war, wie mir nun auffiel, doch eher klein. Ein amü-

siertes Lächeln zuckte über die Lippen der Wildhüterin, als sie meinen schweren Rucksack sah; das Lächeln wurde jedoch zu einem breiten Grinsen, als ich mein kleines Pony aus dem Stall holte und mich ungelenk in den Sattel schwang. »Wäret Ihr dann bereit zum Aufbruch, strahlender Held?«, ergriff sie endlich mit spöttischer Stimme das Wort. »Oder habt Ihr vielleicht noch weiteres Gepäck im Hause? Sollten wir noch einige Träger anheuern? Ich meine gehört zu haben, dass gestern der stärkste Mann Aventuriens auf dem Marktplatz aufgetreten ist; vielleicht könnte er Euch helfen, Eure Lasten zu transportieren?«

Ich ignorierte ihren Scherz. Sie würde schon sehen, wie nützlich mein Gepäck war, wenn wir plötzlich darauf angewiesen sein sollten, uns nur noch von Fischen zu ernähren oder ein Floß zu zimmern oder schlicht durch eine dunkle Höhle zu schleichen. Stattdessen verbeugte ich mich, so gut mir dies möglich war, ohne wieder aus dem Sattel zu rutschen, und stellte mich ihr vor.

Wieder grinste sie, als sie hörte, dass ich mich als >herumziehender Abenteurer< bezeichnete, verneigte sich jedoch ebenfalls vor mir und antwortete knapp: »Tsaja Florent, Wildhüterin zu königlich Dornensee«.

»Für lange Vorstellungen ist jetzt keine Zeit«, krächzte von Weißentraut. »Meine Geliebte wartet auf ihre Rettung! Für Rondra und Silvana!« Mit diesen Worten stieß er seinem Pferd die schweren Stiefel in die Flanken, woraufhin der Rappe einen mächtigen Satz nach vorne machte und dann im Galopp davontief. Mit einem leisen Schnalzen ihrer Zunge - und einem in der Dunkelheit kaum wahrzunehmenden Augenrollen - setzte auch Tsaja ihr Pferd zunächst in Trab, dann in Galopp; ich zockelte auf meinem braven Pony hinterher, so schnell es mir möglich war. Dabei dachte ich darüber nach, ob es etwas bedeuten mochte, dass unser tapferer Anführer den Namen der Kriegsgöttin vor dem seiner Geliebten genannt hatte.

Von Dornensee war es nicht weit bis zur Reichsstraße II, einer der meistbenutzten Routen des Neuen Reiches. Vier Schritt breit, mit Granitplatten befestigt und mit Gräben zur Rechten und zur Linken, erleichterte sie unser Vorankommen ganz erheblich, wiewohl uns eine Vielzahl anderer Reisender sowohl in unserer Richtung als auch nach Süden, gen Punin, hier begegneten. Reisende Handwerker in traditioneller Kluft, zumeist zu Fuß unterwegs auf der Suche nach einer Anstellung in einer der reichen Eslamsgrunder Grafschaften, Bauernkarren auf dem Weg zum nächsten Markt, ärmere Händler, die ihre kleinen Pritschenwagen Richtung Gareth lenkten, wohlhabendere Kaufleute und Adlige, die in prunkvollen Karossen gen Punin zogen, schwer bewaffnete Söldnertrupps auf der Reise nach Wehrheim und von dort weiter in die Schwarzen Lande - alle möglichen Menschen schienen einen guten Grund zu haben, die Reichsstraße zu nutzen. Hin und wieder zogen auch kleine Trupps gut gerüsteter Gardisten auf schnellen Warunker Rössern an uns vorbei. Vor Räubern schien man bei all der Militärpräsenz auf dieser Straße keine Sorge haben zu müssen.

In regelmäßigen Abständen passierten wir kleine Gasthäuser, häufig mit angeschlossenen Ställen der Beilunker Reiter, des Kaiserlichen Boten- und Kurierdienstes oder der Silbernen Falken, sodass wir die Nächte nicht hätten am Straßenrand verbringen müssen. Da jedoch das Wetter immer noch sommerlich warm und trocken war, entschlossen wir uns mehrfach, auf die Unterkunft in einem der Gasthäuser zu verzichten und rasteten etwas abseits der Straße, um nicht andere eilige Reisende aufzuhalten.

Recht schnell entwickelten wir auch eine gewisse Routine für diese Nachtlager. Tsaja erkundete zunächst die Umgebung unseres Lagerplatzes auf etwaige Gefahren hin. Dies erschien mir hier, im friedlichen Garetien, noch wenig nachvollziehbar, hatte später aber in Weiden doch eine durchaus beruhigende Wirkung. Nach ihrer Rückkehr

kümmerte sie sich darum, ein kleines Feuer in Gang zu bringen. Von Weißentraut polierte mit Leidenschaft seinen Streithammer und die Rüstung und bestand darauf, einige Stunden Nachtwache zu halten.

Ich war dafür zuständig, Holz für das Feuer zu sammeln, die Pferde abzusatteln, zu füttern und zu striegeln und das Essen zuzubereiten. Wobei das Füttern und Pflegen des schwarzen Streitrosses eine Aufgabe war, vor der ich mich rasch so sehr zu fürchten lernte, dass mir schon beim morgendlichen Aufstehen vor der nächsten Rast graute. Während mein Pony ohnehin ausgesprochen zutraulich war und sich auch Tsajas Fuchs erkennbar freute, wenn ich ihn von der Last des Sattels befreite und ihm sein Futter brachte, hätte ich schwören können, dass dieses böartige, nachtschwarze, riesige Vieh mich hasste. Nur war das keine besondere Leistung meinerseits, da das Tier jedes andere Lebewesen, inklusive von Weißentraut selbst, zu hassen schien. Selbst die anderen beiden Pferde hielten ständig einen mehr als nur respektvollen Abstand zu dieser Bestie mit Hufen. Wenn es mich nur in seiner Nähe hörte, sah oder roch, begann es schon, mit den Hufen zu scharren. Dennoch wartete es aber stets, bis ich in Reichweite war, ehe es mit einer Geschwindigkeit, wie man sie sonst nur Schlangen zuschreiben würde, zuschnappte, um sich nach Möglichkeit in meinen Arm zu verbeißen. Wenn *sich* eine Gelegenheit bot, verschmähte der Wallach es aber auch nicht, nach hinten auszukeilen oder mit den Vorderhufen nach mir zu treten.

Sicher, in den Geschichten der Barden würde sich so ein 'erhalten eines Pferdes als ein eigentlich nett gemeintes Spiel, mit dem das Tier den Mut des Futterbringers testen >öll, beschrieben, das letztlich dazu führt, dass beide Respekt voreinander haben und das treue und kluge Tier am Ende den Fütterer aus einer tödlichen Gefahr rettet. Nun, dieses Tier wollte nicht spielen, es wollte mich auch nicht retten, vielmehr hatte es sich einzig und allein das Ziel

gesetzt, mir einen möglichst qualvollen Tod zu bereiten, davon bin ich bis heute überzeugt.

Von Weißentraut reckte aber nur das Kinn beleidigt empor, als ich vorsichtig versuchte, ihn auf den Charakter seines Tieres hinzuweisen. »Rondrikan ist ein echter Tralloper Riese, ich selbst habe ihn in meiner Zeit auf der Kriegerakademie in Baliho ausbilden müssen. Es gibt keinen treueren Gefährten für einen Ritter! Es sollte Euch eine Ehre sein, ihn versorgen zu dürfen!«, krächte er mich an.

Weniger als seine Ansprache oder der pathetische Name des Pferdes fiel mir auf, dass der Satz über den »treuesten Gefährten« wie auswendig gelernt klang und dass er das Wort »müssen« verwendete, wo er doch zugleich behauptete, die Pflege sei eine sehr ehrenhafte Aufgabe. Ich hatte den unbestimmten Verdacht, dass zwischen von Weißentraut und der Kriegerakademie Baliho keine Liebe verloren war. Ich verkniff es mir aber, ihn darauf anzusprechen, hatte ich doch schon im Laufe unseres ersten Tages gelernt, dass von Weißentraut es ganz generell nicht sonderlich zu schätzen schien, Gespräche mit mir zu führen, nachdem er erkannte hatte, dass ich keinen Adelstitel trug und auch kein berühmter Schwertkämpfer war. Also schwieg ich zumeist, solange der Krieger in der Nähe war.

Mit Tsaja dagegen ließ sich eher ein Gespräch führen, wenn wir von Weißentraut seinen Polierarbeiten überließen. Wie sich herausstellte, war sie im Gegensatz zu mir und von Weißentraut keinesfalls begeistert von dieser Expedition, sondern hätte viel lieber weiter ihr einigermaßen sicheres Leben als Wildhüterin geführt. Sie hatte eine eigene, kleine Hütte, ein regelmäßiges Einkommen und eine Arbeit, die ihr zwar nicht in allen Aspekten Vergnügen bereitete, die sie jedoch gut beherrschte. Und genau das war es, was sie vom Leben erwartete, jedenfalls behauptete sie das. Ein passender Ehemann fehlte ihr noch, wie sie mir am dritten Abend anvertraute, aber sie machte sich Hoffnungen, eines Tages unter den zahlreichen Durchrei-

senden, die man in Garetien zu sehen bekam, den Richtigen zu finden.

Ich war, wie ich zugebe, ein wenig enttäuscht, dass ICH offensichtlich nicht einmal als der Richtige erwogen wurde. Nicht, dass ich Interesse an Tsaja gehabt hätte - wiewohl sie durchaus hübsch war. Insbesondere ihre normalerweise so ernsten Gesichtszüge mit den graublauen Augen, die von einem Moment zum anderen so verschmitzt-spöttisch aufleuchten konnten, faszinierten mich. Doch meine Abenteuer hatten gerade erst begonnen, und eine Frau, die einen Ehemann wollte, wäre da wohl kaum eine gute Idee - aber SIE hätte doch zumindest ein wenig Interesse zeigen können. Als sie mir aber am fünften Abend unserer Reise, nachdem wir zuvor in einer der Wirtshäuser einige Gläser Trollzacker Schnaps geleert hatten, verriet, dass sie eigentlich ja von einem gewissen Junker Gernot von Freiderburg schwärmte - genauer gesagt, weniger von ihm als von seinem muskulösen Körper in der Uniform des Reiterregimentes Goldene Lanze -, war meine Kränkung auch schon wieder verflogen. Wenn ihr Herz schon vergeben war, so konnte ihr fehlendes Interesse an mir wohl kaum eine Enttäuschung sein. Jedenfalls war es angenehmer, ihr Desinteresse so zu erklären, als darüber nachzudenken, dass mein Körper in derselben Uniform vermutlich weniger Eindruck gemacht hätte.

Im Übrigen entpuppte sich Tsaja als eine wahre Goldmine an Gerüchten, Klatsch und Tratsch aus der Region Dornensee; hatte ich mir unter Wildhütern bisher, wie der Xame es anzudeuten schien, verwilderte Gesellen vorgestellt, die mehr mit Tieren sprachen als mit Menschen, so klärte mich Tsaja bald darüber auf, dass sie in Wahrheit zu ihrem Leidwesen den Großteil ihrer Zeit in einem Bureau im Schösschen des Vogtes verbrachte und nur vereinzelt in die Wälder zog, wenn eine Jagd vorbereitet werden sollte, wilde Tiere aus dem Raschtulswall sich nach Dornensee verirrt hatten oder Gerüchte über Wilderer dem Vogt

zu Ohren kamen. Was für mich aber eben den Vorteil hatte, dass Tsaja mich über einige drängende Fragen zu unserer Queste aufklären konnte. So brachte ich in Erfahrung, dass der Vogt selbst die von uns gesuchte Dame respektive deren Eltern - eine verarmte Seitenlinie einer Adelsfamilie, die zwar nicht mal mehr ein Pferd ihr eigen nennen konnte, aber immer noch einen stolzen Namen trug - mit einem alten Weidener Magier bekannt gemacht hatte, nachdem die Gareth Akademie mitgeteilt hatte, keinen Platz für die als nur mittelmäßig begabt eingeschätzte Scholarin zu haben. Er erhoffte sich davon wohl, eine günstige >Hofmagierin< zu erhalten. Dies erklärte auch das Interesse des Vogtes an unserer Reise - offenkundig wollte er nun, da die Ausbildung abgeschlossen war, keineswegs auf die erwartete magische Hilfe verzichten. Tsaja selbst schien übrigens nicht allzu viel von ihrem Herrn zu halten, wengleich sie sich hütete, dies direkt zu äußern. Aber ihre übertriebene, erkennbar geheuchelte Begeisterung, wann immer die Rede auf Vogt Albur kam, schien mir ebenso deutlich, als hätte sie ihn offen zum Namenlosen gewünscht. Vielleicht irrte ich mich aber auch; möglicherweise lag ihr verstecktes Missvergnügen einfach daran, dass ihr überhaupt die Arbeit als Wildhüterin doch nicht so gut gefiel, wie sie sich und mich glauben machen wollte. Ich nahm mir, vor sie später einmal darauf anzusprechen.

Weiter wusste Tsaja zu berichten, dass der gute von Weißentraut schon praktisch von seiner Geburt an als Ehemann dieser Silvana vorgesehen gewesen sei; die Ehe sei unter deren Familien, beide dem niederen Adel angehörend, vereinbart worden. Und da von Weißentrauts Eltern ausgesprochen misstrauisch seien, hätten sie ihren Sohn statt nach Gareth auf die etwas rückständige Kriegerakademie Schwert und Schild zu Baliho geschickt, damit dieser immer in der Nähe seiner Silvana sei.

Mit Gesprächen dieser Art ließen wir die goldenen Felder der Grafschaft Eslamsgrund rasch hinter uns und erreichten die Kaiserstadt Gareth. Gareth! Wie viele Namen, wie viele Geschichten verbanden sich, verbinden sich bis heute mit diesem Namen. Raul von Gareth hatte hier ebenso geherrscht wie Kaiser Perval, die Priesterkaiser ebenso wie der Weise Rohal. Raidri Conchobair hatte einige seiner größten Triumphe auf dem hiesigen Turnier gefeiert, der schurkische Graf Answin von Rabenmund dagegen seine erste große Niederlage erlitten. Und jüngst erst hat das Dämonenreich hier seinen größten Sieg errungen und schreckliche Schäden angerichtet, zugleich aber auch selbst durch die Tapferkeit der Garether Bürgerschaft gewaltige Verluste erlitten. Anders als das gelehrte Vinsalt, das immer das Zentrum der Wissenschaft, der Bildung und des Fortschritts sein wird, anders als das stolze und zugleich schreckliche Al'Anfa, in dem alveranerschütternde Armut neben den herrlichsten Schätzen liegt, anders auch als das nüchterne, kühle Festum der Kaufleute und Seefahrer war Gareth schon damals die eine Stadt Aventuriens, die Platz für jeden hatte. So unterschiedlich wie die Einwohner dieses auesgesegneten Erdteils sind auch die Bewohner und Gäste Gareths. Mittelreicher, Horasier, Bornländer, Elfen, Zwerge, Mohas und Novadis, alle konnte man hier antreffen, und jeder machte die Stadt zu seinem Heim, so gut es ihm möglich war. Es gibt im Bosparano den berühmten Satz >Alle Wege führen nach Bosparan.< Ich glaube nicht, dass das jemals der Wahrheit entsprach; als Bosparan gegründet wurde, waren viele Teile des Kontinents von den Siedlern aus dem Gildenland noch gar nicht erschlossen. '•Veder die Dschungel der Mohas noch die Eiswüsten der Schneelfen waren ihnen bekannt. Doch nach Gareth, nach Gareth führen heute tatsächlich alle Straßen irgendwann. Das mag gefährlich erscheinen, da auch die Thronfolger Sorbarads immer wieder ihren Weg ins Herz des Mittelreiches finden - wie ja gerade erst wieder auf schreckliche

Weise bestätigt wurde. Doch es bietet auch so viele Gelegenheiten und Chancen, dass diese Gefahren einen kleinen Preis dafür darstellen. Gerne hätte ich mich hier länger umgesehen, hätte die prächtigen Alleen Alt-Gareths durchstreift, Anteil genommen an der einzigartigen, tsa- wie phexwürdigen Lebensfreude der Menschen im Südquartier, jenem Viertel aus schmalen Gassen im Schatten hoher Mietskasernen, in dem jederzeit Herumtreiber und Straßenköter lungern, hätte die prunkvollen Tempel besucht und vielleicht sogar von Ferne einen Blick auf die damals noch völlig unbeschädigte Kaiserresidenz oder den Sonnenpalast erhascht... alleine, von Weißentraut drängt zur Eile, sodass wir uns in der Stadt nicht länger aufhielten, als es notwendig war, um sie von Süd nach Nord zu durchqueren. Erst Jahre später sollte es mir vergönnt sein, einige Wochen in diesem wahren Zentrum Aventuriens zu verbringen, wo ich ... doch ich schweife ab ... wo war ich? Ach ja ... also, nördlich von Gareth führte unser Weg durch die Grafschaft Hartsteen. Die Landschaft wandelte sich, je weiter wir gen Firun reisten. Aus den endlosen Feldern, Obstgärten und Pferdeweiden Eslamsgrunds wurde bald waldigeres Gelände, das jedoch immer noch oft von Feldern durchbrochen wurde. Auch begegneten uns häufiger größere Gruppen Soldaten und Söldnern, die von Perri-cum, dem größten Kriegshafen des Reiches an der Ostküste und dadurch wichtige Bastion im Krieg gegen die Schwarzen Lande, gen Wehrheim oder umgekehrt reisten. Auch Wehrheim selbst passierten wir, kaum, dass wir das Königreich Garetien hinter uns gelassen und Darpatien betreten hatten. Anders als Gareth, Vinsalt oder Kuslik wirkte diese Stadt, als sei sie nicht langsam gewachsen, sondern vollständig auf dem Zeichenbrett eines Baumeisters entworfen worden. Pfeilgerade stand ein Haus neben dem anderen; selbst die Zelte, die zur Unterbringung der zahlreichen tobri-schen Flüchtlinge vor den Stadtmauern errichtet waren, schienen sauber aufgereiht wie Perlen an einer

Schnur. Doch nicht alleine in der Bauweise zeigte sich dieser erstaunliche Hang zu geradezu militärischer Ordnung: Nicht das geringste Stäubchen Dreck war auf den Straßen zu sehen, kein Fleck an einer der schmucken Fachwerkhauswände, obwohl ständig die schweren Stiefel patrouillierender Soldaten auf dem Stein hallten. Sowohl beim Betreten als auch beim Verlassen der Stadt wurden wir gründlich kontrolliert; von Weißentraut dürfte mit seinem Kriegshammer nur passieren, weil er ein notwendiges Schriftstück, einen so genannten Kriegerbrief, vorweisen konnte.

So sicher und ordentlich die Stadt auch sein mochte, heimisch oder gemütlich erschien sie keinesfalls, eher ein wenig kalt und bedrohlich, und diesmal war ich froh, dass von Weißentraut keinen Aufenthalt eingeplant hatte. Vielleicht hätte ich weniger hart über die Stadt geurteilt, *venn ich schon damals ihr Schicksal gekannt hätte ... aber solche Gedanken sind müßig.

Nachdem wir Wehrheim hinter uns gelassen hatten, durchquerten wir, immer noch der Reichsstraße folgend, die Weiten Darpatiens. Wieder passierten wir schier endlose Viehweiden und Kornfelder. Je weiter wir nach Norden vordrangen, desto häufiger wurden aber auch größere Saumgruppen; insbesondere zu unserer Linken sah man am Horizont oft lang gezogene, dichte Wälder. Nun, da der Monat Travia seinem Ende zuging, sahen wir auch die ersten Schwärme von Marboschwalben gen Praios ziehen, untrügliches Zeichen dafür, dass sich Firuns Mantel bald aber Aventurien breiten würde. Nicht, dass ich damals eine Varboschwalbe von einem Kirschfresser hätte unterscheiden können, aber Tsaja konnte es sehr wohl und machte mich mit einigen Gesten und knappen Worten auf die Vögel und die Bedeutung ihres Flugs aufmerksam - was mich wiederum zu der Frage veranlasste, ob es nicht leichter wäre, die Jahreszeiten in einem Kalender festzuhalten, anstatt ständig nach irgendwelchen Vögeln schießen zu

müssen, um zu erkennen, wann es Winter wird. Nur für das Protokoll: Tsaja war nicht besonders amüsiert ob meiner Anmerkung; ich nahm mir fest vor, meine schlechten Witze etwas einzuschränken, als ich ihren Blick auffing.

Endlich gelangten wir an jenes kleine Zollhäuschen, das die Grenze nach Weiden markierte. Die drei Zöllner musterten uns aufmerksam; insbesondere mein schwerer Rucksack interessierte sie. Nachdem ich ihnen gezeigt hatte, dass ich nur >Abenteurerausrüstung< mit mir führte, grinsten sie einander zwar an - auch vermeinte ich, aus dem Munde des einen >Alrik< zu hören -, ließen uns jedoch anstandslos gegen einen symbolischen Obolus von je einem Heller passieren. Allerdings vermeinte ich noch eine ganze Weile, in der Ferne ihr Lachen zu hören ...

Die Zeit des Ritters

Dies war also Weiden! Die Landschaft unterschied sich allerdings nicht wesentlich von der Darpatiens. Immer noch säumten saftige, tiefgrüne Wiesen die Reichsstraße, hin und wieder abgelöst von mächtigen alten Bäumen mit eüldenem Blattwerk. Wenige Meilen nach der Zollstation *zab* von Weißentraut, der als Einziger von uns unser erstes Ziel, nämlich den Turm des Magiers, der Silvana ausgebildet hatte, schon einmal besucht hatte, uns zu verstehen, dass wir die Reichsstraße verlassen mussten, um unser Ziel zu erreichen. Nunmehr folgten wir einem schmalen Weg, kaum mehr als ein Trampelpfad, in den allerdings die Räder zahlreicher Wagen im Laufe der Jahre tiefe Furchen gezogen hatten, gen Osten. Trotz des schlechten Weges kamen wir gut voran. Von Weißentrauts Wallach schien seit dem Sieg über den kleinen Ritter vor Energie zu berseren und drängte immer wieder voran; vielleicht spürte er luch die Nähe seiner heimatlichen Weiden. Doch auch Isajas Fuchs wirkte gut gelaunt und frisch, und mein Paa-v~pony hätte mit seinen großen Hufen selbst auf vereistem relsboden keine Schwierigkeiten gehabt. Auch das Wetter >rar uns noch immer gewogen, trotz der bisweilen kalten ' <Vinde aus Firun wärmte die Praiosscheibe uns noch so fchr, dass wir auf Mäntel und Umhänge getrost verzichten onnten. Andere Reisenden sahen wir nun keine mehr, i-ifür hörten wir aber lautstark die Vögel über uns zwitschern. Überhaupt, der Wald um uns herum bot einen rrachtvollen Anblick; grün-golden schimmerten die Blät-helle Sonnenstrahlen drangen auf die Straße herab, ^rjnal huschte sogar ein kleiner, roter Fuchs über den Pfad, irr. sogleich wieder im Unterholz zu verschwinden. Es fiel

schwer, sich vorzustellen, dass sich diese derart ruhige und friedliche Umgebung mitten in der wildesten Provinz des Neuen Reiches befand.

»Geld oder Leben!« Eine heisere Stimme riss mich aus meinen Gedanken. Eine schmale, kleine Gestalt, die in bunte Lumpen gehüllt war und deren Gesicht völlig im Schatten eines runden Filzhut mit roten, zerrissenen Federn verborgen war, stand mitten auf dem Weg. Eine Armbrust hielt die Gestalt auf von Weißentraut gerichtet.

»Ihr seid umzingelt!«, fuhr der Gnom fort. »Aber wenn ihr mir schön brav euer Geld gebt, passiert euch nichts!«

Wieder einmal wunderte ich mich über mich selbst. Statt mich eingeschüchtert oder wenigstens wütend zu fühlen, stellte ich fest, dass ich eigentlich vor allem enttäuscht war. Straßenräuber kannte ich bisher nur aus den Liedern der Barden und vereinzelt aus Artikeln im Aventurischen Boten und ähnlichen Gazetten. Und nach diesen Erzählungen hatte ich edle, galante Kutschenräuber erwartet, die in wildlederne Beinkleider und seidene Hemden gekleidet waren, einen modernen Dreispitz auf dem Kopf und eine eleganten Maske über dem Gesicht trugen und mit hoch erhobenem, im Mondlicht blitzendem Rapier auf ihrem treuen Ross aus der Dunkelheit heranpreschten, um widerlichen, dicklichen Adligen - zwar war die Schilderung der Adligen doch immer wesentlich höflicher, aber wer Ohren hatte, konnte aus den Untertönen und Nuancen durchaus die tatsächlichen Sympathien der Barden heraushören -, die es kaum besser verdient hatten, ihr überflüssiges Geschmeide abzunehmen und dieses später unter den Armen zu verteilen. Ein solch lächerlicher, ärmlich gekleideter Gnom war jedenfalls in keiner der Geschichten aufgetaucht. Aber vielleicht lag es daran, dass sich die Mehrzahl der Straßenräuber aus diesen Geschichten auf den Straßen Albernias herumzutreiben schien. Es war wohl möglich, dass die Weidener Wegelagerer, wie ihr ganzes Land, der Entwicklung wieder einmal hinterherhinkten -

tatsächlich hatte ich in ganz Weiden bisher auch keine Adligen gesehen, die sich in prachtvollen Wagen kreuz und quer durch das Land kutschieren ließen, wie ich mir eingestehen musste. Außerdem starben die Straßenräuber in den Geschichten am Ende immer einen tragischen Tod - zumeist auf dem Henkersblock -, wie mir nun, da ich darüber nachdachte, erstmals auffiel. Vielleicht war es doch klüger, einsame Gruppen Herumtreiber wie uns zu überfallen, statt auf Barone in Kutschen zu warten, denen man auflauern konnte ...

»Ihr wagt es, UNS aufzuhalten? Ich bin Haduwulf Bernfried Albur von Weißentraut der Zweite, Beschützer der Schwachen und Kämpfer für die Gerechtigkeit! Ich werde mich keinesfalls ein paar Straßenräubern beugen! Steckt sofort Eure Waffe weg, oder ich werde dafür sorgen, dass Rondras Zorn Euch trifft!«, donnerte von Weißentraut, während ich noch grübelte. Vielmehr wollte er wohl donnern - tatsächlich kippte seine Stimme vor Aufregung irgendwo zwischen den Worten >Bernfried< und >Weißentraut< um und fiel nach einem donnernden Anfang in ein hohes Piepsen, was der Rede doch einen guten Teil ihrer Wirkung nahm.

Dementsprechend unbeeindruckt war auch der Räuber. "So, ein edler Ritter, wie? Nun, ich habe kein Interesse an Eurem teuren Pferd oder Eurer Rüstung, das Zeug kann man eh kaum verkaufen. Nur Eure Börse will ich; das sollte sein zu hoher Preis sein für Euer Leben.«

Isaja macht mich durch ein leises Zischen auf die vier weiteren Gestalten aufmerksam, die rechts und links des 'Vegs nur unzureichend durch das Gestrüpp verborgen mauerten. Ich lenkte mein Pony zwei Schritte an von Weißentraut heran und murmelte: »Lasst es gut sein. Wir geieren ihnen zwei Silbertaler - na ja, Ihr könntet ja stattdessen ^nfach ein wenig des Silberglanzes von eurem Panzer srkratzen -, dann sind alle zufrieden und wir riskieren «*2ne größeren Blessuren.«

»Ein von Weißentraut bezahlt keine Strauchdiebe!« Jetzt überschlug sich seine Stimme endgültig. »Für Rondra!«, krächte er, während er den kleineren Reiterhammer ergriff, den er zusätzlich zu seinem normalen Streithammer mit sich führte, und seinen Rappen mit einem gewaltigen Sprung auf den Räuber vor ihm zujagte. Mit einer derart schnellen Reaktion hatte der Wegelagerer nicht gerechnet; es gelang ihm nicht mehr, aus dem Weg zu springen, und mit einem Unheil verheißenden Knacken stießen die Hufe des Pferdes gegen seinen Schädel. Zugleich hatte Tsaja mit einer raschen Bewegung den Bogen und zwei Pfeile gezogen, sich von ihrem Pferd geschwungen und dem Tier einen Klaps gegeben, um es aus der Gefahrenzone zu treiben. Mehrere leise Klackgeräusche ertönten aus dem Gestrüpp, und ich hörte ein Zischen knapp neben meinem linken Ohr. Von Weißentrauts Rappe wieherte plötzlich kreischend und stürzte zu Boden. Ich selbst kletterte von meinem Pony, so schnell ich konnte, zückte mein Schwert und hielt es den beiden auf meiner Seite des Wegs heranstürmenden Schurken entgegen. Immer noch überdeckte das jämmerliche Kreischen des gestürzten Rappen alle Geräusche, was dem Kampf eine äußerst unheimliche Atmosphäre gab. Zum Glück waren die Strauchdiebe durch den Lärm mindestens ebenso erschrocken und abgelenkt wie ich, sodass es mir trotz meiner zitternden Hände gelang, einem von ihnen einen tiefen Schnitt am rechten Oberarm zuzufügen, woraufhin der Kerl die Augen verdrehte und in Ohnmacht fiel. Der andere schlug mit seinem morschen Knüppel nach mir, es gelang mir jedoch, den Angriff zu parieren. Durch die Wucht des Aufpralls auf die Schwertklinge wurde der Holzknüppel sauber in zwei Teile gespalten. Nach einem kurzen, entsetzten Blick auf die Trümmer in seiner Hand warf mein Gegner das Holz fort und stürmte in den Wald davon.

Jetzt erst konnte ich mich umdrehen und sah, dass einer der Schurken mit einem Pfeil durch den Hals vor Tsaja auf

dem Boden lag. Der andere erkannte richtig, dass er nun mit seinen Lumpen und seinem Holzknüppel zwei besser bewaffneten, gut genährten und ausgeruhten Kämpfern - Abenteurern - gegenüberstand, und ergriff ebenfalls das Hasenpanier. Wir hatten kein besonderes Interesse daran, ihn zu verfolgen, wie wir sogleich entschieden.

»Helft mir, bitte helft mir hier heraus!« Von Weißentrauts Stimme klang jetzt leicht jämmerlich und war über dem Schreien seines Pferdes kaum zu hören. Ich musste um das gestürzte Streitross herumgehen, ehe ich ihn sah. Sein rechtes Bein war unter dem massigen Leib des Rappen he graben.

»Ihr... Ihr müsst ihn wegstemmen. Nehmt meinen Hammer zur Hilfe«, keuchte von Weißentraut, als er meiner ansichtig wurde.

Nur unter Aufwendung aller Kraft gelang es mir, den schweren Körper des immer noch erbärmlich heulenden Pferdes mit dem Stiel des Hammers von ihm wegzuhebeln, wobei mir zweimal das Werkzeug abrutschte und beinahe meinen eigenen Fuß zerquetschte. Besonders Ekel erregend wurde diese Aufgabe auch deshalb, weil der rechte Vorderhuf des Pferdes noch immer im zertrümmerten Schädel des Räuberhauptmanns steckte. Als es mir endlich gelungen war, den Pferdekörper zumindest so lange anzuheben, dass ich von Weißentraut hervorziehen konnte, wohnte dieser auf und verlor das Bewusstsein. In diesem Moment trat auch Tsaja wieder in mein Blickfeld.

*Wir können nichts mehr für ihn tun. Ich werde sein Leiden beenden«, erklärte sie nüchtern und zückte wieder ihren Dolch.

•Was? Ich mag den Ritter ja auch nicht besonders, aber erscheint mir ein wenig drastisch.«

.saja zog nur die rechte Augenbraue hoch.

Haja, ich weiß, Ihr meint das Pferd. Ich glaube allerdings nicht, dass unser Herr von Weißentraut sehr erfreut sein wird, wenn wir seinen feurigen Hengst erschlagen«, fügte

ich trotz der sicheren Gewissheit, mich langsam aber sicher endgültig als humoristischer Halbork zu erweisen, noch hinzu. Tsaja verzichtete darauf, mich darauf hinzuweisen, dass das Pferd weder ein Hengst war noch ein Erschlagen mit dem Dolch möglich sein würde, was ich als Zeichen dafür nahm, dass sie sich an meine ständige Witzelei bereits gewöhnt hatte. Stattdessen stieß sie den Dolch wortlos mit einem schnellen Stich dorthin, wo ich das Herz des Tieres vermutete. Noch einmal bäumte es sich kurz auf und starb dann endlich. Erleichtert über die plötzliche Stille wandte ich mich wieder von Weißentraut zu, um sein Bein zu untersuchen. Überrascht stellte ich fest, dass der Krieger unter dem ganz besonderen Schutze Phexens zu stehen schien: Soweit ich dies feststellen konnte, war kein einziger Knochen gebrochen; Prellungen hatte er mit Sicherheit erlitten, aber er sollte bald wieder laufen können. Wie allerdings sein Selbstbewusstsein die Schmach dieses Kampfes verkraften würde, das wussten die Götter allein.

»Wir werden wohl rasten müssen, bis er wieder zu sich kommt«, meinte Tsaja. »Aber wir sollten nicht hier bleiben. Es wird nicht lange dauern, bis die ersten Aasfresser auf das tote Pferd aufmerksam werden. Bis dahin hätte ich gerne etwas Abstand zu diesem Ort.«

Ich stimmte ihr zu. Gemeinsam gelang es uns, den Krieger auf meine Woldecke zu rollen und ihn dann ein Stück weit den Weg herunterzuschleifen. Sehr weit kamen wir allerdings nicht, bis wir beide erschöpft, keuchend und schweißdurchtränkt ins Gras am Wegesrand sanken.

Die Praiosscheibe begann bereits hinter dem Horizont zu versinken, als unser tapferer Streiter wider das Böse aus Marbos Armen erwachte. Mir waren bereits die Augen zugefallen, als es plötzlich »Was ... wer! Schurken! Ergibt euch!« neben mir schmettete. »Wo sind sie hin? Haben wir sie besiegt?«, ergänzte von Weißentraut, als er sah, dass nur ich und Tsaja bei ihm waren.

»Das könnte man so sagen. Einen hat Euer Pferd getötet, einen unsere Jägerin erschossen, einer ist ohnmächtig geworden ... oh, wir scheinen ihn liegen gelassen zu haben, ich nehme an, er wird mittlerweile geflüchtet sein ... die anderen zwei sind sofort davongerannt.«

»Ihr habt die Strauchdiebe laufen lassen? Verrat! Sie müssen für ihre Schurkereien bestraft werden, wir werden ihnen sofort nacheilen!«

Ich stellte fest, dass von Weißentraut langsam Übung im Donnern zu bekommen schien; seine Stimme hatte sich diesmal fast gar nicht überschlagen. Wirklich verblüfft war er jedoch erst, als sich der Krieger tatsächlich in die Höhe hemmte und begann, den Weg zurück zu laufen, den wir gekommen waren. Erst nach mehreren Schritten sackte er wieder zu Boden, wobei ich annahm, dass es eine beträchtliche Menge Selbstbeherrschung gekostet haben musste, nicht vor Schmerz aufzuschreien.

-Ich ... ich kann nicht laufen.« Nun erreichte seine Stimme doch wieder die schrilleren Tonlagen. »Wo ist mein 5.355?«

-Das Pferd ... nun ... es ist gestorben. Es hat einen Armistbolzen mitten ins Herz erhalten und war fast sofort tot, log ich in der Hoffnung, von Weißentraut würde nicht daran denken, dass das Pferd noch eine ganze Weile gegeben hatte, bis er in Ohnmacht gefallen war.

Tatsächlich war aber der Held viel zu aufgebracht, um darüber derlei nachzudenken. »Mein edles Ross! Von jämmerlichen Strauchdieben feige gemeuchelt! Welche Schmach, welche Schande! Wie konnte dieser Abschaum es wagen! Ich werde sie jagen bis ans Ende der Welt, das schwöre ich so wahr ich Haduwulf Bernfried Albur von Weißentraut der Zweite bin!« Tsaja seufzte leise und drehte wieder einmal die Augen zum Himmel.

*Ta, nun, das mit dem Jagen, das klingt durchaus nach heroischen Aufgabe, aber zunächst sollten wir daran denken, dass Eure zukünftige Gemahlin womöglich unserer

Hilfe bedarf. Dem Räubergesindel können wir uns danach zuwenden«, bemühte ich mich, von Weißentraut wieder auf den Boden zurückzuholen. Dennoch mussten sowohl die Wildhüterin als auch ich eine ganze Weile auf den Recken einreden, ehe er fluchend akzeptierte, dass es uns nicht möglich sein würde, die Räuber aufzuspüren. Dabei kam uns allerdings die Tatsache zu Hilfe, dass er kaum in der Lage war, aufrecht zu stehen, geschweige denn zu laufen, und sich eine Verfolgung daher doch eher mühsam gestaltet hätte. Schlussendlich gelang es uns also, ihn dazu zu bewegen, die Suche nach den Räufern aufzugeben und stattdessen die Reise fortzusetzen, so gut es ging. Da Tsajas Fuchs für das zuweilen etwas hitzige Temperament des Ritters doch zu nervös erschien, einigten wir uns darauf, dass meinem wackeren Pony die >Ehre< gebühren sollte den verletzten Held zu tragen. Ich würde derweil nebenher trotten; eine raschere Gangart, als ich sie zu Fuß anschlagen würde, könnten wir meinem kleinen Pferdchen angesichts der erheblichen Last, die von Weißentraut in voller Montur bildete, ohnehin nicht zumuten. Und so setzten wir unseren Weg angeschlagen, aber um einige wertvolle Erfahrungen reicher, fort. Weit kamen wir jedoch nicht mehr, ehe die Dämmerung und der zunehmend unwegsamere Pfad uns zwangen, ein weiteres Mal unser Nachtlager aufzuschlagen. Diesmal widersetzten wir uns nicht, als von Weißentraut uns zu Nachtwachen einteilte. Die Nacht blieb jedoch völlig ruhig, den Räufern war offenkundig auch nicht nach einem erneuten Kampf zumute.

Am nächsten Morgen brachen wir bereits früh wieder auf, nachdem wir uns noch eine Weile mit von Weißentraut: der plötzlich darauf bestand, noch seinen Sattel von der toten Pferd zu holen, gestritten hatten. Tatsächlich war ich es, der, um den Streit abzukürzen, zurücklaufen dürfe um den Sattel aufzusammeln. Beim Anblick des bereits vor Tieren angefressenen Pferdekadavers und dem zwar noch schwachen, aber dennoch unangenehmen, süßlichen Yer-

a'esungsgeruch, der von ihm aufstieg, konnte ich die Übelst nur mit Mühe hinabzwingen. Ein weiteres Hindernis rüdete eine fette schwarze Krähe, die Fleischfetzen aus *iem* toten Leib riss und bei meinem Näherkommen unter Eutern Krächzen empört mit den Flügeln schlug, um den rrörenfried zu vertreiben. Unter Zuhilfenahme eines Kiaweren Astes, den ich von einem der Bäume abbrach, fdang es mir jedoch, das Federvieh dazu zu bewegen, mit 'eiserem Protest in die Luft aufzusteigen. Dennoch war ch in Schweiß gebadet, als es mir endlich gelang, den Satsigurt zu lösen und den Sattel, der zum Teil unter dem rosigen Körper begraben war, herauszuzerren, um ihn *zsmn* zu meinen Gefährten zurückzuschleppen. Und naTMIch war zum Dank für all die Mühe ich auch derjenige, icT den Sattel letztlich auf dem Rücken tragen musste, ^kinem Pferd war keine weitere Last zuzumuten, und Isaia weigerte sich weiterhin, bei dem ihrer Meinung nach ^mlosen Transport des Sattels auch noch zu helfen. So *ztirze* ich mich also schon nach meinem ersten echten *ri*>=nteuer-Kampf< zum Esel machen lassen... eine Menge .LT-Ier Verwünschungen über den sturen Ritter und die rcenso sture Waldhüterin, die mir jegliche Unterstützung friveigerte, gingen mir im Kopf herum, während wir * rirerzogen.

In Laufe des Vormittags passierten wir mehrere wie erlassen daliegende kleine Weiler. Ich war allerdings lenkbar dafür, dass mir unter diesen Umständen Begegnungen mit anderen Menschen erspart blieben.

Zer Wald um uns herum wurde immer dichter. Nur noch schwacher Lichtschimmer drang durch die nunmehr * origer grüne als rotgoldene Decke der Blätter über uns =1 uns herab. Doch selbst bei hellstem Licht wäre der Weg zu erkennen gewesen, hatten sich Büsche und Grä^ den einstmals von Menschen angelegten Pfad doch zurückerobert. Dazu klangen hin und wieder merkwürdige Geräusche aus den Tiefen des Forstes, bei denen

ich regelmäßig zusammenzuckte. Was war das für ein Heulen in der Ferne? Und woher kam dieses Klopfen oder Knarren? Handelte es sich um Vögel oder um winzige, womöglich giftige Krabbeltiere, die da direkt neben dem Pfad zu zirpen schienen? Da, ein Rascheln der Büsche ganz in der Nähe, dann wieder das plötzliche Aufplattern eines Raubvogels über unseren Köpfen. Beunruhigt sah ich mich nach meinen Begleitern um. Beim Anblick von Weißentrauts hätte ich aber trotz meiner Sorgen fast laut losgelacht: Seine Mundwinkel waren immer noch tief heruntergezogen, die Stirn in tiefe Zornesfalten gelegt, dabei leuchtete sein Gesicht vor Hitze in einem ins Violette spielenden Rot, und Schweiß tropfte ihm in dicken Rinnsalen von der Schläfe. Seine Beine waren außerdem für mein kleines Paavi-Pony viel zu lang, sodass seine Stiefel beständig über den Boden schleiften. Hin und wieder bemühte er sich, die Beine stark genug anzuwinkeln, um dieses Schleifen zu vermeiden, gab dies aber immer schon nach wenigen Schritten wieder auf, da seine Knie dadurch regelmäßig an die Baumstämme rechts und links des schmalen Pfads stießen.

Zu allem Überfluss ließ sich mein braves Pony auch keineswegs von dem Koloss auf seinem Rücken aus der Ruhe bringen und hielt immer wieder kurz an, um einige Gräser vom Wegesrand zu rupfen und unter genüsslichem Mahlen zu verspeisen, egal wie sehr von Weißentraut auch am Zügel riss oder ihm die Stiefel in den Leib stieß, um es davon abzubringen.

Tsaja dagegen war längst abgestiegen und führte ihr Pferd am Zügel, wobei sie geradezu durch das Dickicht tänzelte. Ihr schienen weder die Hitze noch die Dunkelheit oder Enge des Pfads etwas auszumachen. Egal, was sie auch zuvor darüber gesagt hatte, wie das Leben einer Wildhüterin in Wirklichkeit aussehe: Hier war sie erkennbar in ihrem Element. Ich bemerkte zu meiner Beruhigung, dass sie keines der Geräusche in unserer Umgebung als bedroh-

lieh zu empfinden schien. Es schien uns also keine unmittelbare Gefahr zu drohen.

Tsaja wandte sich zu mir um, als habe sie meinen Blick gespürt. Als sie meinen Gesichtsausdruck sah, lachte sie kurz auf. »Für einen großen Helden seht Ihr aber ziemlich verängstigt aus. Keine Sorge, ich glaube nicht, dass sich irgendwelche Räuber hier fernab jeder Handelsstraße herumtreiben würden.«

»Ähem ... ich mache mir auch weniger Sorgen um menschliche Räuber. Aber wenn man sich in einen finsternen, wilden, urtümlichen Wald begibt, ist es doch wohl nur normal, sich vor Bären oder Wölfen oder Vielfraßen vorzusehen, oder? Ich weiß zwar nicht genau, was ein Vielfraß eigentlich ist, aber es klingt nicht wie ein Wesen, dem ich i^hegegnen möchte. Ich meine, sind das vielleicht, große, pelzige Kreaturen mit langen Zähnen und scharfen Klauen, die alles fressen, was ihnen in die Quere kommt?«

Tsajas Lachen klang hell und fröhlich: »Ich dachte, Ihr seid der furchtlose Abenteurer von uns... irgendwie scheint rür Eure ständige Vorsicht und Sorge nicht ganz zu diesem riid zu passen. Aber abgesehen davon, dass das scheppernle Ungetüm auf Eurem Pferdchen wahrscheinlich jedes 7:er im Umkreis von fünftausend Schritt bereits verjagt hat, s: es auch erst Herbst; kein Tier wird jetzt so ausgehungert srrin, dass es sich an eine Gruppe von Menschen heranwappm würde. Ihr solltet lernen, die Dinge etwas gelassener r- sehen. Atmet den Geruch des Harzes, lauscht, wie die ->-ifritte unserer Pferde auf dem Waldboden klingen, seht, das letzte Herbstlaub an den Bäumen das Licht der renne einfärbt.«

Dass mir die Wildhüterin jetzt plötzlich Lektionen ziraber erteilte, wie ich meine Abenteurer anging, verär-2=rte mich ein wenig, und so wandte ich mich wortlos ab. Hr. konnte allerdings nicht umhin, darüber nachzusinnen, :c sie vielleicht Recht hatte. Vorsichtig, um Tsaja nicht die Icr.ugtuung zu geben, dass ich ihren Ratschlägen folgte,

atmete ich ein. Tatsächlich, ein ganz besonderes Aroma, das ich zuvor gar nicht bemerkt hatte, schien die Waldluft zu erfüllen, wie ich verwundert feststellte. Eine Vielzahl mir unbekannter Düfte vermischten sich zu einem würzigen, erdigen Geruch. Auch die Geräusche schienen, nun, da ich darauf achtete, anders als zuvor. Die Hufe unserer Pferde auf dem Waldboden, das Geräusch unserer eigenen Tritte, von Weißentrautes leises und wütendes Vor-sich-hinmurmeln, alles schien durch die dichte Decke aus Blättern, die den Boden bedeckte, und durch das dicke Geäst um uns herum gedämpft, als käme es aus weiter Entfernung. Dazu rauschten die Blätter über uns leise im Wind, fast schien es, als flüsterten sie uns längst vergessene Geheimnisse zu, die uns bei unserer Suche helfen könnten, wenn wir nur zuhören würden. Derweil zeichnete das schwache Sonnenlicht merkwürdige Muster und Formen auf dem lehmigen Untergrund. Zumindest für einen Moment glaubte ich, die Magie zu verstehen, die Tsaja in diesen Wäldern erkennen konnte.

Der Einsiedler

Plötzlich war jedoch heller Lichtschein vor uns zu sehen, -ind nach nur wenigen weiteren Schritten standen wir auf einer großen, mit nahezu hüfthohem Gras bewucherten Lichtung, die im Lichte der bereits wieder untergehenden Sonne in ein unwirkliches rotes Gleißer getaucht zu sein schien. Und fast genau im Zentrum dieser Lichtung stand ein merkwürdiges Gemäuer ...

»Das da vorne ist der Turm. Elganor, so hieß der Alte, A*enn ich mich recht erinnere. Ich habe kaum je mit ihm gesprochen, aber Vogt von Mersingen spricht in höchsten Tönen von ihm, es muss also ein sehr mächtiger Hexenmeister sein. Aber bei Rondra, wenn er Silvana etwas angetan hat, breche ich ihm alle Knochen, Zauberer oder rieht.«

Ich bemühte mich, von Weißentrauts erneutes Getöse r^ach Möglichkeit zu überhören. Eigentlich hatte ich mir so einen Magierturm eindrucksvoller vorgestellt. Es handelte sich eher um ein baufälliges Türmchen von nicht enimal 10 Schritt Höhe. Die Außenwände waren mit Efeu überwuchert und wiesen auf halber Höhe einige klaffende Löcher auf, durch die man jedoch nur Dunkelheit sehen icnnte. Unmittelbar unter den Zinnen des Turms befanden sch schmale, hohe Fenster. Als wir näher an das Gebäude -crantraten, sahen wir außerdem, dass auch die einstmals *vohl* schwere Holztür, die den Eingang versperrte, mitt-er.veile morsch und zerbrechlich wirkte. Mir graute bei ier Vorstellung, wie wohl das Leben in einem solch zugigen Gemäuer im Winter sein musste. Von Weißentraut nzmpelte dagegen schnurstracks auf die Pforte zu und rief: Ich befehle Euch, das Tor zu öffnen! Ich bin gekommen,

Euch für Eure Missetaten zu bestrafen!«, während er mit der Faust gegen das Holz hämmerte, das unter den Schlägen fast zu bersten schien.

Nach kurzer Zeit hörte ich, wie ein schwerer hölzerner Riegel beiseite geschoben wurde und die Tür mit einem lautstarken Quietschen ein wenig nach innen schwang. Von der Gestalt dahinter konnte ich nur ein schäbiges graues Gewand, in dem sogar die Hände verschwanden, sowie eine lange, spitze Nase erkennen. Das übrige Gesicht wurde durch einen außergewöhnlich hohen, spitzen und abgegriffen aussehenden Filzhut mit breiter Krempe verdeckt.

»Ah, die Tür klemmt wieder. Ich muss daran denken, sie instand setzen zu lassen«, piepste der oder die Fremde. Eine dürre Klauenhand schoss unter der Kutte hervor, packte die halb geöffnete Tür und riss ruckartig daran, bis diese sich mit erneutem Quietschen und einem Schleifen über den Boden vollends öffnete. Nun, da etwas mehr Licht in den Turm fiel, konnte man unter der Kappe einen dünnen, verfilzten weißgrauen Bart hervorquellen sehen. Die linke Hand umklammerte einen langen Stab, in dessen Spitze ein weißer Kristall eingesetzt war, während die Rechte wieder unter der Kutte verschwand. Die Person legte den Kopf in den Nacken, um zu von Weißentraut emporzustarren. Gehetzt wirkende, blassblaue Augen wechselten von ihm zu Tsaja, mir und zurück. Die vom Bart eingerahmten schmalen Lippen kräuselten sich kurz. »So, Ihr seid es«, fiepste unser Gegenüber endlich. »Was ist, ist der Herr von Dornensee nicht zufrieden mit seiner Magierin?«

»Hah, Ihr könnt uns nicht täuschen«, knurrte von Weißentraut als Antwort. »Silvana, der Stein meines Herzens«. - ich biss mir auf die Zunge, um angesichts dieser Metapher nicht loszuprusten - »ist nie in Dornensee angekommen-Sagt, was habt Ihr mit meiner Liebsten gemacht, alter Mann?«

Ich murmelte leise eine Gratulation für sein gewaltiges diplomatisches Geschick.

Wieder zuckten die Lippen des Magiers, denn um einen solchen handelte es sich wohl. Wortlos starrte er den Krieger an. Von Weißentraut schien durch diesen ungerührten, «calten Blick zunehmend an Selbstsicherheit einzubüßen, edenfalls schluckte er vernehmlich, ehe er den Alten erreut anfuhr: »Hat Boron Euch den Verstand oder nur Eure ramme genommen, dass Ihr nicht antwortet? Was Ihr-einer Braut angetan habt, habe ich gefragt?«

Ich gestehe, ich trat vor Schreck einen halben Schritt jrück, als die Gestalt plötzlich leise, dann zunehmend ^nter zu kichern begann. Tsaja und von Weißentraut hiel:=n zwar ihre Positionen unmittelbar vor der Tür, getrauten sch jedoch ebenfalls nicht, etwas zu sagen, bis nach einigen -Umzügen das Kichern erst in ein Keuchen und dann in rin heiseres Husten umschlug. Noch immer hustend *~.5chte sich die Gestalt einen langen Speichelfaden vom Mundwinkel und entgegnete dann mit hoher Stimme: •'«Vas ich Ihr angetan habe, hihihhi... sehr gut, sehr gut. loch kommt herein, kommt herein, ich vergesse ja meine >Lanieren.« Hektisch schwenkte er nun sein rechtes Händ-z*_en in einer Geste, die wohl einladend wirken sollte.

rogleich hinkte von Weißentraut an dem Männlein 'Trbei in das Innere des Turms, wobei er den Kopf einzie- Ter: musste, um nicht an den Türrahmen zu stoßen. Tsaja TiLite ihm, und nach einem kurzen Moment des Zögerns auch ich ein. Mit einem kräftigen Ruck drückte unser Zasigeber die Tür wieder zu. Meine Augen brauchten ei-~er Moment, um sich an das Halbdunkel im Inneren zu st öhnen. Nach dem Turm eines mächtigen Magiers sah ±s eigentlich nicht aus, eher nach der Gerümpelkammer tfr.es alten Hesindetempels. Ein alter, fleckiger Teppich lag z: Zentrum des Raums auf dem Boden, mitten darauf -uznd ein stabiler Holztisch, um den drei wacklig wirkende rr±hle gruppiert waren. Auf dem Tisch stand eine staubige

Apparatur aus gläsernen Flaschen und Kolben, Metallröhren und Drähten. Daneben befanden sich mehrere Flaschen aus trübem, dickem Glas, in denen unförmige Gegenstände in Flüssigkeit eingelegt zu sein schienen. Eine rostige, kreisförmige Metallplatte, in die mehrere Skalen eingraviert und verschiedene Scheiben eingefügt waren, lag vor den Flaschen. An der uns gegenüberliegenden Wand war ein Stapel dicker Bücher mit speckigen Einbänden aufgeschichtet. In eine andere Wand war ein Kamin eingelassen, in dem ein Kessel über einem kleinen Feuer hing. Merkwürdig dunkle, streng riechende Schwaden stiegen von dem Kessel auf und zogen nur zum Teil durch den Kamin ab. Mit einer herrischen Geste riss der alte Mann seinen Stab hoch und deutete auf die Stühle. »Nehmt Platz, nehmt Platz, los los«, keckerte er.

Skeptisch sah von Weißentraut sich im Raum um. Als er keine unmittelbare Gefahr bemerkte, nahm er vorsichtig auf dem ihm an nächsten stehenden Stuhl Platz. Es knirschte und knarrte zwar für einen Moment bedrohlich, der Stuhl schien das nicht unbeträchtliche Gewicht aber auszuhalten. Ich selbst verharrte wieder für einen Moment... es waren nur drei Stühle für uns vier vorhanden. Nachdem der Alte aber erneut mit seinem Stock herumfuchtelte, setzte auch ich mich achselzuckend.

Tsaja dagegen schüttelte den Kopf. »Meine Beine sind noch jung, ich kann stehen, nehmt Ihr Platz«, erklärte sie. Der Alte wandte sich hektisch zu ihr um, bäugte sie für einen Moment mit schief gelegtem Kopf, nickte dann anerkennend und kicherte erneut: »Soso, offenbar hat die Waldbewohnerin als Einzige die Gebote der Zwölfe nicht vergessen. Habt Dank für Eure Rücksicht, junge Dame.* Mit einem Stöhnen und Ächzen wackelte er auf den letzten freien Stuhl zu und sank, sich schwer auf seinen Holzstab stützend, darauf.

»Wenn Ihr Tee wollt, ich habe gerade welchen aufgesetzt.« Mit diesen Worten riss er erneut die Hand in die

Höhe und deutete auf den Kessel über dem Feuer. Stumm schüttelte ich den Kopf, auch von Weißentraut lehnte mit =ngewidertem Blick ab.

► Es scheint mir, als wäret Ihr nicht zu einem bloßen Höflichkeitsbesuch hier, ungesellig wie Ihr seid.« Der Alte zeigte ein zahnloses Grinsen. »Meine letzte Schülerin sucht Ihr, wenn ich Euch richtig verstehe? Nun, die ist schon vor mehreren Wochen abgereist; konnte ihr gar nicht schnell renug gehen, von hier wegzukommen, nachdem sie die Prüfung in Gareth bestanden hatte. Hat nur Ihre Sachen r-Lsammengerafft und ist durch die Tür, kaum, dass wir rjLs Gareth zurückgekehrt waren.«

-Aber sie ist nie angekommen! Sprecht, Alter, was ist geschehen? Waren es Orks oder Räuber? Welche Schurkerei zeht hier vor sich?« Von Weißentraut hatte anscheinend ^r:en Teil seines Muts wiedergefunden.

>5oso, nie angekommen, sagt Ihr... seid Ihr Euch da ganz scher? Doch ja, Ihr seid ja ihr Versprochener, nicht wahr? Irr wisst natürlich, wo sie sein müsste, sicher wisst Ihr das. *J>er Ihr habt Recht, Orks gibt es viele in diesen Wäldern. >tch lassen sie in Ruhe, weil bei mir nichts zu holen ist, :l=5 für so einen Schwarzpelz von Interesse wäre ... aber ?c eine hübsche, junge Dame könnte vielleicht den einen :cer anderen Fellträger reizen.« Erneut entrang sich das –.heimliche Glucksen seiner Kehle. Unter vernehmlichen <m3cken des Stuhls erhob sich von Weißentraut, um mit r^Tiei Faust auf den Tisch zu hämmern, sodass ich befürchte. die Apparatur würde herabspringen. »Ihr wagt es, iuren Spott mit dem Leiden eines unschuldigen Mädchens zu ireiben!«, fuhr er den Magier an.

Ahrupt brach das Kichern ab. Die Augen des Alten blitzte als er von Weißentrauts Gesicht fixierte. »Wenn Ihr vrrkiich nach Eurer Braut suchen wollt, so solltet Ihr den xizsn Wilfing aufsuchen. Er wird wissen, ob bei einer der Iri^nbänden hier eine Frau gesehen wurde. Er treibt sich nz hier in der Gegend herum, Ihr solltet ihn normalerweise

in der kleinen Hütte kurz vor dem Örtchen Menzheim, eine halbe Tagesreise nordwestlich von hier, antreffen können. Aber seid gewarnt ... es gibt noch andere Gefahren als Orks, und nicht alle könnt Ihr mit Eurem Hämmerchen zerkleinern.« Wieder hatte sich ein dicker Speicheltropfen auf seiner Unterlippe gebildet.

»Ich glaube nicht, dass wir hier noch mehr in Erfahrung bringen. Wir sollten gehen ... und in der nächsten Stadt Bescheid sagen, damit ein Medicus oder ein Seelenheiler nach ihm sieht«, flüsterte ich von Weißentraut zu.

Langsam wandte sich der Alte zu mir um. »Ihr sein ein kluger Mensch, was? Ein Weiser? Ein Zweifler? Und ausgerechnet Ihr wollt in die Wälder ziehen, um Orks zu jagen?« Er schürzte skeptisch die Lippen. »Meint Ihr nicht, dass Ihr dem falschen Weg folgt? Aber vielleicht seid Ihr gerade deshalb ganz richtig hier ...«, meckerte er dann.

»Ich ... äh ... ich wollte Euch gewiss nicht kränken; ich war nur etwas besorgt ...«, erklärte ich, unsicher, was ich sagen konnte, ohne den Alten noch mehr zu beleidigen.

»Gehen wir, hier gibt es nichts für uns zu tun.«

Zum ersten Mal war ich dankbar für von Weißentrauts brüske Art. Ich verbeugte mich noch einmal vor dem Magier und folgte dann dem Krieger aus dem baufälligen Gemäuer. Ich hörte Tsaja noch kurz ein paar Worte zu dem Alten sagen, der daraufhin ein weiteres Mal laut zu kichern begann, dann stand auch sie neben mir.

»So, ich nehme an, dieses Menzheim sollte unser nächstes Ziel sein«, meinte ich, nur, um überhaupt etwas zu sagen.

»Ich stimme zu. Aber bevor wir aufbrechen, solltet Ihr Euer Bein hiermit einreiben. Der Alte hat es mir gegeben, es sollte Eure Verletzung wenn nicht heilen, so doch lindern«, wandte sich Tsaja an von Weißentraut, wobei sie ihm ein kleines, braunes Tiegelchen in die Hand drückte.

»Bah, schwarzmagisches Teufelszeug«, murrte der Krieger, ließ sich aber doch von Tsaja dazu bewegen, seinen

Unterschenkel mit der streng riechenden, schlammfarbenen Paste einzureiben. Ob es an der Salbe lag oder daran, dass von Weißentraut sich keine weitere Blöße vor uns geben wollte, vermag ich bis heute nicht zu sagen, jedenfalls hinkte er deutlich weniger, als wir wieder aufbrachen.«

Der Fremde hielt in seiner Rede inne und schaute Radulf an. »Und, was sagst du, ist das die Art Abenteuer, die dir vorgeschwebt hatte?«

Radulf nahm zunächst einen tiefen Schluck aus dem vor ihm stehenden Bierkrug, während er sich eine gute Antwort überlegte. Dieser gesprächige Fremde schien ebenso seltsam wie seine Geschichte. Vermutlich handelte es sich *um* genau jenen >Avesjünger<, der dem alten Gordian solche Sorgen bereitete. Wenn dem aber so war, wäre es sicherlich richtig, wenn er ein Auge auf diesen Landstreicher hatte. Und dies ging am einfachsten, solange der Kerl seine Geschichte erzählte. Im Übrigen hatte ihn auch die I-eschichte selbst, wenn er sich dies auch nur ungerne eingestand, gefesselt. Sicherlich, sie war seltsam und entsprach wohl in keiner Weise dem, was die verschiedenen rerühmten aventurischen Bardenschulen lehrten. Aber cennoch wollte er wissen, wie die Suche nach dieser Magierin weitergegangen war.

Also entschied er sich für eine Antwort, die er für diplomatisch hielt: »Nein, nicht unbedingt, ich glaube, statt harmlose Räuber zu bekämpfen, sollten echte Helden heu- ■= gegen die Dämonen und deren Diener in den Schwarzen _^nden fechten ... aber Eure Suche nach der Magierin en- ce:e doch sicherlich nicht an diesem Magierturm, oder? .-Labt Ihr sie noch gefunden?«

Der Fremde zwinkerte kurz nervös, und Radulf fragte sich, ob die Geschichte nicht vielleicht tatsächlich an die- ^ Stelle endete und er mit seiner Nachfrage versehentlich ^n^wunden Punkt berührt hatte. Aber der Fremde hat- := doch von »ein paar hübschen Frauen« gesprochen, die

in seiner Geschichte auftauchen sollten, und bisher war nur von dieser Wildhüterin die Rede gewesen; selbst die Räuber waren, soweit er sich erinnerte, alle männlich gewesen - wie allerdings überhaupt, wie ihm nun erstmals auffiel, auch in den Geschichten der >echten< Barden die Hauptrolle zumeist von männlichen Helden gespielt wurde, wenn es denn nicht gerade um das wilde Volk der Amazonen ging. Der Fremde setzte jedoch, nachdem er beim Wirt einen neuen Krug Bier und eine Schüssel Eintopf bestellt hatte, seine Erzählung - nun vereinzelt von Schmatzen und Schlürfen unterbrochen - fort.

Wind über Weiden

>Dämonen, wie? Nun, Dämonen gab es bei uns auch. Aber mit dem Wunsch, deren Diener zu bekämpfen, wäre ich vorsichtig... das kann manchmal eine knifflige Sache sein, schwieriger, als die Praiosgeweihten uns gerne glauben machen. Aber lass mich fortfahren, du wirst schon sehen ■**as ich meine. Wo war ich? Ach ja, beim Magierturm. Also, auch, wenn es schon spät war, beschlossen wir, sofort in Richtung Menzheim aufzubrechen. Der Nachthimmel war sternenklar und ein großer, runder Vollmond prangte über zns und erleuchtete unseren Pfad, sodass wir recht gut vorankamen. Und so waren wir wohl einige Stunden marschiert, als Tsaja mich plötzlich am Arm packte.

-Seht Ihr den Lichtschein da vorne? Da ist offensichtlich dn Feuer. Scheint sich sehr sicher zu fühlen, wer immer es si. hat den Lichtschein nur schwach abgeschirmt. Ich rüchte, wir müssen damit rechnen, dass es sich um Orks :der Schlimmeres handelt. Ihr versteckt Euch da im Geräusch und rührt Euch nicht, ich werde mal nachsehen geben.«

Diesen Kommando-Ton kannte ich von Tsaja noch gar nicht. Aber sie hatte wahrscheinlich Recht - weder ich noch van Weißentraut waren besonders geübt darin, uns leise mi bewegen. Die Vorstellung eines auf Zehenspitzen durch i~n Wald pirschenden von Weißentrauts brachte mich roch zum Grinsen. Also führten wir die beiden verbliebene*cn Pferde in das Dickicht des Waldes neben dem Pfad md kauerten uns dann auf den Erdboden, während Tsaja izvonhuschte. Nahezu völlige Dunkelheit umfing uns ~un, das Mondlicht drang kaum durch die Blätter. Dafür schien es aber überall um uns herum leise zu rascheln und

zu knistern; mehrmals glaubte ich auch, aus den Augenwinkeln eine Bewegung zu sehen. Wo blieb Tsaja nur, sie hätte doch längst zurück sein müssen? Plötzlich spürte ich, wie etwas über meinen rechten Oberschenkel krabbelte. Ich zuckte zusammen, konnte gerade noch einen Schrei unterdrücken und schüttelte unwillkürlich das Bein. Irgendetwas direkt unter mir, vielleicht ein morscher Ast, knackte dabei so laut, dass man es meilenweit gehört haben musste. Ich hielt den Atem an. Für einen kurzen Moment war außer von Weißentrauts gleichmäßigem Atem nichts zu hören. In diesem Augenblick raschelte direkt hinter mir das Unterholz, und mit einem Rauschen stieg ein schwarzer Schatten in die Luft. Zum Namenlosen, dieses Verstecken hatte keinen Sinn. Ich schoss in die Höhe, entschlossen, jedem Gegner offen entgegenzutreten ... aber nichts war zu sehen, der Schatten war wohl doch nur ein Nachtvogel gewesen.

»Kommt raus, kommt raus, es besteht keine Gefahr«, drang Tsajas Stimme in diesem Moment von Ferne an mein Ohr.

»Das wurde aber auch Zeit«, murkte von Weißentraut »Es steht einem Diener Rondras nicht an, sich feige hinter Büschen zu verstecken!« Langsam erhob er sich, fasste den Zügel von Tsajas Fuchs und schritt zunächst zurück zum Weg und dann auf den Lichtschein zu.

Mein Pony hinter mich führend und etwas beschämt angesichts der Erkenntnis, dass ich mich schon nach wenigen Minuten in der Finsternis des Waldes vor eingebildeten Feinden gefürchtet hatte, folgte ich ihm. Als wir uns dem Feuer näherten, sahen wir Tsaja, die einem hageren, in einen Kapuzenmantel gehüllten Mann gegenüber saß. Im Feuerschein sah man für einen Moment mehrere Klingen in seinem Gürtel aufblitzen, ein Köcher mit Pfeilen sowie ein langer Bogen lagen neben ihm. Eine hölzerne Pfeife, aus der dicker, übel riechender Qualm aufstieg, steckte in seinem von einem dichten roten Bart umrahmten Mund.

Die Augen waren im Schatten der Kapuze nicht auszumachen.

»Phex ist mit uns, das hier ist Wilfing der Jäger, der Mann, den wir suchen!«, flötete Tsaja.

Ich fragte mich, ob ich der Einzige war, der diesem Tonfall entnahm, dass sie nicht gerade angetan war von ihrem Gegenüber. Von Weißentraut trug jedenfalls, direkt wie immer, nach einem knappen Nicken seines Kopfes und einem »Rondra zum Grusse« unser Anliegen vor.

-Eine junge Frau, eine Magierin gar, die von Orks verschleppt wurde, sagt Ihr? Wohl die Schülerin dieses alten »Mrrkopfs, was? Hab sie mal gesehen, vorletzten Sommer*ar das. Hübsches Mädchen...« Wilfing nahm einen langen Zug aus seiner Pfeife, ehe er fortfuhr. »Nein, ich habe nichts i'ergleichen gehört. Aber die meisten Orken sind vor einigen Monden gen Firun verschwunden. Ich schwöre beim risigen Väterchen, die Schwarzpelze planen irgendwas '-ries. Nur eine kleine Bande treibt sich im Moment noch r den Wäldern hier in der Gegend herum; der Anführer

der alte Grak'warsh. Gerissener Kerl. Hat wohl früher r_ den Diensten eines Schwarzmagiers gestanden. Nach dessen Ableben hat er eine Räuberbande ausgestoßener Irks um sich geschart. Tauchen aus dem Nichts auf, um "riche Kaufleute um ihr Geld zu erleichtern, sind aber rmer verschwunden, wenn die Barone Soldaten ausschium ihn zu suchen. Sogar die Rundhelme der Herzog

haben schon die Wälder durchkämmt, ohne eine Spur "rn ihm zu finden. Es heißt, dass Grimwulf der Grüne ^renfalls hinter ihm her ist, weil für zwei Räuberbanden r Aelden nicht genug Platz sei.

Ich selbst stand ihm einmal gegenüber - Grak'warsh, -jeht Grimwulf ist erst ein paar Jahre her. Ich hatte i^mals einige Fallen im Blautann ausgelegt; dachte mir, * -enn sich dieser olle Eisbart da nicht hintraut, ist das umso resieres Jagdgebiet für mich. Tja, war wohl keine sehr % Idee, aber man lernt durch Erfahrung. Na jedenfalls,

plötzlich sah ich den auffälligen roten Mantel, den er immer trägt, seit er ihn einem Rondrageweihten abgenommen hat, am Ufer des Fialgralwa direkt vor mir aufleuchten. Ein wenig bewunderte ich die Dreistigkeit des Banditen, sich derart nahe am Rhodenstein aufzuhalten. Ich hätte wissen müssen, dass er nicht so dumm war, sich ohne seine Männer da herumzutreiben. Aber die Gier hat den Verstand besiegt, wie das so oft passiert. Also habe ich versucht, mir die Belohnung zu verdienen, die auf seinen Kopf ausgesetzt ist. Ich hob so leise ich es vermochte meinen Bogen, legte einen Pfeil ein, zielte auf seinen Kopf ... als ich direkt neben mir ein Knacken hörte. Ich konnte mich noch zur Seite werfen, aber der Arbach traf trotzdem meinen Schädel. Als ich wieder aufwachte, waren die Kerle alle verschwunden; meine Felle und meine Waffen hatten sie mitgenommen. Ich nehme an, sie hatten mich für tot gehalten. Naja, kanns ihnen nicht verdenken.« Mit diesen Worten legte er die Pfeife beiseite und schob mit einem Ruck seine Kapuze zurück.

Gleichzeitig angeekelt und fasziniert registrierte ich, dass nicht nur die Haare, sondern auch ein gutes Teil der Kopfhaut fehlten. Ein blutrot leuchtendes Narbengeflecht zierte stattdessen den kahlen Schädel.

Tsaja schrie kurz auf, was ein meckerndes Lachen des Jägers hervorrief. »War mir eine Lehre. Habe mich seitdem mit keinen Orks mehr angelegt. Aber wenn Ihr hier in der Gegend eine entführte Frau sucht, würde ich es bei denen versuchen. Allerdings ... ich weiß nicht, ob eine Frau, die in Grak'warshs Hände gefallen ist, ihr Leben noch lange genießen wird. Wenn sie sich nicht selbst vor Ekel tötet - und ich könnt's ihr nicht verdenken -, so wird das alte Fellknäuel ihrer bestimmt schnell überdrüssig. Es sei denn, sie ist reich, dann versucht er vielleicht, noch etwas Geld vor ihren Eltern zu erpressen, ehe er sie tötet.«

Wieder einmal reckte von Weißentraut empört das Kinr. in die Höhe.

-Niemals werden Silvanas Eltern so tief sinken, Geld an einen Verbrecher zu zahlen!«

Der Fallensteller schürzte die Lippen. »Nun, dann solltet Ihr beten, dass Grak'warshs das nicht weiß«, entgegnete er dann.

* Wichtig ist für uns zunächst, ob Ihr uns vielleicht sagen könnt, wo wir diesen Grak'warsh und seine Bande finden. Ist es, wenn wir Silvana dann freikaufen oder auf andere Weise erröten, können wir immer noch entscheiden, wenn wir müssen, ob sie wirklich bei ihm ist«, warf ich ein.

-Ha, wenn ich das wüsste, hätte ich die Soldaten doch schon längst zu seinem Unterschlupf führen können. Ich kann Euch nur sagen, dass er sich im Blautann herumtreibt, er würde annehmen, er hat eine Höhle oder eine alte Kammern oder so etwas als Versteck gewählt. Aber der Wald ist gefährlich für den, der ihn nicht kennt... und niemand außer den Orks und Drachen kennt diesen Wald wirklich. Ich würde mich hüten, noch einmal dahin zurückzukehren, und nicht nur wegen Grak'warsh.« Er warf einen bösen Blick auf Tsaja und fuhr dann fort. »Ihr mögt vielleicht eure südlichen Haine kennen, helle, lichte Wälder, durch die der eine oder andere Pfad oder sogar eine Handelsstraße führt. Aber der Blautann, der ist anders. Nicht anders nennen die Bauern ihn auch Wald ohne Wiederkehr*. Dichter Urwald, den teilweise noch keines Menschen betreten hat. Man sagt, die Hexen des Nordens treffen dort manchmal, um finstere Ränke zu schmieden und Geister herbeizurufen; außerdem hat's dort Feen und Götter, ich habe sie selbst schon gesehen. Und auch die Tiere sind anders; die Wölfe werden von einer alten Wolfskönigin regiert, sie kennen keine Angst vor Feuer und jagen, es menschliche Heere tun, die in die Schlacht ziehen.«

-'• Was, sie lassen sich mit Bier voll laufen und streiten sich untereinander?«

Niemand antwortete auf meinen Scherz; von Weißenswerten bemühte sich immer noch um ein möglichst helden-

haftes Aussehen, während Tsaja mir einen verärgerten Blick zuwarf und der Fremde die Augen zwischen uns dreien umherwandern ließ.

»Ich habe Euch ja nur warnen wollen, ist ja Eure Boronsfeier; wenn Ihr unbedingt in den Wald ziehen wollt, ich werde Euch nicht aufhalten«, sagte er dann nach einem weiteren Zug aus seiner Pfeife. »Nun, ich werde mich jetzt hinlegen; Ihr könnt gerne auch Euer Lager hier aufschlagen, wenn Ihr wollt.«

Tsaja schien nicht sehr beglückt von diesem Vorschlag, zuckte aber mit den Achseln, als ich sie fragend ansah, und erwiderte: »Das erscheint sinnvoll. Es ist zu spät, um uns jetzt in die Wälder zu schlagen, besser, wir rasten erst.«

Da auch von Weißentraut nicht widersprach, taten wir, wie uns geheißen.

Ein heftiges Rütteln riss mich aus meinen Träumen. »Aufwachen, los. Wir sind bestohlen worden.« Tsajas Stimme klang schrill und sehr verärgert.

Ich wischte mir den Schlaf aus den Augen und sah mich um. Das Feuer von gestern Nacht war längst erloschen; auch von dem sternenklaren Himmel der letzten Nacht war keine Spur mehr zu sehen, stattdessen ballten sich dichte, finstere Wolken über uns zusammen. »Dieser Mistkerl. Ich habe es geahnt. Ein Wilderer, ein Herumtreiber, was sollte man auch anderes erwarten.« Jetzt erst bemerkte ich, dass Wilfing verschwunden war. Mein Blicke wanderten zu meinem Rucksack, der weit geöffnet neben mir stand. Wütend sprang ich auf. »Da war jemand an meinem Rucksack!«, rief ich.

Tsaja, sah mich nur spöttisch an. »Guten Morgen, großer Held. In der Tat, es war jemand an Eurem Rucksack. Und an Eurer Geldbörse. Und an meinem Pfeilköcher.«

Auch von Weißentraut wurde nun endlich wach und bemerkte, dass auch sein Gepäck durchwühlt worden war. Rasch stellte sich heraus, dass der gute Wilfing neben Tsajas

Pfeilen auch noch meinen Geldbeutel, einen guten Teil unseres Proviantes und einen edlen Dolch aus von Weissenrauts Besitz, ein Familienerbstück, wie er uns erklärte, mitgenommen hatte. Ich dankte Phex, dass ich einen Großteil meines Geldes in verschiedenen Taschen direkt an meinem Körper aufbewahrte und so der Verlust des Geldreutels nicht gar so schmerzhaft war. Dennoch, ärgerlich war dieser Diebstahl schon.

»Wir werden den Schurken jagen bis ans Ende Deres!«, schnaubte von Weissentraut in gerechter Empörung.

Isaja schüttelte jedoch den Kopf. »Den kriegen wir nie. Ich kenne diese Kerle; daheim, in den Wäldern Dornendes, da stöbere ich sie auf, weil ich dort selbst jedes Verdeck kenne. Aber hier, wo er zu Hause ist, wo hinter jedem Hügel und unter jedem Baum ein geheimes Lager des Schurkes sein kann, da finden wir ihn nicht.«

»Aber wir wissen doch, wo er wohnt?«, wagte ich einzuerfunden. »Oh, ich bin sicher, er hat in dieser Hütte einen Winter verbracht. Aber jetzt wird er ganz sicher nicht mehr dahin zurückkehren, nicht, nachdem er eine Reise mit vielen Dukaten, genug Proviant für mehrere Tagesreisen und einen Dolch, den er für sicherlich noch mal 10 Dukaten verkaufen kann, bei sich trägt. Nein, wir werden ihm seine Beute nicht mehr nehmen können. Wir können froh sein, dass er es nicht auch noch gewagt hat, unsere Pferde an sich zu nehmen. Und wir haben auch keine Zeit für die Suche nach dem Kerl, wenn die Dame in der Dragenstein tatsächlich entführt wurde.«

Natürlich hatte sie Recht; mit hängenden Schultern bebten wir uns daran, unser Lager abubrechen. Wie umsch unserer Laune anzupassen fiel nun auch ein eisiger, stilles durchnässender Nieselregen vom dunkelgrauen Himmel.

Schweigend sattelten wir die zwei Pferde. Gen Efferd -Erste unser Weg nun, doch das Wetter kündete eher von fernher Annäherung an Rondras Reich: Wir waren erst wenige Meilen geritten, als der Wind zunächst leicht, dann

immer stärker auffrischte, bis aus dem Augrimmer - denn so nennen die Menschen in Weiden den Nordwind - endlich ein wahrer Rondrikan wurde, der mit gewaltiger Kraft durch die Espen und Erlen peitschte, während dicke, schwere Hagelkörner auf uns herniederprasselten. Dank Tsajas kundigem Blick fanden wir jedoch eine recht gut vor Wind und Regen geschützte Mulde in einem der nahen Hügel, sodass wir den Sturm einigermaßen unbeschadet überstanden. Doch wenngleich der Sturm nach einiger Zeit nachließ und wir Weiterreisen konnten, hielt doch der kalte, unerbittliche Regen noch die nächsten Tage an, sodass bald unsere gesamte Kleidung vor Wasser troff. Mitten durch den Bärnwald führte uns unsere Reise nun, einen offenen, lichten Forst, in dem uralte, riesige Eichen neben schlanken Rotbuchen und hellen, zerbrechlich wirkenden Birken standen. Vereinzelt stießen wir auch auf die Meiler von Köhlern, Menschen sahen wir jedoch keine. Nur die Tierwelt ließ sich von der dauernden Nässe nicht irritieren: So hörten wir das Quaken der Unken, wann immer wir einen der zahllosen kleinen Seen oder Bäche passierten. Deutlich sichtbare Spuren im feuchten Erdreich verrieten, wie mir Tsaja auf Nachfrage erklärte, die Anwesenheit von Rotwild. Sogar ein kurzer Blick auf einen mächtigen, alten Kronenhirsch, der langsam durch das Unterholz stapfte war mir vergönnt. Doch selbst Tsaja schien bei all ihrer Liebe zur Natur aufgrund des ständigen Regens die Reise nicht mehr zu genießen. Von Weißentraut sprach seit dem Diebstahl ohnehin kein Wort mehr. Da die Salbe des Magiers außergewöhnlich gut zu wirken schien, hatte er sich entschlossen, mir wieder mein Reittier zu überlassen, und so stakste er mit langen Schritten und gesenktem Kopf: neben uns her durch die zahllosen Pfützen und Rinnsale. Den Streithammer hielt er so fest umklammert, dass die Knöchel weiß hervortraten, als fürchte er, auch diesen noch verlieren zu können, den Sattel hatte er sich auf die Schulter gelegt. Auch unsere nächsten Nächte waren eher un-

ingenehm: Wir waren nach dem ersten Tagesmarsch allesamt erschöpft und niedergeschlagen, weshalb meine Begleiter rasch in einen tiefen Schlaf fielen, während ich eine Wache hielt. Zwar hatte Tsaja wieder eine einigermaßen regengeschützte Stelle unter hohen Bäumen anscheinend gemacht, doch schon bald stellte ich fest, dass

Holz, welches wir gemeinsam zusammengetragen hatten, zu einem großen Teil zu feucht war, um unser Lagerfeuer zu nähren; statt munterer Flammen stieg nur reißen der Qualm auf, während das Feuer vollends zu erlöschen drohte. Also eilte ich in das Gestrüpp, in der Hoffnung, vielleicht im Schutze eines der höheren Bäume noch einige trockenere Äste zu finden. Meine Suche war jedoch nicht von Erfolg gekrönt, und als ich zum Lager zurückkehrte, wurde ich zu allem Überflusse auch noch von einem erschreckten Grunzen und Brummen begrüßt. Erschreckt schrie ich auf, als ich den gewaltigen, schwarzbraun behaarten Bären sah, der mit seiner Schnauze in meinem Fucksack wühlte und sich an den Resten meines Proviantes fettig tat. Dem Bär schien die Störung nicht zu gefallen, ebenfalls drehte er sich um und erhob sich schwerfällig

die Hinterbeine, wobei er lauthals röhnte und grunzte. In meinem Glück waren jedoch auch Tsaja und von Weisheit durch mein Geschrei erwacht, und zumindest Tsiia schien genau zu wissen, wie man mit solchen Tieren umzugehen hatte. Ebenfalls laut schreiend und brüllend zügelte sie sich direkt vor den Bären und hielt ihm einen der letzten brennenden Holzscheite, den sie zuvor aus dem unseres Lagerfeuers gezogen hatte, entgegen. Für einen Moment blieb das Tier noch auf den Hinterbeinen stehen, ließ sich dann jedoch wieder auf alle vier fallen und galoppierte mit erstaunlicher Geschwindigkeit zurück in die Tiefen des Waldes. Erleichtert atmete ich auf, hatte allerdings nicht mit Tsaja gerechnet, die mich verärgert zeigte, wie ich es denn zulassen könne, dass ein Bär an unsere Vorräte gelangte. Einigermaßen zaghaft entschuldigte

ich mich, was ihr etwas den Wind aus den Segeln zu nehmen schien. Dennoch funkelte sie mich noch für einen Moment böse an und betonte nochmals, dass so etwas auf keinen Fall passieren dürfe, ehe sie sich abrupt wieder zu ihrem Lager begab und erneut hinlegte. Von Weißentraut selbst äußerte nichts, ich vermeinte jedoch bei Tsajas Standpauke ein kurzes Grinsen über sein Gesicht huschen zu sehen. Doch auch ihm verging das Lachen wieder, als wir in den folgenden Nächten den massigen Körper des Bären immer wieder um unser Nachtlager schleichen sahen und daher doppelte Vorsicht bei unseren Wachen wahren mussten.

Und somit waren wir wohl alle gleichermaßen dankbar, als wir den Bärwald hinter uns gelassen hatten und endlich der Blautann wie eine schwarze Wand durch den dichten Regen am Horizont zu sehen war. Durch grüne Auen führte uns unser Weg für die nächsten Meilen, bis wir uns dem Wald so sehr genähert hatten, dass wir statt einer hölzernen Mauer einzelne Bäume erkennen konnten. Ein einsames Bauerndorf lag zu meiner Überraschung - denn eine menschliche Ansiedlung hatte ich so nah an dem angeblich verfluchten Wald nicht erwartet - etwas abseits unseres Wegs am Waldrand. Mit wenigen Worten verständigten wir uns darauf, unsere Schritte zunächst dorthin zu lenken, in der Hoffnung, dort unsere Pferde, die in dem dichten Gehölz nur hinderlich sein würden, unterstellen zu können.

Das kleine Dorf wirkte geduckt und schäbig, gerade im Vergleich zu den anderen, durchaus munteren Weilern, die wir im Laufe unserer Reise passiert hatten. Wir passierten einige windschiefe, fast unbewohnt wirkende Katen, ehe wir eines brüchigen Holzschilds in Form eines Elchs gewahr wurden, was die wohl einzige Gaststätte des Ortes kennzeichnete. Misstrauisch betraten wir die Kaschemme deren Wirtin, eine hutzelig alte Frau, uns sofort nach dem Eintreten nervös umtänzelte und kaum zu wissen schien

-*ie sie sich angesichts des überraschenden Erscheinens vieler Fremder verhalten sollte. Als wir ihr begreiflich machten, dass wir keineswegs ein Zimmer für die Nacht suchten, nur kurz unsere Kleidung etwas trocknen, etwas essen und dann noch heute den nahen Blautann betreten sollten, zeichnete ihre dürre Hand erschreckt einen Praliskreis in die Luft. »O weh! In den Totenforst wollt Ihr! O. isst ab, lasst ab von Eurem Tun, nichts Gutes kann daraus entstehen. Erst kürzlich ist der Waldrieder Tsabert dort erschwunden. Nur ein Kälbchen wollte er zurückholen, iis von der Weide bis zum Wald gelaufen war, man konnte ts noch nach seiner Mutter muhen hören, so nahe war es in Waldrand. Doch er hatte kaum den Wald betreten, als riötzlich finstere Dämonen vom Himmel fuhren und ihn ri das Kälbchen in die Finsternis schleppten, der Schmieiccrück Jann hat's mit eigenen Augen gesehen! Und jetzt, T der Mond des Raben naht, ist es dort doppelt gefährden!«

»Lasst gut sein, Mütterchen. Wir sind tapfere Krieger, wir *Erden den Dämonen die Zwölgötterfurcht schon einr*kien. Versorgt nur unsere Pferde, bis wir zurückkommen. es soll Euer Schaden nicht sein.« Bei diesen Worten *~nperte von Weißentraut mit seinem Geldbeutel.

•Und wenn wir bis zum Beginn des Firunmondes nicht rrrückgekehrt sind, dann, aber nur dann, könnt Ihr die *"xrde behalten«, ergänzte ich mit nun doch leicht belegt-ir render Stimme. Um ehrlich zu sein, ich begann länger: ernstlich am Erfolg unserer Queste zu zweifeln. Viel-aT:t wäre es wirklich besser, hier aufzugeben. Selbst im ^T.en Vinsalt hatte ich vereinzelt Geschichten gehört über Wald der Schrate und Waldgeister, der Dämonen und Ischen. Ähnlich verrufen war, abgesehen von den Fors-der schwarzen Lande, nur noch der Farindelwald in -^remia. Während dort aber unter den Barden Einigkeit zrzrber herrschte, dass eine finstere Fee den Wald verhext wurde die Herrschaft über den Blautann mal der

Hexe Gwynna von Weiden, mal einem gewaltigen Drachen und mal dem Namenlosen selbst zugeschrieben. Einig waren sich alle Geschichten aber darin, dass schon viele tapfere Recken den Schrecken des Waldes schlussendlich nicht gewachsen waren und nun nur noch ihre vermordernden Knochen von ihren hehren Absichten Zeugnis ablegten. Und nun sollte gerade ich, Student des Rechtes aus dem gesitteten Vinsalt, dort bestehen können? Aber hatte ich noch eine Wahl, da ich mein Studium aufgegeben hatte und mich von Weißentraut angeschlossen hatte? Und wie von Weißentraut gesagt hatte, ich war schließlich ein furchtloser Abenteurer, da konnte ich wohl kaum vor einigen Bäumen Angst haben. Ich nahm mir aber vor, noch einmal gründlich darüber nachzudenken, was ich alles an Ausrüstung in so einem schaurigen Wald benötigen würde; wenigstens wollte ich gut vorbereitet sein.

Während die Alte noch immer unter Kopfschütteln und dem Murmeln finsterster Prophezeiungen unser Essen brachte - einen faden, aber sättigenden Eintopf -, fiel mir auf, dass auch meine Begleiter schweigsam und bedrückt schienen. Ich ahnte, dass auch in ihren Köpfen ähnliche Zweifel spukten wie in dem meinen. Tsaja war mit ihren Gedanken vielleicht gerade bei ihrem Garethischen Junker; vermutlich bereute sie spätestens jetzt, dass sie diese Reise gemacht hatte, die sie immer weiter von ihren Träumen entfernte. Dabei hatte sie wohl als Einzige von uns gar keine Wahl gehabt, oder? Immerhin hatte der Vogt ihr befohlen, uns zu begleiten...

Von Weißentraut dagegen war schwerer zu durchschauen. Ich hatte mittlerweile gelernt, dass sich unter seiner Arroganz und seinen jähzornigen Anwandlungen ein durchaus großzügiger und tapferer Mann verbarg, der sich jedoch seines Mutes keineswegs so sicher war, wie er vorgab. Kein Wunder, bedachte man, dass auch er wohl in seiner Zeit an der Kriegerakademie kaum echte Kämpfe auf Leben und Tod ausgetragen haben durfte. Ich nahm

an, dass er unsere Queste zumindest auch als Feuerprobe für seine hehren Ideale betrachtete. Und nun endlich galt es zu beweisen, dass sein Mut wirklich so groß und seine Liebe zu Silvana wirklich so unüberwindlich war, wie die Welt oder zumindest er selbst dies zu erwarten schien. Doch was, wenn die dämonischen Schrecken des Blautannes ihn doch übermannen sollten?

Ohne auch nur ein Wort miteinander zu wechseln beendeten wir unser Mahl, vergewisserten uns noch einmal, dass unsere Pferde auch wirklich gut versorgt würden, nahmen von unserer Gepäck dasjenige mit, was uns für die Durchquerung des Waldes als notwendig erschien, und brachen auf.

Der Wald ohne Wiederkehr

Der Blautann! Nun, da wir endlich unser Ziel erreicht hatten, zweifelte ich mehr denn je, ob es wirklich eine gute Idee war, das gespenstische Gehölz zu betreten. Der Wald erschien ebenso düster und bedrohlich, wie ich ihn mir vorgestellt hatte. Alte Blautannen standen dicht an dicht, als wollten sie uns bereits das Eintreten in den Forst verwehren und uns zu verstehen geben, dass dies kein Reich der Menschen war. In der Nähe stieß ein Rabe seinen heiseren Schrei aus - Unglücksbringer, Todesbote, schoss es mir durch den Kopf.

Tsaja war die Erste, die ihren Mut zusammennahm und ohne ein weiteres Wort im dunklen Tannicht verschwand. Von Weißentraut zögerte für einen Moment, reckte dann aber wieder in der mir bereits bekannten Trotzgeste das Kinn in die Höhe und schritt ebenfalls in die Finsternis. Um meine Begleiter nicht aus den Augen zu verlieren, folgte ich, so rasch ich konnte. Schon nach wenigen Schritten wurde die Luft merklich kühler, auch von dem Regen war hier nichts mehr zu bemerken. Bläuliche Nebelschwaden verhüllten den Boden und verdeckten verkrüppeltes Gestrüpp, das nach unseren Beinen zu greifen schien. Bedrohliche Stille herrschte um uns herum, unterbrochen nur von dem Schmatzen unserer Stiefel auf dem morastigen Untergrund. Ein unangenehmer, modriger Geruch erfüllte die Luft. Tsaja blieb abrupt stehen und deutete erstaunt auf eine merkwürdig aussehende, schilfartige Pflanze, die vor einem fast greifbaren, fauligen Geruch eingehüllt schien. »Yarumstab! Aber normalerweise blüht er nur von Phex bis Ingerimm. Dass er nun seine Blüten trägt, ist wider alle perainegegebene Natur«, erklärte sie.

Ich gestehe, diese Seltsamkeit der Pflanzenwelt beeindruckte mich weitaus weniger als der unerklärliche Nebel in unseren Füßen, aber Tsaja schien ernstlich erschüttert.

Langsam zogen wir weiter. Vereinzelt vermeinte ich, schattenhafte Bewegungen um uns herum zu sehen, jedoch verschwanden sie jedes Mal so schnell, wie sie erschienen waren. Und je weiter wir ins Innere des Waldes - jrdrangen, desto gespenstischer wurde unsere Umgebung. Wir passierten nachtschwarze, völlig still daliegende T rmpel, deren Oberfläche von keinem Tier und keinem _^ftzug gekräuselt wurde. Knorrige Eichen mit rissiger 7rr.de, deren Äste nach unseren Gesichtern peitschten und rrr mehr als eine blutige Strieme in die Haut rissen, selbst '■fnn es völlig windstill war. Purpurn leuchtende Büsche m: langen, dolchartigen Dornen, denen wir auf Tsajas e^ppe Warnung hin mit äußerster Vorsicht auswichen. E^zelne Boronsweiden, die sich leise in einem nicht vorhandenen Wind wiegten. Hin und wieder lichtete sich das iTckicht auch, nur um Lichtungen zu enthüllen, auf denen idzbisgroße Pilze in eitrigen Farben merkwürdige Muster ir_d Symbole zu bilden schienen. Doch noch immer war

Tier weit und breit zu sehen, kein Vögelschrei tönte r.~h das Gehölz. Nur ein leises, wehmütiges Klagen, wie in Wind, der durch Äste streicht, klang in meinen Ohren, :<rwohl nicht der geringste Hauch eines Luftzugs zu spü~rr. war.

Ich weiß nicht, wie lange wir durch den Wald geirrt wa-" als Tsaja uns endlich eine kurze Rast erlaubte. Wir ~^r:en gerade eine weitere kleine Lichtung betreten, die renne ging langsam hinter den Bäumen unter. Pilze waren rafsmal keine zu sehen, nur kahler, matschiger Erdboden, irer dem ein dünner, blaugrauer Dunst lag. Nachdem ich mch versichert hatte, dass sich die Äste nicht bewegten irc den Stamm auch keine Münder oder Augen zierten, =rr:e ich den Rücken erschöpft an eine der hohen Blau-^rr.en, die die Lichtung säumten. Auch von Weißentraut

erschien mitgenommen, schwer stützte er sich auf seinen Streithammer.

Tsaja sah uns mit besorgter Miene an. »Es tut mir Leid, aber ich glaube, wir haben uns verirrt. Ich hätte schwören können, dass wir nach Westen marschiert sind, aber wir haben diese Lichtung von Südwest her betreten. All mein Wissen nutzt hier nichts; die Stämme sind alle rundum mit Moos und Efeu überwuchert, und es scheint fast so, als hätten die Bäume und Büsche Beine und würden umherwandern, sobald ich nicht hinsehe.«

Ich erwartete eine harsche Replik von Weißentrauts ob dieses Eingeständnis des Versagens von einem seiner Domestiken und sah mich überrascht, als er Tsaja stattdessen aufmunternd auf den Rücken klopfte. »Niemand, der den Zwölfen treu ist, kann sich in so einem Dämonenloch zu rechtfinden. Rondra und Firun werden über uns wachen.«

»Wenn ihre Macht denn bis hierher reicht«, murmelte ich leise.

In diesem Moment schoss plötzlich unter lautem Kreischen ein grünblauer Blitz aus dem Wipfel des Baums direkt auf mich zu. Ich warf mich reflexartig zur Seite, rollte über den Boden, spürte, wie irgendetwas Scharfes und Spitzes in meinen linken Arm schlug und eine heiße Flamme meine Kleidung über der Brust versengte. Von Weißentrauts Hammer rauschte durch die Luft und klatschte harmlos gegen einen Baumstamm, Tsajas Stimme gellte »Zu Boden! Ihr steht im Schussfeld!«, dann zischte das Wesen wieder gen Himmel und verschwand im dichten Geäst über meinem Kopf. Hektisch schlug ich die Flammen aus, die noch aus meiner Kleidung züngelten. Die Wunde an meinem Arm blutete fürchterlich, dennoch gelang es mir dieses Mal, bei Bewusstsein zu bleiben. Ich zog mein altes Schwert. Auf von Weißentrauts knappes Kommando scharten Tsaja und ich uns im Zentrum der Lichtung um den Krieger, der ebenso wie wir mit zusammengekniffenen Augen in die Baumwipfel um die Lichtung herum starrte.

»Ein Baumdrache, glaube ich«, stieß Tsaja hervor. »Ich habe noch nie einen gesehen, aber von ihnen gehört. Sie sollen Nester in dem Baumkronen bauen und dort wie die gefiederten Streifenmeister blinkende Gegenstände sammeln. Vielleicht greift er uns an, weil wir seinem Nest zu nahe gekommen sind.«

In diesem Moment raschelte es in den Baumspitzen direkt vor mir. Ich holte mit meinem Schwert zum Schlag aus, aber nichts geschah. Nachdem wir einige Zeit so da^estanden hatten, befahl von Weißentraut, uns vorsichtig zum Rande der Lichtung zu begeben. »Wenn das Vieh hier .%*irklich ein Nest hat, sollten wir am besten versuchen, A-eiterzuziehen«, erklärte er.

Ehe ich noch antworten konnte, knackten erneut Äste, rast direkt über von Weißentraut.

-Da ist er!«, rief Tsaja, als auch schon ein erneuter Feuer-srrahl, diesmal in Richtung von Weißentrauts, herabschoss. Dieser schrie kurz auf, als ihm die Flammen ins Gesicht sdilugen, schwang aber im Übrigen umgerührt seinen gewaltigen Kriegshammer. Mit einem befriedigenden Klat-fchen prallte der Hammer gegen die bestimmt zweiein-."alb Schritt lange Echse, die von der Wucht gegen einen anne geworfen wurde. Tsajas Pfeil dagegen zischte um Haaresbreite an dem geflügelten Körper vorbei. Ich selbst *atte mit meinem Angriff gezögert; nun, da sich das Wesen wieder in die Lüfte erheben wollte, stürzte ich heran und ~ackte mit aller Kraft nach der rechten Schwinge. Erstaun-ten leicht fuhr die Klinge durch das dicke Echsenleder und unterließ eine tiefe Schnittwunde. Das Wesen schlug heftig rüt den Flügeln, es gelang ihm jedoch nicht mehr, sich ~iporzuschwingen. Stattdessen schlug die Kreatur aber r^n mit ihren rasiermesserscharfen Klauen nach mir, wo-re sie in hohen Tönen schrie. Mit Mühe konnte ich einem -ngriff ausweichen, stolperte dabei jedoch und fiel zu reden. Sofort stürzte sich der Drache mit seinem ganzen >-rrper auf mich und drückte mich in den Schlamm, seine

Klauen rissen tiefe Wunden in meinen ohnehin schon verbrannten Brustkorb, während kalte, bösartig funkelnde Augen mit direkt ins Gesicht sahen. Für einen Moment schien das Wesen fast zu grinsen. Dann riss es das Maul auf, und ein Übelkeit erregender, schwefeliger Gestank schlug mir aus der Öffnung zwischen seinen zwei gefährlich aussehenden Zahnreihen entgegen. Ich warf den Kopf so gut ich konnte zur Seite, um dem erwarteten Flammenstrahl zu entgegen, als ein weiteres dumpfes Schmatzen zu hören war und von Weißentrauts Streithammer den Drachen von mir schleuderte. Mit zerschmettertem Schädel stürzte das Ungetüm wenige Schritt neben mir zu Boden. Ich blieb noch einen Moment keuchend im Matsch liegen, ehe ich mich mit vorsichtigen Bewegungen erhob. Von Weißentraut stapfte zu dem leblosen Drachenkörper hinüber und versetzte ihm einen leichten Stoß mit dem Stiefel. »Der wird keine Wanderer mehr anfallen«, knurrte er in ausgesprochen zufriedennem Tonfall. »Wir sollten nach seinem Hort suchen!«.

Erst jetzt war deutlich zu erkennen, dass das Wesen bereits zahllose Narben aufwies, auch eine eitrige Wunde klaffte am Schädel des Drachens. Nein, anders als von Weißentraut anzunehmen schien, hatten wir nicht triumphal einen gefährlichen Drachen besiegt, sondern eher eine halbtote, fliegende Echse von ihrem Leiden erlöst. Und dennoch hatten wir dabei üble Blessuren erlitten - ein gutes Omen war dies wohl kaum ...

Tsaja, die derweil begonnen hatte, mir bei der Versorgung meiner Wunden zu helfen, schüttelt als Entgegnung auf von Weißentrauts Vorschlag den Kopf. »Wie ich schon sagte, Baumdrachen sammeln alles, was blinkt. Könnte schon sein, dass wir etwas Nützliches in seinem Nest fänden, könnte aber auch sein, dass da nur eine Menge Kreuzer, ein rostiger Dolch und eine Glasscherbe liegen. Und abgesehen davon, dass wir nicht wissen, wo sein Nest ist, habe ich auch Bedenken, die Bäume hier emporzuklettern,

wenn es nicht unbedingt notwendig ist. Dieser Wald ist nicht geheuer.«

Von Weißentrauts Zufriedenheit verflog schlagartig. Wieder einmal reckte er das Kinn in die Höhe, zuckte dann aber zusammen, als sich die Verbrennungen in seinem Gesicht schmerzhaft in seine Erinnerung riefen.

Die Sonne war bereits untergegangen, als wir unsere Verletzungen notdürftig verbunden hatten. Wiewohl uns die Lichtung nach den vorangegangenen Ereignissen Unbehagen bereitete, verspürte auch keiner von uns Lust, sich nieder tiefer in den nächtlichen Forst zu begeben. Auch waren wir nach dem Kampf alle zu erschöpft für eine weitere Wanderung. Also suchten wir eine einigermaßen trockene, etwas höher gelegene Stelle nicht zu nahe an den Bäumen und breiteten unsere Decken für die Nacht aus. Die blaugrauen Nebelschwaden waren derweil dichter geworden und krochen an unseren Leibern entlang wie reuchte und eiskalte Schlangen. Keinem von uns gelang unter diesen Umständen, ein Feuer in Gang zu bringen. Von Weißentrauts Befehl, nacheinander Wache zu stehen, widersprach niemand; ich erklärte mich bereit, die erste «Vache zu übernehmen. Ich sollte dann, wenn ich zu müde würde, von Weißentraut wecken, der wiederum von Tsaja irgelöst werden sollte.

Trotz der Kälte drang bereits nach kurzer Zeit lautes Schnarchen aus von Weißentrauts Kehle an mein Ohr. Unwillkürlich musste ich grinsen bei dem Anblick, den unser tapferer Krieger bot, wie er sich zusätzlich zu seiner «Volldecke noch in die abgewetzte, kurze Satteldecke meines Ponys gehüllt hatte und beinahe zu einem Ball zusammengerollt dicht neben Tsaja lag, die sich ebenfalls engnisammengekauert hatte.

Lange hielt meine gute Laune jedoch nicht an. Schon r^{id} zogen dichte, finstere Wolken am Himmel auf und verdeckten den Blick auf die Sterne, die mir bisher die

Umgebung zumindest schwach erleuchtet hatten. Die Finsternis um mich herum wurde in Sekundenschnelle völlig undurchdringlich. Merkwürdige, ächzende und stöhnende Laute erklangen dafür nun aus den Tiefen des Gehölzes; weit in der Ferne vermeinte ich, ein lang gezogenes Heulen zu vernehmen. Außerdem schien die Luft noch kälter zu werden, als sie es ohnehin schon war. Jeder Atemzug brannte in meiner Lunge. Dennoch spürte ich Schweißperlen meine Stirn herabrinnen. Verängstigt überlegte ich, was zu tun sei. Sollte ich die anderen wecken? Aber was sollte ich ihnen dann sagen, war doch eine unmittelbare Gefahr nicht zu bemerken? Andererseits hätte ich in dieser Finsternis wahrscheinlich nicht mal einen leibhaftigen Oger bemerkt, hätte einer neben mir gestanden. Ich bezweifelte allerdings, dass es selbst Tsaja besser ergangen wäre - der Gedanke, dass auch die sonst so selbstsichere Wildhüterin einmal genauso hilflos war wie ich, hatte aber etwas sehr Tröstendes, wie ich erstaunt bemerkte. Also hockte ich einfach weiter stumm auf dem Boden und betete in Gedanken zu Praios, dass wir entweder von jedem ungebetenen Besuch verschont bleiben mochten oder aber ein solcher Besuch sich zumindest durch seine Schritte verraten würde. Stunden schienen so zu vergehen.

Da plötzlich geschah es ... aber es ist bereits spät, es wird Zeit, sich zur Ruhe zu begeben.«

Wenn der Zirkus kommt

Radulf fühlte sich, als hätte jemand kaltes Wasser über seinem Kopf ausgeschüttet. Der Fremde konnte doch nicht mitten in der Geschichte mit der Erzählung aufhören! »O bitte, fahrt doch fort. Da die Bardin ohnehin nicht hier ist, naben wir schließlich keine andere Unterhaltung heute. Kommt, ich gebe Euch noch ein Bier aus, und Ihr erzählt >.*eiter.«

*>Nein, lass mal, Junge, mir fallen ja bald die Augen zu. Aber ich werde wohl morgen noch immer hier sein. Wenn iu also morgen Abend hier vorbeikommen willst, werde ich auch den Rest meiner Moritat zum Besten geben.«

Radulf murrte zwar, musste aber auch zugeben, dass es schon reichlich spät geworden war und er sich auch endlich mnlegen sollte - Gordian würde vielleicht sogar irgendwann seine ewige Drohung wahrmachen, Radulfs zahllose Lässlichkeiten dem Baron zu melden, wenn er morgen wieder einmal zu spät zum Dienst erschiene. »Na gut, dann werde ich Euch morgen Abend hier wieder treffen«, er-
<Lärte er enttäuscht. Während er dem Fremden noch nach-
^h, der mit einer Geschwindigkeit, die so gar nicht zu seiner gebeugten Körperhaltung passte, die Treppen zu den Zimmern im Obergeschoss hinaufeilte, versuchte er zu freründen, wieso ihm dieser Fremde die Geschichte eigentlich erzählte. Möglicherweise war er ja erneut zu miss-
mauisch - seine Schwester hatte ihm immer schon vorge-
• • jrfen, zu wenig Vertrauen in andere Menschen zu setzen
- er wurde aber den Verdacht nicht los, dass die Begeg-
nung nicht gar so zufällig war, wie ihn der Fremde glauben machen wollte. Wieder musste er daran denken, was der il:e Gordian über den fremden Streuner gesagt hatte:

»Schädliches Hämmern an den Grundfesten von Reich, Dere und Alveran!« hatte er ihm unterstellt, ein gleichermaßen gefährlicher wie unbestimmter Vorwurf. In diesen Zeiten konnte die Behauptung solcher Verbrechen sehr schnell die Aufmerksamkeit der Inquisition auf einen Menschen ziehen, und gegen deren Richtsprüche erschienen selbst die Urteile des Barons milde. Doch wie kam Gordian auf diesen Vorwurf? Steckte wirklich nur die unbegründete Angst eines alten Veteranen, der mit der neuen Zeit nicht mehr zurechtkam und überall Übles fürchtete, dahinter? Oder hatte der Alte nicht vielmehr aus seiner eigenen Heldenzeit einen gewissen Schatz an Erfahrungen mitgebracht, der es ihm ermöglichte, wirkliche Schurken schon mit einem kurzen Blick zu entlarven? Immer noch in Gedanken versunken begab sich Radulf auf den Rückweg zur Wachstube, wo der Baron seinen Wachleuten auch eine schmale Pritsche für die Nacht zur Verfügung stellte. Gordian hatte genügend Geld besessen, um sich ein eigenes kleines Haus errichten zu lassen und daher nie in der Wachstube übernachtete, wofür Radulf durchaus dankbar war. Er dachte noch eine Weile über den merkwürdigen Fremden und seine Erzählung nach, fiel dann aber in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Der nächste Tag zog sich dahin wie eine dicke, thorwalsche Rübensuppe. Dem Bauern Loswin war über Nacht eine Kuh im Stall gestorben, und er vermutete finstere Hexerei als Ursache.

Radulf notierte alles, was der Bauer vorzutragen hatte, über seltsame Zeichen am Himmel, geisterhafte Lichter und merkwürdige Winde. Innerlich seufzte er, während er sich über sein Pergament beugte. Schon als Radulf noch ein Kind gewesen war, hatte der alte Loswin als etwas wunderlich und verwirrt gegolten, aber niemand hatte sich groß darum geschert. Nun aber, da der Fall Tobriens, die Zerstörung Wehrheims und der Angriff auf Gareth allen

deutlich gemacht hatte, wie zerbrechlich ihr Glück war und wie gewaltig die Gefahren, die jederzeit auf die braven Bürger lauern konnten, mochten die Vorwürfe dieses mondsüchtigen alten Mannes dazu führen, dass der Baron die Kämpfer seiner Burg aussenden würde, um sämtliche alten Frauen der Gauklersippe festnehmen zu lassen. Wobei sich die besagte Zirkustruppe, wie ihm jetzt erst aufrichtig, überhaupt erstaunlich ruhig verhielt. Obschon Radulf eigentlich fest damit gerechnet hatte, dass zumindest einige der Artisten vor dem Häuschen Wache stehen würden, war kein einziger von ihnen zu sehen, was ihn eher reuenernte. Nur die Kinder selbst waren da, wie er sich durch einen Kontrollgang zur Zelle hin versicherte. Völlig >Tumm starrten sie ihn mit weit geöffneten Augen anklarend an und sprachen auch dann noch keinen Ton, als Uduulf ihnen versicherte, dass er sein Bestes tun werde, jzn den Baron von ihrer Harmlosigkeit zu überzeugen und -inen, da sie ihn wirklich dauerten, zusätzlich zur Verpfle_r_Lng für die Gefangenen auch noch sein eigenes Mittagessen - Hafergrütze mit Honig - überlassen hatte.

Die ganze Situation behagte ihm nicht. Was trieben diese Gaukler nur? Wenn er auch nur ein bisschen von dem Zusammenhalt solcher Sippen verstand, dann war er überzeugt davon, dass die Gaukler sich keineswegs damit abinden würden, wenn der Baron ihre Kinder in seinem I-eiangnis versauern ließe. Wenn sie also nicht direkt vor zem Wachhaus standen, dann planten sie irgendetwas, i«essen war er sich sicher. Aber was mochte das sein? Wollen sie vielleicht die Wachstube stürmen? Aber nein, die meisten von ihnen sahen nicht kampferprobt aus, und bis rzi jenen langen, krummen Dolch hatte er auch keine •Waffen bei ihnen entdecken können. Ihn zu bestechen Tarten sie offensichtlich auch nicht vor, wie er etwas entmisch bemerkt. Natürlich hätte er einen Bestechungsrsuch niemals angenommen, er hätte jedoch gerne die I-«eiegenheit gehabt, seine Standhaftigkeit zu beweisen.

Oder ob vielleicht der Landstreicher aus der Gaststätte mit ihrem Stillhalten zu tun hatte? Diese Gedanke schien es tatsächlich wert, weiter verfolgt zu werden: Wenn der Fremde zu der Gauklertruppe gehörte, würde das erklären, warum er gestern Nacht so viel Zeit mit Radulf verbracht hatte. Möglicherweise wollte er ihn aushorchen, ihn in Sicherheit wiegen, bis er den geeigneten Moment zum Zuschlagen sah. Immerhin war Radulf neben Gordian im Besitze eines der zwei Schlüssel zu den Gefängniszellen, und er war der Einzige, der sich nachts in der Wachstube aufhielt und somit einer Gefangenenbefreiung im Wege stand.

Doch was sollte er nun tun? Wahrscheinlich wäre es das Beste, Gordian von seinem Verdacht in Kenntnis zu setzen. Wenn sie in Zukunft gemeinsam die Zellen bewachten, wären einem Befreiungsversuch die Riegel vorgeschoben, jedenfalls bis der Baron die Kinder abholen und in die Verliese seiner Burg sperren mochte. Andererseits behagte ihm der Gedanke, mit Gordian eine Kammer zur Nachtruhe teilen zu müssen, ganz und gar nicht. Auch konnte er gerne darauf verzichten, dass Gordian am Ende wieder den gesamten Ruhm für den verhinderten Ausbruch und womöglich gar für die Festnahme des Fremden einstreichen würde. Und eigentlich was er ja bisher ohnehin nur ein vager, unsicherer Verdacht. Nein, entschied er sich, er selbst war alt und erfahren genug, um auch ohne Gordians Hilfe mit diesem Fremden fertig zu werden. Er würde den Spieß einfach umdrehen, er würde heute Abend wieder den Fremden aufsuchen, sich seine Geschichte anhören und dabei seinerseits den Fremden wie ein Luchs beobachten. Und damit niemand auf die Idee kommen mochte, in seiner Abwesenheit in das Wachhaus einzusteigen - was angesichts der stabilen Türen und vielfachen Schlösser selbst für erprobte Einbrecher eine echte Herausforderung sein dürfte -, würde er den Schmied Laske, der das Haus gegenüber der Wachstube bewohnte und abends ohnehin

£jerne noch bei einem Glas Bier vor der Türe saß, darum ritten, in seiner Abwesenheit ein Auge auf das Wachhaus zu haben.

Nachdem er diese Entscheidung getroffen hatte, besserte sich seine Laune schlagartig. Alles in allem war seine Situation doch gar nicht so schlecht, er stand gerade im Bepiff, seine erste echte Heldentat zu begehen und einen refährlichen Verbrecher zu enttarnen. Der Baron würde ihn vielleicht sogar persönlich loben und ihn in seine Leibwache erheben und dann, beim nächsten Feldzug im Os würde Radulf an vorderster Front dabei sein und die 3ötzenanbeter und Totenbeschwörer mit seiner eigenen Klinge in Stücke hauen.

Aufgeregt betrat er schließlich, kaum, dass die Sonne zitergegangen war, die Schänke. Der Fremde stand bereits renau an derselben Stelle wie am Vorabend, auch seine Kleidung schien er nicht gewechselt zu haben. Immerhin *^tte er aber wohl ein Bad genommen, wie Radulf beim Herannahen feststellte, der strenge Geruch, der noch restern von dem Fremden ausgegangen war, war nun ~rllig verflogen.

Mit einem verschmitzten Lächeln sah der Fremde ihn *r_ »Ah, da ist ja der tapfere Krieger, Kämpfer wider das ^heilige Dämonengezücht, Diener des Götterfürsten, oeder.«

Radulf wusste nicht, ob er über diese Begrüßung verärirts oder amüsiert sein sollte. Sicherlich würde ein entsr-anntes Lächeln als Antwort von großer, erwachsener firuveränität künden. Andererseits hatte der Fremde aber liich zumindest indirekt über den Göttervater gespottet, ir.d das konnte Radulf als treuer Diener der Zwölfe doch »~hl kaum gutheißen? Letztlich beschränkte er sich da auf ein kurzes Blecken der Zähne, das der andere je Tksch Belieben als Zustimmung oder Verärgerung einstufen Ticchte. Allerdings schien der Fremde ohnehin nicht allzu Gedanken an Radulfs Befindlichkeit zu verschwenden,

sondern stieg, nachdem er Radulf gerade noch Zeit gegeben hatte, seinerseits ein Bier zu bestellen und ihm zuzuprosten, direkt wieder in seine Geschichte ein.

Silvanas Befreiung

•... so, wo war ich? Ach ja, die erste Nacht im Blautann. Tia, wie ich schon sagte, rundum herrschte absolute Finsternis. Meine beiden Gefährten schliefen den Schlaf der Gerechten. Und ich, ich gebe es ja zu, war kurz davor, vor Angst meine eigene Kleidung zu beschmutzen. Und in diesem Moment packte aus dem Nichts eine gewaltige Pranke nach mir, fasste für einen Moment meine Schultern an einem stahlharten Griff wie ein Schraubstock und rüttelte mich wie einen dünnen Ast im Herbstwind. Ich sprang r_Lf, riss mich los, wich erschreckt zurück, zog mit einem ?uck mein Schwert, fuhr herum, um zum Schlag auszu*olen... nur leider zitterten meine Hände derart stark, dass die Klinge wieder entglitt und mit lautem Klirren zu Boden fiel. Auf das Geräusch herrschte plötzlich absolutes, •^menloses Schweigen. Nichts rührte sich mehr... bis von ^eißentrauts Stimme direkt vor mir quäkte: »Was macht Gr da! Wollt Ihr mich umbringen? Ich komme, um Euch irzulösen, und Ihr säbelt mir beinahe die Hand ab mit r^rem rostigen Messer!« Erleichtert seufzte ich auf. Die frmeintliche Pranke war tatsächlich nur die Hand des Tzngen Kriegers gewesen. Ich tastete eine Weile vorsichtig i-i dem schleimigen, kühlen Boden herum, ehe ich den Griff meines Schwertes spürte und es vorsichtig zurück in ne Scheide steckte, während ich von Weißentraut erklär= dass außer einigen merkwürdigen Geräuschen nichts erster vorgefallen sei. Ich wünschte dem Krieger noch eine "ihige Nacht, dann begab ich mich zu meiner mittlerweile ^ier fast völlig durchnässten und eiskalten Decke, wickel= mich so gut es ging in die wenigen trockenen Ecken ein zri kauerte mich dicht neben Tsajas zumindest ein wenig

Wärme abstrahlenden Körper. Trotz der Kälte schlief ich rasch ein, wurde jedoch dafür die ganze Nacht über von den merkwürdigsten Träumen heimgesucht. Ich sah gewaltige Herden von Kühen, die einem endlosen Fluss gleich auf die Sonne zuströmten, ich sah den Schatten eines titanischen Vogels, der ganz Aventurien bedeckte, und einen gigantischen Löwen, der stolz unter diesem Schatten daherschritt. Für einen Moment flog ich auch selbst über den ganzen Kontinent dahin, sah Städte und Dörfer unter mir auftauchen und wieder vergehen, Gebirge wachsen und wieder zusammenfallen.

Mit einem vorsichtigen Schütteln weckte mich Tsaja am nächsten Morgen. »Wir sollten hier nicht mehr Zeit als nötig verbringen. Die Sonne steht schon am Himmel, wir brechen also auf!«, erklärte sie mit leicht heiser klingender Stimme. Nun, es sollte mich nicht wundern, wenn wir nach dieser Nacht alle am Dumpfschädel oder Schlimmerem erkrankten. Widerwillig schlug ich die Augen auf. Tatsächlich, die Sonne stand am Himmel. Allerdings erinnerte sie kaum mehr an Praisens stolze Gabe. Vielmehr glich sie hier einer trüben, bleichen Funzel, wie sie in den erbärmlichsten Schänken der aventurischen Hafenviertel von der Decke hängen. Vorsichtig ließ ich meinen Blick über die Baumreihen, welche die Lichtung umgaben, wandern. Nun, am frühen Morgen, wirkten die Baumstämme grau und leblos; die wenigen Laubbäume hatten bereits alle Blätter verloren, nur die Blautannen trugen noch ihr blaugraues Nadelkleid. Eine leise Bewegung in einer der Tannen ließ mich die Augen zusammenkneifen ... da war irgendetwas, verdeckt vom Geäst, jetzt hüpfte es nach vorne und war deutlicher zu erkennen ... ein kurzer Schrei entfuhr meiner Kehle, als ich bemerkte, was sich da bewegte.

Von Weißentraut und Tsaja fuhren mit gezückten Waffen zu mir herum, aber ich deutete nur auf die Kreatur.

»Und? Eine Krähe, was soll's. Mag ein Unglücksvogel sein, mir ist sein Anblick aber lieber als dieses völlige Fehlen

von Tieren. Oder glaubt Ihr etwa daran, dass die Rabenvögel den Sterbenden ihre letzten Worte ablauschen und daher alle Geheimnisse kennen und eine stumme Krähe daher vorhat, dich deinem Schicksal zu überlassen?«, knurrte von Weißentraut nach einem achtlosen Blick auf das Federvieh. Tsaja dagegen schüttelte mit entsetzt aufeerissenen Augen den Kopf. »Das ... das ist keine Krähe ... =chtet doch auf den Kopf oder den rechten Flügel.«

Nun erst betrachtete der Krieger das Tier im Baumwipfel genauer ... und sah wohl endlich die leere Augenhöhle, die Knochen, die aus dem Brustkorb des Tieres ragten und die skelettierte rechte Schwinge. Angewidert brach er einen Ast von einem der nahe gelegenen Bäume und warf ihn nach der untoten Kreatur, die mit einem heiseren Krächzen aufflatterte und in der Tiefe des Waldes verschwand.

Unser zweiter Tag im Wald verlief, wenn das überhaupt möglich war, noch unangenehmer als der erste. Unsere Kleidung, ohnehin über den Tag nicht ganz getrocknet, war nach dieser Nacht vollständig durchnässt. Wegen des nur schwachen Scheins der Sonne trocknete sie auch diesmal weder den ganzen Tag über nicht, sodass wir alle bald erntlich froren und mit den Zähnen klapperten. Es war ein Wunder Peraines, dass keiner von uns an der Triefnase erkrankte. Gegen Mittag versank die vorangehende Tsajare zur Hüfte in einem vom Nebel und Gestrüpp den Ausi völlig verborgenen Pfuhl aus braun-schwarzem, eisigem Wasser. Es gelang von Weißentraut und mir zwar unmell, sie herauszuziehen, nicht jedoch, bevor sich unrlhliche schwarzgrüne, beinahe einen Spann lange Egelzirruch denen, welche die Wunderheiler auf den Jahrmärkten zur Reinigung des Blutes verwendeten, aber viel größer in ihren Beinen festgesaugt hatten. Wir ließen zwar beim Entfernen des Schleimgetiers äußerste Vorsicht walten konnten aber nicht verhindern, dass einige blutende

Wunden zurückblieben, wo das Gezücht seine Säugrüssel in ihre Haut geschlagen hatte. Auch ohne dies weitere Verzögerung kam wir auf unserer Suche aber nur langsam voran. Immer wieder schienen Wurzeln und Büsche, braunen Krallen gleich, aus der Finsternis hervorzuzüngeln, um sich um unsere Beine zu winden und uns stürzen zu lassen. Immer wieder auch blieben wir mit der Kleidung im Gestrüpp hängen, bis diese schließlich zu großen Teilen in Fetzen an uns herunterhing. Einmal bemerkte ich auch eine dicke, träge Schlange, die mit unergründlichen schwarzen Augen von einem Ast auf mich herabstarrte. Ein andermal stießen wir auf eine breite Schneise mitten durch den Forst, in der ganze Bäume und Büsche scheinbar von einem jener unheimlichen und seltenen Wirbelstürme, die man hier in Weiden als >Druidentosen< kannte, umgeworfen worden waren. Während wir noch über die Ursache dieser Verwüstung nachsannen, bemerkte ich im Schlamm einige Schritt neben uns die Abdrücke zweier gewaltiger Vogelfüße, von denen Tsaja schwor, dass sie von einem Huhn stammen müssten - wenn es denn Hühner von einer Größe gäbe, die ganze Bäume umwerfen könnten. Wir einigten uns rasch darauf, diesem Mysterium lieber nicht nachzugehen und überquerten die Schneise so rasch wir konnten, ehe das Wesen, was es auch immer war, zurückkehren mochte.

Noch viele weitere seltsame Dinge sahen und hörten wir auf unserer Reise durch den Blautann, aber da ich die meisten davon selbst bis heute nicht ganz verstanden habe und mir nicht einmal mehr sicher bin, ob wir sie uns nicht zumindest zum Teil nur einbildeten, möchte ich über diese nicht weiter berichten. Es genügt mitzuteilen, dass irgendwann Tsaja plötzlich mitten im Schritt innehielt und zischte: »Schscht! Da ist jemand.«

Nun vernahm ich es auch: eine raue Stimme, die Worte in einer fremdartigen, kehligen Sprache hervorstieß. »Schwarzpelze!«, murmelte von Weißentraut.

Tsaja gebot uns mit einer Geste, stehen zu bleiben, während sie selbst im Schatten der Bäume in die Richtung des Sprechers pirschte. Wiewohl ich mir Sorgen machte, sie gerade angesichts dieser unmittelbaren Gefahr alleine durch das Gestrüpp schleichen zu lassen, war dies wohl nicht der richtige Moment, um sich zu streiten, also sah ich ihr nur nach. Nur kurze Zeit verstrich, ehe sich ihre Gestalt erneut aus dem Dickicht herausschälte. »Es sind nur zwei, keiner von ihnen im roten Umhang. Sie scheinen von der Jagd zu kommen, jedenfalls tragen sie einige tote Ratten an einer Stange mit sich.«

◆Bei Rondra, wir werden uns die Schurken greifen und zwingen, uns zu sagen, wo sie Silvana versteckt halten!«, sprudelte es aus von Weißentrauts Mund, in einer Lautstärke, die man nur mit viel Phantasie noch als Flüstern bezeichnen konnte.

>Das halte ich für keine gute Idee. Ihr habt doch die Geschichte dieses Wilfing gehört; wir mögen vielleicht mit zwei Orks fertig werden, aber wir wissen nicht, wie viele noch in der Gegend herumtreiben und ihnen zur Hilfe n, sobald sie Alarm schlagen«, widersprach ich vorsich-

\Ia, es wäre besser, wir versuchten, ihnen leise zu fol-

So sollten wir ihr Lager finden. Und wenn sich Eure rc^ut dort aufhält, werden wir das schon in Erfahrung mngen«, stimmte Tsaja mir zu.

Von Weißentraut murrte zwar noch eine Weile, gab uns schlussendlich Recht. Wir beschlossen also, dass Tsaja it=n beiden Orkjägern nachschleichen sollte und dabei den '•eg für uns nach Möglichkeit durch deutliche Spuren iurkieren sollte, damit wir, in angemessenem Abstand, tcenfalls folgen konnten. Also verschwand Tsaja erneut rr Dunkeln. Wir warteten eine Weile - wobei von Wei-ientraut ständig zum Aufbruch drängte und wir, da ich es rsendwann leid war, ihn zur Geduld aufzurufen, Tsaja viel zi dicht folgten, als dies meiner Ansicht nach richtig war.

Nun, da Tsaja sich nicht mehr bei uns befand, erschien das Vorankommen allerdings noch mühseliger als zuvor. Ob dies daran lag, dass sie uns selbst in diesem fremdartigen Geisterwald noch den einfachsten Weg durch das Dickicht gewiesen hatte, oder einfach daran, dass der ernste, von seiner erstrebten Heldenhaftigkeit völlig eingenommene von Weißentraut einfach eine weniger angenehme Gesellschaft war, vermag ich bis heute nicht zu entscheiden. Immerhin waren aber Müdigkeit und Kälte für eine Weile vergessen, da wir endlich ein Ziel vor Augen hatten. Dennoch war ich aber für jeden abgeknickten Ast, für jeden Stoffstreifen, der an einem der Büsche hing, und für jeden deutlich sichtbaren Fußabdruck im Schlamm doppelt dankbar, bedeuteten diese Spuren doch nicht nur, dass wir uns auf dem richtigen Pfad befanden, sondern auch, dass Tsaja bald wieder zu uns stoßen konnte. Wirklich schien Ifirn uns beizustehen: Die Sonne war gerade erst untergegangen, als wir die Gestalt der Waldläuferin durch das Gehölz auf uns zuschleichen sahen. Einen Finger vor den Mund gepresst flüsterte sie: »Wir haben ihren Unterschlupf gefunden. Es scheint, als habe es hier vor vielen Jahren einen Versuch gegeben, eine Feste zu errichten. Jedenfalls haben die Orken ihr Lager in einer alten Ruine aufgeschlagen. Sie fühlen sich recht sicher, haben nur zwei Wachen aufgestellt. Allerdings habe ich Spuren von mindestens 15 Schwarzhäuten gefunden.«

»Und? Befindet sich Silvana unter ihnen? So spricht schon!«, fiel von Weißentraut ihr ins Wort.

»Nun, ich habe Spuren gefunden, die zu schmal sind, als dass sie zu den breiten Stiefeln der Orks passen würden. Aber gesehen habe ich sie nicht. Doch schaut selbst; wenn Ihr vorsichtig seid, sollten wir unbemerkt in die Nähe des Lagers gelangen.«

Auf Zehenspitzen folgte ich Tsaja, ständig in der Angst, ein Orkspäher könne plötzlich hinter einem der Bäume auftauchen. Es schien kaum vorstellbar, dass das Klirren

der schweren Rüstung unseres Kriegers nicht bis nach Tral-iop zu vernehmen war. Tsaja jedoch wirkte unbesorgt. Endlich schob sie mit der rechten Hand einige Äste vor uns beiseite. Eine weitere Lichtung lag vor uns; anders als die bisherigen war diese jedoch mit echtem, grünem Gras bewachsen, als habe Peraine diesem Ort ihren besonderen Schutz gewährt. Ein kleines Flüsschen plätscherte an der gegenüberliegenden Seite der Lichtung vorüber, meine Aufmerksamkeit richtete sich aber zunächst auf jene Trümmer, die das Zentrum der Lichtung bildeten. Mehr als mannshohe Mauerreste, über und über mit Moos bewuchert, wurden vom fahlen Schein des Madamais angestrahlt und bildeten ein großes, löchriges Rechteck. Ein rückernder Turm, in dessen Wänden mächtige Spalten wie von Riesenfäusten geschlagen klafften, ragte weit über die Mauerreste hinaus, wirkte jedoch, als könne er jederzeit mit lauten Getöse zu Boden stürzen und alles um sich herum begraben. Nur zwei Bauwerke inmitten der Mauern schienen einigermaßen intakt zu sein: Eines davon lag genau im Zentrum der Anlage, ein großes, rechteckiges Gemäuer, dessen Wände aus besonders schweren Steinböcken zu bestehen schien. Dabei musste es sich wohl um den alten Bergfried handeln. Auch er zeigte zwar erste Spuren von Verfall, war aber alles in allem wohl von derart stabiler Bauweise, dass er bis heute Schutz vor einer halben Duzende von Feinden zu bieten vermochte. Das einzige andere nicht völlig verfallene Gebäude war ein niedrigeres Türmchen zur Rechten der Stelle, wo sich wahrscheinlich einstmals das Eingangstor befunden hatte. Anders als der Turm links des Tors, dessen Existenz man heute nur noch innen konnte, hatte dieser Satinavs Schiff getrotzt und stand, wenn auch nicht wirklich sicher, so doch zumindest

- rückerst bewohnbar.

Ich fragte mich, welcher Herrscher wohl inmitten eines so gefährlichen götterverlassenen Ortes eine solche Befestigungsanlage errichtet hatte. Oder war der Blautann womöglich

nicht immer jener unheilige Ort gewesen, als der er sich heute darstellte? Doch es war nicht an der Zeit, sich Gedanken über die Geschichte des Waldes zu machen. Auf eine Geste Tsajas hin bemerkte ich zwei vor der Ruine auf den Boden gekauerte Gestalten.

Das waren also Orks! Am meisten überraschte mich, dass sie gar kein schwarzes Fell hatten, wie ich angenommen hatte. Stattdessen waren sie mit am ganzen Leib mit dunkelbraunen, schmutzigen Zottelhaaren bedeckt. Besonders eindrucksvoll wirkten jedoch die gewaltigen, an die Hauer eines Wildschweins gemahnenden Zähne, die aus ihren Mäulern ragten.

Diese Wesen brauchte vermutlich nicht einmal Waffen, wenn sie einmal in Zorn gerieten; alleine mit ihrem Gebiss sollte es ihnen möglich sein, jeden nicht absolut todesmutigen Gegner in die Flucht zu schlagen. Dennoch hatten aber beide gefährlich aussehende, zackige Krummsäbel in den Gürteln stecken. Auch hatten sie ihre Körper in zerschlossene Lederpanzer gesteckt, die ihnen Schutz vor unseren Waffen bieten würden. Doch hatten sie offenkundig bisher keinerlei Notiz von unserer Anwesenheit genommen. Stattdessen schienen sie in eine Art Würfelspiel vertieft. Hin und wieder stöhnte einer von ihnen entsetzt auf und warf die Hände in die Höhe, während der andere ein gutturales Lachen aus seiner Kehle hervorpresste.

»Die übrigen sind da, in dem großen Gebäude ...« Mit einem Kopfnicken wies Tsaja auf den Bergfried.

Nun, da sie mich darauf aufmerksam gemacht hatte, vermeinte ich einen schwachen Lichtschein, wie von einem kleinen Feuer, durch die offen stehende Tür zu erkennen.

»Und dort, in dem Turm ... da scheinen die Wesen einen Gefangenen oder eine besonders wichtige Person zu halten. Jedenfalls hat der Anführer der Orks vorhin eine Schale mit Essen hineingetragen und ist ohne sie wieder herausgekommen.«

»Silv...« Weiter kam von Weißentraut nicht mit seinem freudigen Ausruf, ehe ich ihm meine Hand auf den Mund presste.

»Schon gut, mag sein, dass es Eure Braut ist... doch wenn die Orks uns jetzt finden, nützen wir ihr nichts mehr«, zischte ich ihm zu.

Von Weißentraut antwortete nicht, sein zerknirschter Gesichtsausdruck verriet aber, wie peinlich ihm sein Ausbruch war. Ehe ich noch etwas Tröstendes sagen konnte, forderte Tsaja uns leise flüsternd auf, ihr etwas weiter zurück in den Wald zu folgen, um unser weiteres Vorgehen zu planen. So geräuschlos uns dies möglich war, zogen wir ins also zurück.

-Wir drei werden kaum mit 15 Orks fertig werden. Also rieibt uns nur ein heimliches Vorgehen. Und obwohl wir rächt sicher wissen, ob wirklich Silvana im Turm ist, erscheint der Besuch dieses Turms derzeit als der vielversprechendste Ansatz. Gibt es also eine Möglichkeit, ungesehen iort hinein zu kommen?«, wandte ich mich an Tsaja.

-Es könnte sogar außergewöhnlich leicht sein - die Mauer ist rundum zerfallen, die beiden Wachen sitzen nur vor dem ehemaligen Haupttor. Wenn wir uns der Festung also -Dn hinten nähern, können wir mit etwas Geschick bis zum Turm Vordringen, ohne auch nur ins Blickfeld der Wachen zu gelangen. Allerdings befindet sich der Eingang zum Girm nahe des Tors zum Bergfried. Sollten wir also auch *rui* den geringsten Lärm machen, oder sollte einer der Grks sich zufällig im falschen Moment entschließen, vor me Tür zu treten, haben wir kaum noch eine Chance zu fr. ikommen.«

'•Virklich beruhigend erschien mir diese Darstellung ~icht, zumal wir nicht wussten, ob Silvana in diesem Turm ■e-sigehalten wurde. Es mochte genauso sein, dass ein resonders wichtiger Ork dort saß und sich von den ande-er. bedienen ließ ... und dann würde unsere Befreiung

wohl kaum so geräuschlos ablaufen, wie es angesichts der Umstände notwendig war.

Von Weißentraut jedoch wurde von keinerlei Zweifeln geplagt. »So ist es denn entschieden«, erklärte er mit emporgerichtetem Kinn. »Noch in dieser Nacht werden wir Silvana aus den Klauen dieser unheiligen Geschöpfe befreien.«

Ich verkniff mir ein Aufseufzen. Aber mir war ebenso klar wie Tsaja, dass er von diesem Entschluss nicht mehr abzubringen sein würde. Wir tauschten einen verzweifelten Blick, zuckten dann aber beide mit den Schultern. Immerhin gelang es Tsaja, unseren Helden davon zu überzeugen, zumindest seine schwere Rüstung - gemeinsam mit meinem Rucksack - versteckt unter einem Busch zurückzulassen, damit wir unser Kommen wenigstens nicht von vorneherein durch ein Scheppern wie von zwergischen Angroschellen ankündigen würden. Einzig auf seinen großen Streithammer wollte von Weißentraut keinesfalls verzichten, obwohl Tsaja mit Phexenzungen auf ihn einredete, sich stattdessen auf eine kürzere Waffe zu beschränken. Wenngleich ich Tsajas Argumentation, dass eine möglichst handliche Waffe beim Schleichen vorteilhaft sei, durchaus nachvollziehen konnte, verstand ich doch, dass der Krieger für den Fall, dass die Orks uns doch bemerken sollten, wenigstens in der Lage sein wollte, unseren Feinden einen großen letzten Kampf zu bieten. Daher brachte ich Tsaja durch ein kurzes Kopfschütteln davon ab, weiter darauf zu beharren. Dafür brachten wir ihn aber dazu, die ohnehin schon zerfetzten Reste seines leuchtend weißen Umhangs abzulegen und auch seine übrige Kleidung eirwenig mit Erde zu beschmieren, damit er im Licht der Mada nicht gar so hell strahlte.

Nachdem so unsere Vorbereitungen abgeschlossen waren, geleitete uns Tsaja zurück zur Ruine. Die Situation dort hatte sich nicht erkennbar verändert, noch immer warer die beiden Orken wechselweise fluchend und jubelnd ir

ihr Spiel vertieft. Tsaja führte uns diesmal jedoch in weitem Bogen, immer im Schatten des Waldes bleibend, um die Lichtung herum und sodann über das kleine Bächlein, sodass die beiden Wachen bald nicht mehr zu sehen waren. Von hier sah die Ruine vielmehr völlig leer und tot aus. Kein Lichtschein drang zu uns, abgesehen vom schwachen Strahl der Mada und dessen Spiegelung auf dem Wasser war es völlig dunkel. Nachdem wir auf einen gezischten Befehl Tsajas hin einige Zeit völlig regungslos verbracht hatten, huschte die Waldläuferin unvermittelt vom Waldrand fort, wiederum über den Bach hinweg, direkt auf eines der Löcher in der vor uns liegenden rückwärtigen Mauer der Ruine zu und winkte uns noch im Laufen, ihr zu folgen. Wir taten, wie uns geheißten.

Tsaja war bereits im Inneren verschwunden, als ich die Mauer erreichte. Geschwind kletterte ich in die Bresche - als mein Schwert auch schon leicht an der Mauer entlangscharrte. Mit pochendem Herzen und keuchendem Atem rielt ich inne und verfluchte meine Dummheit, die Waffe rucht gleich zurückgelassen zu haben. Es blieb jedoch alles ruhig, also schlüpfte ich durch die Mauerlücke in die Festung. Noch ein paar weitere Schritte, und ich hatte die Wand des Bergfrieds erreicht, in deren Schatten bereits Tsaja kauerte und auf uns wartete. Erstaunlich behände schlich er auch von Weißentraut unserer Deckung. Nachdem er uns erreicht hatte, bedeutete Tsaja uns erneut, schweigend zu verharren. Erst als sie sich vergewissert hatte, dass um uns herum immer noch alles still war, schlichen wir vorsichtig weiter.

Rasch erreichten wir das Ende der Steinwand. Der Turmfgang lag nun direkt vor uns, kaum noch 10 Schritte entfernt, doch auch das Gejohle der Wachen vor den Mauern war jetzt wieder zu hören. Dazu kamen die Geräusche der Töne anderer Wesen aus der offenen Tür des Bergfrieds, nur wenige Schritte zu unserer Linken. Erneut ermahnte Tsaja mit knappen Gesten zu besonderer Vorsicht.

Dann huschte sie flink wie einer der phexgesegneten Rotfüchse über den Hof der verfallenen Festung zu der Holztür, die den Eingang zum Turm versperrte. Wie durch ein Wunder war die Tür unverschlossen; trotz ihres Alters quietschte oder knarrte sie auch nicht, als Tsaja sie vorsichtig öffnete. Die Waldhüterin bedeutete uns, ihr zu folgen, und verschwand im Inneren.

Plötzlich packte mich erneut die Angst. Was, wenn in diesem Moment ein Ork aus dem Eingang treten würde? Wohin sollte ich dann rennen? Oder wäre es besser, zu versuchen, ihn möglichst lautlos zu töten? Aber ich war kein erprobter Kämpfer, es würde mir wahrscheinlich nicht so leicht gelingen, einen ausgewachsenen Ork zu erschlagen, ohne dass dieser einen Laut von sich geben könnte. Während ich noch grübelte, war von Weißentraut bereits glücklich und unentdeckt am Turm angelangt. Mit einem kurzen Stoßgebet zu Phex schickte ich mich an, ihm zu folgen. Ich hatte jedoch gerade erst den Schatten der Mauer verlassen, als eine massige, haarige Gestalt aus der Tür zum Bergfried trat. Sofort drehte ich mich zurück zur Wand. Aus den Augenwinkeln sah ich noch, dass auch von Weißentraut und Tsaja die Gefahr bemerkt hatten und die Holztür vorsichtig bis auf einem schmalen Spalt hinter sich zuzogen. Mit einem Hechtsprung gelangte ich wieder in den Schatten der Mauer und ließ mich dort in das hohe Gras fallen. Ob mich der Ork gesehen hatte? Ich wagte es nicht, mich umzusehen. Mein Herz klopfte so laut, dass es wohl selbst die Mauern Alverans erschüttern musste. Auch in meinem Schädel pochte das Blut, sodass die Schritte des Schwarzpelzes über den Lärm kaum zu hören waren. Dennoch spürte ich, dass die Kreatur direkt auf mich zukam, alle Haare an meinem Körper richteten sich auf vor Spannung. Nun war das Wesen fast direkt neben mir. Ein widerlicher Raubtiergeruch umwehte die Kreatur, drang mir in die Nase und schnürte mir die Kehle zusammen. Ein tiefes Knurren und Grummeln erklang neben mir.

Zinn hörte ich plötzlich ein kurzes Plätschern. Nach eini-
£=n Momenten hörte jedoch auch dieses Geräusch wieder
szi. und stattdessen raschelte erneut das Gras unter den
xfiritten des sich entfernenden Schwarzpelzes. Er stieß
rch einige laute Rufe in jener fremdartigen Sprache aus,
von den beiden Wächtern jenseits der Mauer mit einem
-j^sbruch heiseren Gelächters quittiert wurden, dann hörte
vZ“ nichts mehr von ihm.

Es dauerte noch etwas, ehe ich es wagte, mich vorsich-
aufzurichten. Tatsächlich, der Ork war wieder ver-
schwunden. Nach einem verwirrten Blick in die Runde
geartete ich gebückt auf den Turm zu, in dessen Eingang
~*2ja und von Weißentraut bereits auf mich warteten. Tsa-
a grinste breit.

► Diesmal waren die Götter aber wirklich mit Euch«, wis-
r>erte sie. »Nur zwei, drei Schritt weiter nach links, und
hr hättet nun ein Bad dringend nötig.«

Erst jetzt begriff ich, welches >Geschäft< der Ork soeben
rrrichtet hatte und verzog angeekelt das Gesicht. Doch
' .n Weißen traut ließ Tsaja keine Zeit für weitere Spotte-
ten, sondern stürmte die vor uns liegende Wendeltreppe
tfr.por. Wir folgten ihm, so rasch wir konnten, bis die Trep-
rt vor einer Tür endete - auch diese ließ sich jedoch ohne
ienwierigkeiten öffnen.

Nur schwach erleuchtete das Licht der Mada, das durch
^r,es der hohen, schmalen Fenster hereindrang, den hinter
Türe liegenden Raum. Für eine derart verfallene Ruine
* das Turmzimmer erstaunlich gut möbliert: ein primi-
r^rT Holztisch, ein Stuhl, eine Art Bücherregal, auf dem
zwei schwere Folianten lagen. An einer der Wände
ernte ein gut zwei Schritt langer Stab aus dunklem Holz,
rrenrere metallische Bänder waren an beiden Enden in den
ksc eingearbeitet, dazu waren über seine gesamte Länge
-ezsame Runen eingeritzt - offensichtlich handelte es sich
einen der mysteriösen Zauberstäbe, die Aventuriens
i^ider immer bei sich führten.

Der kalte Steinboden unter unseren Füßen war zum größten Teil von dem Fell eines gewaltigen schwarzen Bären bedeckt. Ein ebenfalls eher einfaches Bett, bedeckt mit weiteren Tierpelzen, stand vor einem der Fenster. Und tatsächlich, auf dem Bett lag eine schlanke Frauengestalt mit ausnehmend schönen, etwas eckigen Gesichtszügen und langem, weißblondem Haar, gekleidet in eine schlichte schwarze Robe.

»Silvana! Endlich! Ich habe sie gefunden!«, erklärte von Weißentraut, während er auf die Liegende zustürmte.

Kaum hatte er sie berührt, riss die Dame mit überraschtem Gesichtsausdruck die smaragdgrünen Augen auf. »Seid unbesorgt, ich werde Euch retten und in Eure Heimat zurückbringen!«, strahlte von Weißentraut sie an.

Die Dame jedoch schien davon wenig beeindruckt und stieß einen spitzen Hilfeschrei aus. »So beruhigt Euch doch, meine Liebste, Ihr seid jetzt in Sicherheit!«, erklärte von Weißentraut verdattert.

Einzig Tsajas Reaktion, die blitzartig auf die Magierin zuschoss und ihr mit Gewalt die rechte Hand auf den Mund presste, war es jedoch zu verdanken, dass der Schrei verstummte. »Zum Namenlosen, wenn die Schwarzpelze das nicht gehört haben, müssen sie taub sein!«, fluchte sie. Tatsächlich, schon vernahm ich im Hof der Ruine den rauhen Klang mehrerer orkischer Stimmen, die aufgeregt durcheinander sprachen. Vorsichtig lugte ich durch eine der Schießscharten. Ein besonders großer Ork, der einen gewaltigen Hammer umklammert hielt und einen leuchtend roten Umhang trug, fauchte die zwei Wachen an, die nervös zum Turm deuteten. Ihren Gesten nach beabsichtigter die beiden, in den Turm zu stürmen. Der Anführer stellte sich jedoch vor die Tür und wies sie mit lautstarken Wörter und herrischen Gesten an, zu ihrem Wachtposten zurückzukehren -jedenfalls glaubte ich das erkennen zu können Achselzuckend und immer noch leise murrend kamen die beiden dem Befehl nach. Der große Ork jedoch öffnete

nachdem er sich vergewissert hatte, dass die anderen
♦vier Wache standen, die hölzerne Tür zum Turm.
Sogleich hörte man das Klatschen seiner schweren Stiefel
auf der Steintreppe ... er kam herauf! Auch Tsaja und von
»Weißentraut konnten ihn nun nicht mehr überhören.

Während Tsaja hektisch einen Pfeil in ihren Bogen ein-
jegte, packte unser adliger Krieger seinen Streithammer
mit beiden Händen und stellt sich schützend vor die zu
rettende Magierin. Ich hatte ebenfalls mein Schwert gezo-
gen, fragte mich aber, wie wir in dem wirklich recht engen
Kämmerlein zu dritt gegen den Orkhäuptling kämpfen
sollten. Doch schon stand der Hüne im Eingang zum Turm-
zimmer. Seine Augen funkelten gelb, fast wie die einer
Katze, sein Pelz war struppig und schwarz. Der rote Um-
~*mg flatterte noch von seinem raschen Lauf die Treppen-
sifen hinauf. In den Händen trug er einen riesigen Ham-
mer, der mit böseartig aussehenden Zacken und Dornen
rewehrt war. Als er erkannte, dass neben seiner Gefange-
nen noch drei weitere Menschen im Raum waren, klappte
er vor Verblüffung der Unterkiefer herab und enthüllte
so Zähne, die der Stolz eines jeden Ebers gewesen wären.
Seine Vorwarnung ließ von Weißentraut seine Waffe auf
den herabsausen. Dem Schwarzpelz gelang es jedoch recht-
zeitig, seinerseits den Hammer in die Höhe zu reißen und
den Schlag, vor Anstrengung grunzend, mit dessen Stiel
abzufangen.

Nun war es an dem Ork, zuzuschlagen. Mit einer Leich-
r^keit, die angesichts des gewaltigen Hammers von einer
übermenschlichen Kraft zeugte, ließ er seine Waffe in einer
c-eisförmigen Bewegung auf den Kopf von Weißentrauts zu-
-<r_nellen, der Krieger konnte im letzten Augenblick einen
xnritt zurück machen, woraufhin der Hammer beinahe
^*zen die Wand neben der Tür geprallt wäre. In letzter
^kunde gelang es unserem Gegner, den eigenen Schlag
^rzufangen. Merkwürdigerweise rief der Ork jedoch nicht
– Hilfe, stattdessen bellte er einige unverständliche,

wütend klingende Worte in orkischer Sprache in unsere Richtung.

Von Weißentraut musste unterdessen gesehen haben dass ich mich meinerseits bemühte, mit meinem Schwer: auf den Feind zuzustürmen - jedenfalls knurrte er mich aus den Mundwinkel heraus an. »Nein! Zu zweit gegen einen zu kämpfen wäre nicht rondragefällig! Dies ist meine Schlacht!«.

Für einen Moment war ich so verblüfft, dass ich tatsächlich meine Klinge sinken ließ. Ich hatte ja bereits die Erfahrung gemacht, dass von Weißentraut die Gebote der Ritterlichkeit manchmal übermäßig ernst zu nehmen schien. Aber in diesem Kampf ging es um unser aller Leben - wenn wir den Schurken nicht rasch töteten und im Wale verschwanden, würde ein ganzer Stamm dieser Kerle keine Skrupel haben, über uns drei - oder nunmehr wohl vier - herzufallen. Und er wollte uns verbieten, uns nach Kräften an diesem Kampf zu beteiligen? Noch während diese Gedanken durch meinen Kopf gingen, hatte von Weißentraut wieder zum Schlag ausgeholt. Sein Hammer schwang in einem hohen Bogen von oben auf den Orkhäuptling; dessen Gesicht noch immer einen merkwürdig verwirrter Ausdruck trug, herab. Erneut wollte der Ork parieren, in diesem Moment zischte jedoch ein Pfeil aus Tsajas Bogen genau in seine rechte Hand, die er daraufhin mit einer unterdrückten Aufschrei von der Waffe löste und an der Körper drückte. Alleine mit der Linken gelang es ihm nicht mehr, seine gewaltige Waffe rasch genug zu heben, und mit einem fürchterlichen Knacken fuhr der Hammer vor Weißentrauts auf seinen Schädel herab. Wie vom Blitz getroffen stürzte der orkische Riese rücklings zu Boden. Erleichtert atmete ich auf. Auch Tsaja war anzusehen, da^{5*} sie mit einem derart einfachen Sieg kaum gerechnet hatte. Statt zu jubeln, schüttelte von Weißentraut aber entsetzt den Kopf. »Warum habt Ihr das getan! Ich bin entehrt, ich habe einen Wehrlosen getötet!«, erklärte er mit tonloser

ramme. »Ein zwei Schritt großer Ork mit Zähnen wie Kurz-
=chwerter kann wohl kaum als wehrlos bezeichnet wer-
den, solange er nicht gerade schläft«, bemühte ich mich,
ihn zu beruhigen. »Und wir haben jetzt keine Zeit, darüber
r- reden. Wir müssen möglichst schnell verschwinden, es
*-mn wohl kaum lang dauern, ehe die Ork-Wachen nach
ihrem Anführer sehen! Wenn Ihr also Eure Geliebte retten
'■ollt, sollten wir uns beeilen.«

Von Weißentraut seufzte laut hörbar auf und ließ den
Krfp hängen, nickte dann aber knapp. Er drehte sich zu
fth ana um, die noch immer mit schreckgeweiteten Augen
rzi den Leichnam des Orkens starrte, und kniete vor ihr
r^eder. »Geliebte Silvana, ich bitte Euch um Verzeihung,
i*155 ich Euch erst jetzt gefunden habe. Doch nun seid Ihr
n Sicherheit, ich werde Euch mit meinem Leben schützen
-r.d für Eure sichere Heimkehr nach Dornensee sorgen.«

D^r Anblick, den er in dieser Haltung bot, wäre wohl
tir.drucksvoller gewesen, wenn seine Kleidung nicht
und blutbespritzt gewesen wäre und der Ham-
rrer nicht noch Momente zuvor im Schädel des Orks ge-
»zkt hätte. So aber vermeinte ich für einen Moment, die
ierin zurückzucken zu sehen. Wenn sie aber tatsächlich
empfundener hatte, so war es ihr jedenfalls rasch ge-
orgen, ihre Beherrschung wiederzuerlangen.

'Gerettet... ja ich danke Euch, mein edler Ritter... ich
die Hoffnung, einmal wieder in ... in das schöne Ga-
... zurückzukehren ... schon fast aufgegeben«, kam
- zögernd aus ihrem Mund. »Doch Eure Begleiter haben
i^zht. Wir sollten rasch von hier entfliehen, ehe Grak'-
*!rshs Leute Euch bemerken«, schien sie dann einen Ent-
<rhiss zu fassen.

Isoja, die derweil durch die Schießscharte den Eingang
zr. Turm beobachtet hatte, entgegnete: »Gut, bisher hat
-icrrand Alarm geschlagen. Wir sollten auf demselben
"="•£ zum Wald gelangen, auf dem wir auch hierher ge-
ünmen sind.«

»So lasst uns gehen! Könnt Ihr laufen, oder soll ich Euch tragen?«, deklamierte von Weißentraut.

Mit einer Geste, die wohl beruhigend wirken sollte, legte Silvana ihm die Hand auf den Oberarm und flüsterte: »Ja, ich kann laufen. Aber ich kann meine Bücher nicht hier zurücklassen ... wenn Ihr diese vielleicht...«

»Natürlich, ich werde sie für Euch tragen«, säuselte unser Krieger.

Tsaja schnaubte zwar empört angesichts dieses zusätzlichen Gepäcks, versuchte jedoch gar nicht erst, die beiden davon abzubringen. Silvana nahm ihren Magierstab an sich und zog zu meinem Erstaunen einen schwer aussehenden Lederranzen unter dem Bett hervor, den sie sich auf den Rücken band - wieso hatten die Orks ihr so viel Ausrüstung gelassen, fragte ich mich -, dann folgten wir alle auf Zehenspitzen unserer Wildhüterin, die bereits begonnen hatte, die Treppe wieder hinabzusteigen.

Menschenjagd

ve durch ein Wunder gelang es uns, ungesehen den Wald-T2nd zu erreichen. Doch Tsaja gönnte uns keine Gelegenheit zur Pause. »Sie könnten jederzeit feststellen, dass ihr -j-iührer schon zu lange im Turm ist. Bis dahin möchte .eh eine möglichst große Strecke zwischen sie und uns gerecht haben, auch wenn das bedeutet, uns wieder mitten rurch den Forst zu schlagen.« Natürlich hatte sie Recht, es keine Zeit, auszuruhen, so aufregend und anstrengend ijc letzten Minuten auch gewesen sein mochten. Also nah-wir nur unsere zurückgelassene Ausrüstung wieder £T. uns und eilten weiter.

Z>c>ch bei Dunkelheit durch den Wald zu schleichen war ~ch schwieriger und unheimlicher als bei hellem Tage. . rerall schienen nun schattenhafte Schemen zu tanzen, erschwanden jedoch sofort, wenn man gezielt zu ihnen "übersah. Irgendetwas klapperte hohl unter meinen Ich fuhr erschreckt zusammen, als ich durch den Endigen blaugrauen Dunst bleich leuchtende Gebeine traxannte. Und ständig befürchtete ich, jeden Moment die -teeren Stimmen der Schwarzpelze in meinem Rücken ~ hören.

Nicht angenehmer wurde unsere Flucht auch dadurch, :^s sich die gerettete Magierin keineswegs als eine Hilfe, -rudern eher als ein Hindernis erwies. Ständig klammerte sich an von Weißentraut und jammerte über die Un-*epamkeit der Wildnis, auf besonders rauem Untergrund sie sich sogar von ihm über die Wurzeln tragen.

I^nn endlich geschah es: Wieder einmal spielte mir meic Phantasie einen Streich, und für einen kurzen Moment r-mbte ich, die harschen Klänge orkischer Stimmen in

weiter Entfernung hinter uns brüllen zu hören. Ich drehte mich um, um zurückzuschauen ... und sah zwei schmale, grüne Augen knapp einen Schritt über dem Boden in der Dunkelheit hinter mir leuchten. Erschreckt schrie ich auf, woraufhin auch die anderen herumfuhrten. Der Besitzer dieser Augen ließ sich jedoch dadurch nicht stören; im Gegenteil, weitere Augenpaare glommen links und rechts von uns auf, erst zwei, dann drei, bald fünf, ein ganzes Rudel fremder Wesen schien plötzlich aus den Nichts zu erscheinen. Auch ein leises, unheimliches Knurren und das Knacken von Ästen um uns herum war nun zu vernehmen. Immer näher kamen die Augen; für einen kurzen Augenblick vermeinte ich auch, eine hässliche, beinahe kalbsgroße, doch völlig bleiche und scheinbar haarlose Kreatur zwischen den Bäumen zu erkennen, sofort war sie jedoch wieder in der Schwärze der Nacht verschwunden. Auch die anderen hatten, ihren entsetzten Gesichtern nach zu urteilen, das dämonische Wesen gesehen.

»Karmanthi!«, flüsterte Silvana in äußerst besorgtem Tonfall. »Dämonische Bluthunde. Sie leben nur, um zu jagen, und wie alle Dämonen sind sie nur mit geweihten Waffen zu töten. So stimmt es also wirklich, dass in diesem Wale ein...«

Weiter kam sie nicht, da in diesem Moment eines der Wesen aus der Nacht hervorschoß und nach ihr schnappte. Einzig von Weißentrauts gedankenschneller Reaktion, mit der er seinen Hammer gegen den Schädel des Viehs schleuderte, war es zu verdanken, dass der Biss nicht ihre Kehle erreichte. Das Monster torkelte etwas zur Seite, verschwand dann aber wieder im Wald, so schnell, wie es gekommen war. Ein tiefes, lang gezogenes Heulen erklang nun um uns herum.

Wir sahen uns an und rannten dann wie ein Mann los in der verzweifelten Hoffnung, die Dämonenbrut abschüteln zu können. Nur weg, nur voran, nur heraus aus diesem höllischen Wald. War unsere Flucht schon vorher an-

strengend gewesen, nun wurde ein wahrer Höllenritt daraus. Immer wieder verfringen wir uns im dichten Wurzelwerk, stolpterten und drohten zu stürzen, immer wieder -lieben wir mit unserer Kleidung in den Dornen der Büsche hängen, immer wieder schlugen Äste gegen unsere Köpfe, prallten Steine gegen unsere Knie. Doch die Höljfnhunde schienen nicht die Absicht zu haben, uns zu zersetzen, stattdessen hatten sie ihren Spaß daran, uns weiter und immer weiter zu hetzen. Mal kläfften und keuchten sie direkt an unseren Fersen, mal verschwanden sie in ab-^oluter Stille, nur um dann sofort wieder ihr grausiges Hecheln in unserer Nähe erklingen und ihre eitergrünen ^agen in der Dunkelheit um uns herum aufstrahlen zu lassen.

ich weiß nicht, wie lange wir so vor den Bestien geflüchtet *^ren, als von Weißentraut einen falschen Schritt machte, sch mit dem rechten Fuß in einer Wurzel verfring und polsm d zu Boden stürzte. Fast gleichzeitig hielten Tsaja und ct., die wir kurz vor ihm und Silvana gelaufen waren, in irrerer Flucht inne, drehten uns zu ihm um und bemühten gemeinsam mit Silvana, ihm wieder auf die Beine zu Tcifen. Doch selbst diese kurze Verzögerung war zu viel, rcrort waren wir von einer Meute riesiger, haarloser und öchenblasser Hundebestien umringt, die mit geifernden -erzen nach uns schnappten. Auf von Weißentrauts Komziarxdo drängte wir uns dicht aneinander, in Kreisform, liimit die Wesen ja keinem von uns in den Rücken gelangen konnten. Wir bemühten uns verzweifelt, die UngeTciier auf Distanz zu halten, während wir nach einer Lücke ~ den Reihen der Dämonen spähten, durch die uns viel-^cht erneut die Flucht gelingen würde. Schon hechtete ^rer der Hunde auf mich zu. Mit aller Kraft schlug ich rzzr mit meinem Schwert auf die Schnauze, musste jedoch ^rzs<?tzt feststellen, dass meine Klinge nicht die geringste •ehetzung verursachte. Immerhin hatte mein Angriff je-:och den Effekt, einen Biss abzuwehren, der sonst meinen

Unterschenkel zerfetzt hätte. Silvana hatte mehr Erfolg als ich: Leise murmelte sie einige Worte und fuchtelte dazu kurz mit den Händen in der Luft herum, woraufhin ein langer Feuerstrahl aus ihrer Hand in eine der Bestien schoss, die mit erschrecktem Quieken zusammenbrach und sofort von zweien ihrer Genossen zerrissen wurde. Dennoch war klar, dass unser Abenteuer hier beendet war. Silvana allein konnte niemals alle diese Dämonen besiegen und zu einer weiteren Flucht wollten uns die Kreaturen keine Gelegenheit geben. Welch ein unwürdiges Ende, fern der Zivilisation noch mitten in der Rettungsmission von einem Rudel dämonischer Hunde gerichtet zu werden ...

Da geschah etwas Merkwürdiges: Von einem Moment zum anderen war die Luft erfüllt von einem einzelnen tiefen, lang gezogenen Ton: Booooooooooooooh!

Mehrere Atemzüge hielt der Ton an, schwoll kurz etwas an, wurde dann wieder etwas leiser. Dennoch war es mir nicht einmal annähernd möglich, festzu stellen, woher dieses Geräusch kam. Auf die unheiligen Jagdhunde hatte es jedoch eine mehr als überraschende Wirkung: Kaum hörten sie den Laut, als sie ihren Angriff vollkommen einstellten und winselnd und mit zwischen den Hinterbeinen eingeklemmten Schwänzen zuerst einige zaghafte Schritte rückwärts machten, um dann in der Dunkelheit des Waldes zu verschwinden, so rasch die Beine sie trugen. Es dauerte nur einen Augenblick, bis die Wesenheiten, ebenso schnell wie sie zuvor erschienen waren, auch wieder wie vom Erdboden verschluckt waren. Ohne ein weiteres Wort rannte wir sofort in die entgegengesetzte Richtung und legten >: gut eine weitere Meile zurück, ehe wir es wagten anzuhalten. Erst als auch nach mehreren Atemzügen das heisere Kläffen nicht wieder ertönt war, erlaubten wir uns eine kurze Rast.

»Ich verstehe das nicht. Warum haben sie so plötzlich die Jagd abgebrochen? Sie hätten uns doch mit Leichtigkeit töten können. Wenn sie also hungrig auf menschliches

heisch sind, warum haben sie es sich dann nicht geholt? Und woher kam dieses Geräusch? Es klang ein wenig wie ein Jagdhorn, aber welche Jagdgesellschaft würde sich in diesem Forst aufhalten?«, wunderte sich Tsaja.

► Vielleicht handelt es sich um eine Art Jagdhunde? Und Lis Horn könnte von ihrem Herren stammen, der sie für eine andere Aufgabe zusammengerufen hat? Möglicherweise hatten diese Dämonen aber auch nur die Aufgabe, die Orks in die Arme zu treiben. Das würde doch erklären, warum sie uns nicht direkt angegriffen haben«, beruhigte ich mich um eine Erklärung, die mir bei einigem Nachdenken selbst nicht besonders gefiel. Sie mochte zwar ein bisschen und vernünftig klingen, derzeit wäre mir etwas mehr Logik und etwas mehr Hoffnung aber bedeutend wichtiger gewesen.

• Die Bluthunde des Schwarzen Eises sind in der Tat eher Mörder als Mörder; es bereitet ihnen wohl mehr Freude, Menschen zu Tode zu hetzen, als sie tatsächlich zu zerreißen. Ich die Orks haben sie nicht geschickt, Magie beherrschten sie von Ihnen. Nein, es scheint eher so, als befände sich irgendwo in diesem Forst ein Portal in den Limbus, durch das diese Wesen zumindest zu bestimmten Zeiten ungehindert nach Dere gelangen können. Ausgesprochen faszinierend.«

Ich fragte mich, ob alle Magier viel über Dämonen wussten, empfand ich Silvanas Überraschung für diese Unwesen und Ihre Herkunft als ziemlich unpassend; auch Tsaja war anzusehen, dass sie mir eine scharfe Bemerkung nur mit Mühe verkneifen konnte. Von Weißentraut dagegen hing an den Lippen der Magierin, als habe sie eben Rohal persönlich zu ihm gesprochen. Doch noch etwas anderes schien verändert bei ihm. Ich musste jedoch erst genau hinsehen, ehe mir auffiel, dass sein Gesicht noch verkniffener wirkte, als es dies schon seit dem Kampf mit dem Orkhäuptling war. Als ich dies bemerkt hatte, fiel mir auch auf, dass

seine Hände leicht zitterten. Und tatsächlich, nachdem er tief Luft geholt hatte, deklamierte er: »Jenes Horn stammte nicht vom Herren dieser Bestien, sondern von ihrem ärgsten Feind. Ich habe es selbst zwar noch nie vernommen aber jeder Krieger, der in Weiden gelebt hat, erkennt der Klang Fantholis, des uralten Horns der Herzöge. Die Herzogin ruft ihre tapferen Untertanen aus ganz Weiden zu sich. Es fällt nicht schwer zu erraten, dass wohl endlich der Heerzug gegen die Schwarzen Lande zusammengerufen wird. Doch ich fürchte, ich bin nicht länger würdig dem Klang des Horns zu folgen. Ich habe gegen Rondras Gebote verstoßen und Euch enttäuscht, indem ich in unwürdiger Furcht gleich einem feigen Wiesel von dannen gestürzt bin. Ich bin es nicht wert, mich einen Krieger: einen Ritter gar, zu nennen und unwürdig, Eure Hand vor Euren Eltern zu erhalten.«

Obwohl ich langsam etwas Verständnis für unseren Ritter und seine Denkweise entwickelt hatte, war die Vorstellung eines Wiesels von der Statur des Kriegers doch zu lächerlich, als dass ich die mir spontan aus dem *Munz* purzelnden Worte »Oh, keine Sorge, ich glaube auch nicht: dass wir besonders gut zusammengepasst hätten« hätte zurückhalten können. Immerhin murmelte ich sie so leise dass von Weißentraut selbst sie nicht hörte. Tsaja verpasse mir jedoch einen kräftigen Tritt gegen das Schienbein.

Silvana dagegen überhörte meine Lästereien und verfiel ebenfalls mit einer erstaunlichen Geschmeidigkeit in das von Weißentrautsche Pathos: »Oh, mein Held, seid unbesorgt, kein Sterblicher kann der unheiligen Macht diese: Dämonen widerstehen. Selbst der Heilige Gereon hätte bei ihrem Anblick die Flucht ergreifen müssen. Ihr dürft nicht zu früh verzweifeln, nicht jetzt, wo ich Eure Hilfe dringender benötige als je zuvor«.

Ich horchte auf. Irgendwie klangen sie, als ginge es der Dame um mehr als nur um eine Eskorte heim nach Garetien. Wollte sie etwa tatsächlich dem Ruf der Herzogr

-Achkommen und mit Feuer und Schwert gegen den Dämonenmeister ziehen? Das schien mir wenig wahrscheinlich, sah sie doch keineswegs so aus, als ob sie besonderen Wert auf Heerfahrten an der Seite der Herzogin von Weilen legte. Von Weißentraut hatte für die feinen Nuancen ihrer kleinen Ansprache jedoch ohnehin kein Ohr. Wennpeich immer noch erkennbar finsterer Stimmung, hob er seinen Kopf, blickte Silvana an, nickte dann und erklärte: »Ihr

Recht, meine Liebste. Verfügt über mich, ich werde Euer Schwert und Euer Schild sein.«

Da jedoch just in diesem Moment Tsaja erneut zum Aufruch drängte - es war deutlich zu sehen, dass sie noch immer die Rückkehr der Dämonenhunde fürchtete; vielleicht hatte sie deren Anblick gerade deshalb besonders fürgenommen, weil sie anders als wir anderen echte Wölfe kannte und diese Dämonen eine schauerliche Entstellung erre: grauen Herren der Wälder waren -, verschob ich die Augen, die sich mir aufdrängten, auf einen anderen Zeitpunkt.

Wir zogen also weiter, wieder in etwas gemäßigerem Tempo: Silvana schien Recht zu behalten: Von den Orks war zener noch nichts zu bemerken. Statt eines Orks sahen wir jedoch bald den gewaltigen Leib einer bleichen, bestrahlt vier Schritt langen, warzenbedeckten Schnecke vor uns am Rande eines Tümpels liegen. Träge drehte sich das Tier zu uns um und kroch langsam auf uns zu. Tsaja hieß mich im Schutz der Bäume zu bleiben und weiten Abstand zum Wesen, das sie als >Morfu< bezeichnete, zu halten, während ich keine Gelegenheit hatte, es näher in Augensicht zu nehmen. Doch eigentlich war mir auch wirklich nichts nach solchen Untersuchungen. Nur fort aus diesem finsternen Wald wollte ich. Aufgrund der Dunkelheit um mich herum fiel es immer noch schwer, den zahllosen Dornen und Ranken auszuweichen. Wieder und wieder stürzte ich mich von uns zu Boden oder riss sich blutige Schrammen

in Arme, Beine oder Gesicht. Ohnehin war die Luft uir. uns herum, ungewöhnlich für den späten Traviamond oder frühen Boronmond - ich hatte ein wenig das Zeitgefühl verloren, wenngleich ich heute weiß, dass der Klang des Hornes Fantholi genau am 1. Boron zu hören gewesen war -, plötzlich schwülwarm. Jeder Atemzug fiel schwer, und der Schweiß brach mir am ganzen Leib aus. Immer mehr forderte die Anstrengung der Reise ihren Tribut. Völlig erschöpft stolperte ich wie im Fieber voran, meine Begleiter bemerkte ich kaum mehr. Dicke Tränen verklebten meine Augen, mein Atem ging schwer und rasselnd, wieder strauchelte ich, stürzte zu Boden, rappelte mich wieder hoch nur um wenige Schritte weiter erneut auszugleiten. Tsajas Stimme drang nur noch aus weiter Ferne an mein Ohr »Pestpilze zuhalten!«

Für einen Moment versuchte ich noch zu verstehen, was sie sagen wollte, gab jedoch auf, da ihre Worte keinerlei Sinn zu ergeben schienen. Stattdessen ließ ich mich müde und keuchend auf den Boden sinken ... und wurde sofort von der Pranke von Weißentrauts in die Höhe gerissen und vorwärts geschleift. Doch selbst um zu versuchen, mich aus dem stählernen Griff zu befreien, reichte meine Kräfte nicht mehr. Stattdessen schloss ich die Augen und versank in einer angenehmen, erholsamen Finsternis.

Findet den Stab des Herrschers!

-Js ich wieder zu mir kam, lehnte ich an einem alten, morgen Baum. Sanftes Mondlicht strahlte auf mich herab, ir.d ein munteres Plätschern und Rauschen erklang irgendwo hinter mir. Ein kleines Feuer prasselte lustig vor m. bis ein Schatten davortrat. Ich blickte auf und erkannte Z&ia, die besorgt auf mich herabsah. »Könnt Ihr wieder ^ren? Ihr habt die Sporen der Pestpilze eingeatmet... das selbst für kräftigere Menschen als Ihr es seid tödlich tütü. Diese Pilze ernähren sich von dem Fleisch derjenigen 'esen, die vor ihnen erstickt zu Boden stürzen, sagt man.«

- i£TLschenfressende Pilze! Es schien mehr Dinge zwischen .veran und Dere zu geben, als meine Rechtsgelehrten-
- e^heit sich hätte träumen lassen! Doch offenkundig hatte ~n überlebt. Das Atmen fiel mir zunächst noch etwas 'Z~.ver, und ich hustete noch eine ganze Weile, aber -gesamt fühlte ich mich nicht schlecht. Und die Wunder rzen noch weiter:

~sdja klärte mich darüber auf, dass wir den Blautann tat^rlich hinter uns gelassen hatten. Das Rauschen, das ich ^T.ahm, stammte vom Fialgralwa, auch Finsterbach ge~zmt, einem Flüsschen, das nach Aussage von Weißen – a u s einer wundersamen, dem Efferd geweihten im Bärwald entsprang, entlang des Blautanns floss für sein kristallklares, aber bitteres Wasser berühmt

- ir Ich konnte ihre Worte kaum glauben und musste die
- ^-gen Schritte bis zum Wasserlauf zurücklegen, um mit eigenen Augen zu überzeugen. Tatsächlich, ein uru normaler Fluss, völlig ohne dämonische Riesenfische zer rückische Echsenwesen. Vorsichtig beugte ich mich rrrz und wusch mir die Augen mit dem eiskalten Wasser

aus; ebenso zaghaft trank ich auch einen Schluck und stellte fest, dass das Wasser zwar in der Tat bitter, jedoch nicht einmal besonders unangenehm schmeckte. Erst dann sah ich mich genauer um und stellte fest, dass sich die Umgebung wirklich stark von jenem Schreckenswald, der nur wenige hundert Schritt hinter mir lag und nun mehr denn je wie eine gewaltige Palisade zur Trennung zweier völlig verschiedener Welten aussah, unterschied. Nur noch vereinzelte Bäume, gewaltige Silber- und Blauweiden zumeist, durchbrachen das saftige Grün der Wiesen hier am Fluss, und diese Bäume wirkten lebendiger, ja fast möchte ich sagen fröhlicher, als alle Pflanzen, die ich in den letzten Tagen gesehen hatte. Selbst der Sternenhimmel über uns schien ungewöhnlich klar zu leuchten. Deutlich erkannte ich das düstere Sternbild des Raben, aber auch das tröstliche Zeichen der Gans hoch über mir. Nachdem ich den Anblick eine Weile schweigend genossen hatte, begab ich mich zurück zu unserem Lager, von wo mir bereits die helle Stimme Silvanas entgegenschallte:

»Zurück nach Garetien? O wie gerne reiste ich heim zu den geliebten Eltern, wie gerne würde ich endlich mit Euch für alle Zeiten vereint sein und treu dem edlen Vogt dienen doch es soll nicht sein. Die Götter selbst haben mir diesen Pfad verwehrt, weh mir!«

Von Weißentrauts Gesichtsausdruck wirkte bei diesen Worten, als habe er auf eine aranische Citrone gebissen. Tsaja dagegen betrachtete Silvana neugierig. Ich selbst wunderte mich vor allem darüber, dass die Worte der gebildeten Magierin mehr noch als die von Weißentrauts oder meine eigenen eher wie aus der Einleitung zu der Geschichte eines Barden oder wie ein Monolog aus einer Oper des großen Paquamon denn wie Worte aus dem Munde eines wirklichen Menschen klangen. Schweigend trat ich näher und wartete, dass Silvana ihre Worte erläutern würde; diese hielt jedoch in ihrer Rede inne, als sie mich herannahen sah, was von Weißentraut dazu veranlasste, sich

zu mir umzudrehen und dann mit fröhlicher Stimme auszurufen: »Siehe da, der Alrik ist wieder zurück.«

Ich wunderte mich weniger über seine plötzliche gute Laune denn über die seltsame Anrede. War mein Name nun endgültig zu einer Berufsbezeichnung geworden? Das war egal, nachdem ich mich zwischen Tsaja und von •veißentraut eingereiht hatte, setzte Silvana ihren Vortrag fort:

»Ihr müsst wissen, die Schwarzpelze hatten mich für einen finsternen Plan verschleppt. Sie waren auf der Suche nach einem magischen Artefakt von unglaublicher Macht! Das ist der Stab des wahren Herrschers!«

Nach diesen Worten legte sie eine bedeutungsschwangere Pause ein. Ich ahnte bereits, was nun kommen würde und fragte mich unwillkürlich, ob unsere Magierin nicht die Wahrheit tatsächlich bei einem Barden in die Lehre gezogen war.

Sogleich schalt ich mich aber selbst für meine erneuten Zweifel. Vielleicht war es entgegen allem, was meine Mutter mir sagte, eben doch so, dass echte Abenteurer inmitten der tiefsten Wildnis noch auf bedeutende Funde stießen. Und dass dieses uns offenkundig bevorstehende Abenteuer wie etwas klang, das sich nur der naivste und schlechteste Barde hätte ausdenken können, nicht wahr? Ich wollte einfach zeigen, dass auch die Götter Sinn für Humor hatten. Und trotzdem ... »Die Suche nach dem Stab des wahren Herrschers« klang sogar noch holpriger und weniger überzeugender als »Die sieben Kelche der Rondra« oder »Der Wald ohne Wiederkehr. Ich überlegte kurz, ob wir jenen vielleicht gerade passiert hatten, aber nein, die Geister der Nacht spielte ja in der grauen Vorzeit Nostrias. All das sind irren Geschichten, die ich den Spielleuten in Vinsalt abgelauscht hatte. Im Übrigen wunderte es mich, dass ich nicht schon in den Geschichten, die ich schon gehört hatte, nie etwas von einem solchen »Stab des wahren Herrschers« vernommen hatte.

Silvana war unterdessen bereits mit ihrer Rede fortgefahren:

»...Grak'warsh wusste, dass er seine Suche irgendwo in den Weiden beginnen sollte. Auch verfügte er über eine Karte die den Weg zu jenem mystischen Schatz beschreiben sollte. Doch war diese Karte für ein primitives orkisches Hirn nicht zu verstehen; es waren Worte des Bosparano in der Zeichen der alten, imperialen Schrift darauf, die kein Orije gelernt hat. Und so entführte er mich, um mich zu zwingen, ihm zu helfen, die Geheimnisse der Karte zu enträtseln. Natürlich fiel es mir leicht, die Worte auf der Karte zu lesen, allein ich bemühte mich nach Kräften, dem bösartigen Schwarzpelz dies zu verheimlichen und ihm vorzutäuschen, auch ich könnte nur mit äußerster Anstrengung Wort um Wort entschlüsseln. Dabei kam mir zu Hilfe, dass alleine die Worte der Karte noch keine Antworten versprachen. Vielmehr bilden sie Rätsel und Sinnsprüche, deren Bedeutung ich tatsächlich nicht mit Sicherheit erklären kann. Dennoch wurde der Ork mit der Zeit misstrauisch und wer weiß, was geschehen wäre, wenn Ihr nicht rechtzeitig zu meiner Rettung eingetroffen wäret...« Bei diesen letzten Satz schmiegte sie sich eng an von Weißentraut und sah ihn schmachmend an. Ich grinste, als ich bemerkte, Tsaja daraufhin die Augen gen Himmel verdrehte.

Obwohl ich mir insgeheim schon sicher war, dass es keinen Sinn haben würde, warf ich - vielleicht auch nur, um meiner Rolle als der Zweifler in unserer kleinen Runas gerecht zu werden - ein: »Ich sehe nicht, wieso uns cfe an der Rückkehr nach Garetien hindern würde. Der On ist tot, die Karte liegt irgendwo im Blautann, und Ihr seid befreit!« Von Weißentraut funkelte mich verärgert an.

Silvana jedoch wandte sich mir mit einem traurigen Lächeln zu und erklärte milde: »Oh, ich wünschte, es wäret so einfach. Doch wird der Oberhäuptling der Orks nie ruhen, bis er das Versteck des Artefakts gefunden hat. Wenn er erfährt, dass Grak'warsh tot ist, wird er jemarc

frieren schicken, danach zu suchen. Nein, ich«, erneut redückte sie von Weißentraut mit ihrem Augenaufschlag, ■crass das Artefakt vor ihm aufspüren und in den Praio-
-^mpel in Gareth bringen! Nur so kann das dräuende
-T_heil von ganz Aventurien abgewendet werden. Aus die-
^Ti Grunde haben die Zwölfe auch dafür gesorgt, dass er die Karte in einem jener Bücher aufbewahrte, die ich Hif meiner Flucht von den Orks mitnahm.«

Die von Weißentraut mitnahm, korrigierte ich in Gedan-

Und ob die Götter dafür verantwortlich waren, wag-
= ich auch zu bezweifeln, aber es hieß ja auch >Hilf dir
dann hilft dir Phex!<

► Ich weiß zwar nicht, ob ich die schwere Aufgabe so ganz
■ilene vollbringen kann, aber ich werde es wohl versuchen
rü55en.« Während ich überlegte, wie plötzlich dieser Ob-
rr^uptling in die Geschichte passte, wieso Grak'warsh so
zirzlich war, die Karte dauerhaft seiner Geisel zu überlas-
und wie die Orks überhaupt in den Besitz einer solchen
«zrre mit alter bosparanischer Beschriftung gekommen
♦ iren, erklang, wie erwartet, schon von Weißentrauts
-nvrort auf Silvanas unausgesprochene Frage: »Seid un-
^scrgt! Ich werde Euch beiseite stehen und Euer Schwert
zrc Schild sein!« Diesmal gelang es ihm sogar tatsächlich,
r^rer Stimme einen ganz passablen heldenhaften Klang
- verleihen, ohne dass er in ein Kieksen verfiel.

zr merkte, dass Tsaja auf ihrer Unterlippe kaute und
~r*zr skeptisch ansah. Mit einem Schulterzucken nickte ich
t zu und sagte laut: »Ich bin dabei.« -

zr_ mochte bereit sein, all meine Zweifel an Silvanas
lÄhichte und dem Sinn und Zweck eines solchen Aben-
zumindest vorerst hintan zu stellen, wenn nicht gar
^Hierhaft zu verdrängen, aber wenigstens würde ich mich
z: sirDrt standhaft weigern, ebenfalls in die >Heldenspra-
"c* zu verfallen. Sicherlich musste es auch Helden geben,
weniger heldisch redeten, und wenn nicht, so würde
r~ rCten der Erste sein.

Tsaja neigte ebenfalls kurz den Kopf und sagte dann in ihrer gewohnt pragmatischen Art: »Der Vogt sähe es sicher nicht gerne, wenn ich ohne Euch zurückkehrte. Daher werde auch ich Euch begleiten müssen. Also, wo fangen wir mit der Suche an?«

Silvanas smaragdfarbene Augen leuchteten bei diesen Worten auf, und begeistert stürmte sie auf uns zu, um *uns* nacheinander zu umarmen - eine durchaus angenehme Erfahrung, wie ich gerne einräume. Ich gestehe, ich begann in diesem Augenblick zu verstehen, was von Weißentraut an ihr so begeisterte.

»Ich werde es Euch zeigen - Haduwulf, reicht Ihr mir bitte einmal den ersten Band meiner Buch Encyclopaedia Magica. - Danke!« Mit einer raschen Bewegung zog sie ein vergilbtes Pergament aus dem schweren Foliant. Wenn man nicht wusste, dass es sich um eine Landkarte handelte hätte man Schwierigkeiten gehabt, dies zu erkennen. Stat: Flüssen, Städten, Wäldern oder Straßen waren nur einige merkwürdige Symbole aufgezeichnet, unter denen kurze Texte in der Schrift der alten Guldländer standen und zwischen denen dünne Pfeile aufgemalt waren. An diesen Pfeilen waren wiederum vereinzelt Schriftzeichen angebracht, die, soweit ich das auf diesen kurzen Blick mit meinen bescheidenen Kenntnissen der Imperialen Schrift beurteilen konnte, Entfernungsangaben darzustellen schienen. Es war also insgesamt wohl eher eine Wegbeschreibung als eine Karte.

»Ich kann auch nicht sagen, was diese ganzen Zeichen zu bedeuten haben. Aber seht ihr, hier, dieses erste Zeichen das aussieht wie eine große Katze? Ich glaube, ich weiß wo das ist.« Dabei deutete sie mit dem Zeigefinger auf einige Krügel, in denen man nur mit viel Phantasie eine Katze zu erkennen vermochte.

Meine Augen blieben an dem Text darunter hängen. Leise murmelte ich eine mühsame Übersetzung: »Der ...
... ach ja, steinige ... oder nein, felsige? versteinerte, das ist

rs. Der versteinerte Wächter sieht den Anfang ... in ... in weiter Ferne.« Ich grübelte kurz, schüttelte dann aber den Kopf: »Nein, ich kann damit nichts anfangen. Euch wird er ja wohl nicht meinen, obwohl Ihr schon manchmal etwas steif wirkt. Na ja, eigentlich eher hölzern als versteigert«, wandte ich mich an von Weißentraut.

Silvana kicherte vergnügt, aber von Weißentrauts Mundwinkel zuckten nur kurz nach unten, ehe er meinen Spott rtt den zwar etwas unbeholfenen, aber dennoch für seine Verhältnisse erstaunlichen Worten: »Ah, der beißende Spott des Alriks. Euch täte allerdings ein wenig von der Geduld r-ET Steine um euch herum ganz gut«, parierte und dann ergänzte: »Doch ich denke, ich weiß ebenfalls, was mit die-

Worten gemeint ist: Oder vielleicht sollte man sagen, v-er! Habt Ihr nie die Geschichte von Gwyddor gehört, je-em mächtigen König der Löwen, den die Göttin Rondra er-es Tages, da sein Ende gekommen schien, zu Stein er-
<nren ließ, auf dass er für alle Zeiten über die Tapferen wachen mögen, statt zu Staub zu vergehen?«

Ich schüttelte den Kopf, weniger wegen seiner Erläuterung als aus Erstaunen über seine vorherige Retourkutsche. »Der Löwe befindet sich ganz in der Nähe des RhocT-Steins. Mein Vater hat mich, als ich noch sehr klein war, ^rjnal dorthin mitgenommen.«

► Das trifft sich ja ausgesprochen gut«, fiel Tsaja ein, die hl von uns allen die besten Kenntnisse der Geographie ^Arte. »Der Rhodenstein sollte, wenn mich nicht alles n^LScht, nur wenige Meilen von uns entfernt sein. Schon rrcrgen müssten wir ihn erreichen können, und, wenn ihr Lfcht habt, von dort dann wohl auch diesen Gwyddor.«

Doch ehe wir aufbrachen, verbrachten wir zunächst eine liierst erholsame Nacht am Ufer des Finsterbachs. Von n*edsentraut zuliebe stellten wir wieder Nachtwachen auf -mr Silvana hatte er davon ausgenommen, da diese seiner -reicht nach aufgrund ihrer langen Gefangenschaft sondern ruhebedürftig war und Tsaja wohl noch zu

glücklich über unsere gelungene Flucht war, um dagegen Einspruch zu erheben. Ich stellte jedoch rasch fest, dass ich, vielleicht aufgrund meiner vorherigen Bewusstlosigkeit, jede Müdigkeit abgeschüttelt hatte. Und so leistete ich nach meiner eigenen Wache noch Tsaja bei der ihren Gesellschaft.

»Du weißt, dass du uns nicht begleiten musst, oder?«, begann ich das Gespräch, bewusst erstmals statt des förmlichen >Ihr< auf das >Du< zurückgreifend. »Du könntest nach Dornensee zurückkehren und berichten, dass unsere Mission erfolgreich war, wir uns aber entschlossen haben, noch eine kleine Aufgabe zu erledigen, ehe wir heimkommen. Ich glaube nicht, dass der Vogt dir das übel nähme, jedenfalls nicht, wenn Silvana und von Weißentraut dir schriftlich geben, dass sie dich von deiner Aufgabe entbunden haben. Wobei, jetzt, wo ich darüber nachdenke, bin ich mir auch nicht mehr sicher, ob ich in ein Schreiben von einem der beiden mein Vertrauen setzten würde. Ich meine, bei von Weißentraut bin ich mir nicht sicher, ob er überhaupt schreiben kann. Wahrscheinlich führt er die Feder mit ähnlicher Kraft wie seinen Streithammer, sodass du schon sehr stabiles Pergament bräuchtest. Und bei einem Schreiben von Silvana hätte ich beständig die Sorge, dass irgendwelche heimlichen Botschaften darin versteckt wären, die den Vogt letztlich veranlassen würden, mich auf eine weitere Mission in die Khom zu schicken. Nein, du hast wohl Recht, du musst doch mit uns kommen.«

Lange starrte Tsaja auf das Schwarz des Blautanns, ohne zu antworten. Ich fragte mich bereits, ob mein Witz mittlerweile so armselig geworden war, dass er die Menschen zum Einschlafen brachte, als sie plötzlich auflachte, den Kopf schüttelte, sodass ihre kurzen Haare herumwirbelten, und entgegnete: »Du hältst dich auch für besonders weise und schlau, oder? Und, warum bleibst du bei dieser Suche, wo du doch nicht wirklich an Heldentaten glaubst? Warum hast du Vinsalt überhaupt verlassen, wenn du die-

se Stadt so liebst und dir sogar deine Tätigkeit als Rechtsgelehrter Freude bereitet hat?«

Ich war etwas überrascht, mich plötzlich derart in die Defensive gedrängt zu sehen, zumal ich mir selbst schon wiederholt über diese Fragen Gedanken gemacht hatte, ohne eine echte Antwort gefunden zu haben. »Ich ... ich weiß nicht genau. Ich hatte wohl das Gefühl, dass Dere größer ist als Vinsalt. Und, na ja, dass auch Tsa ihren Platz unter den Zwölfen haben muss und deshalb ein Neuanfang dann und wann notwendig ist. Wenn ich schon jetzt in meinem Leben als Rechtsgelehrter in Vinsalt feststeckte, wäre ich Boron näher als nötig, denke ich. Solange es mir möglich ist, will ich auch bereit sein, Neues auszuprobieren. Na ja, vielleicht ist es auch einfach nur Angst vor dem Tod, die mich zum Abbruch des Studiums trieb. Und bei dieser Queste hier ... abgesehen davon, dass dies ja genau das Abenteuer ist, das ich gesucht habe, habe ich da ein unbestimmtes, nicht zu erklärendes Gefühl, dass ich nicht ohne Grund hier bin. Bei allen Zweifeln, die ich an dieser ganzen Suche habe, glaube ich dennoch, dass ich sehen muss, was das Ergebnis ist, dass es wirklich wichtig ist, dass ich die beiden begleite.«

Wieder lachte Tsaja: »Du glaubst doch eigentlich nicht, was du da erzählst, oder? Machen wir uns doch nichts vor. Solche Abenteuer sind in den Geschichten der Barden ganz nett anzuhören, aber tatsächlich auf große Questen zu ziehen, das ist eine Sache für die Menschen, die das nötige Kleingeld besitzen. Unser Ritter und seine kleine Freundin hier, die sind von adliger Herkunft, die können jederzeit zu ihren Eltern zurück, wenn ihr Geld aufgebraucht ist. Aber was willst du machen, wenn dein Geldbeutel leer ist? Willst du dann betteln?«

Normalerweise hätte ich ihr Recht gegeben; das waren schließlich genau dieselben Gedanken, die ich damals in Vinsalt auch gehegt hatte. Ich zögerte einen Moment, dann brach ein langer Vortrag aus mir heraus: Zunächst erzählte

ich ihr die Geschichte, wie ich damals nach der Begegnung mit dem >echten< Alrik den Entschluss gefasst hatte, auf Abenteuer auszuziehen. Nachdem ich ihr so erklärt hatte, wie alles für mich begonnen hatte, ergänzte ich: »Ich habe

^{^Y=>0äteYZf\}

TVOC\

tu#N.

Das Entscheidende ist aber gar nicht das Geld: Je länger ich in Vinsalt lebte, desto mehr hatte ich das Gefühl, etwas verloren zu haben. Etwas, das ich hier, auf dieser Reise, wiedergefunden habe. Wir Menschen vergessen zu leicht, dass wir von einem Moment zum anderen alles verlieren können, einfach so, mit einem Fingerschnippen. Ich glaube, in Wahrheit ist das Chaos immer da draußen, gleich hinter dem Horizont. Ich kann mich nicht immer hinter meinen Büchern davor verstecken. Sicherlich werde ich nicht ewig durch Aventurien reisen, aber für eine Weile tut es gut, sich an den wilden, unbezähmbaren Teil zu erinnern, der wohl in jedem von uns steckt.« Erst als mir auffiel, dass Tsaja mich anstarrte, als hätte ich soeben begonnen, lauthals thorwalsche Gesänge auf den Meeresherrn Swafnir von mir zu geben, wurde mir klar, wie merkwürdig sich meine Rede angehört haben musste. Rasch beeilte ich mich daher zu versichern: »Na ja, jedenfalls ist das meine derzeitige Theorie. Mag sein, dass ich morgen schon eine andere habe. Ich weiß halt auch nicht genau ...« Mit diesem eher unrühmlichen Stottern beendete ich meine Ansprache.

Tsaja schwieg erneut für einen Moment und meinte dann: »Ich hätte nicht gedacht, dass du diese Abenteuergeschichte derart ernst nimmst. Deine ganze Spöttelei ist also eigentlich nur Tarnung, weil dir deine Überzeugung selbst peinlich ist, oder? Vielleicht wärest du ein besserer Abenteurer, wenn du zu deinem Glauben stehen würdest. Doch um auf deine Frage zurückzukommen ... glaubst du etwa, diese Reise sei nur für dich bestimmt? Dann wärest du außerdem auch noch sehr von dir selbst eingenommen. Vielleicht ist es ja auch meine Bestimmung, das Ende dieser Reise zu sehen? Und außerdem ... vielleicht, wenn ich die-

sen wilden, unbezähmbaren Teil in mir...«, sie lächelte, als sie bemerkte, wie ich mich nun, da ich das Pathos meiner Worte noch einmal hörte, innerlich krümmte, »finde, vielleicht kann ich dann auch in meinem Leben in Dornensee emigeDmge ändern. ¹Zum'Äeispie\ den^uriker von Freiderburg, wo ich gerade dabei bin.«

Nun war es an mir, leise zu lächeln. »Ich glaube nicht, dass du noch Wildheit in dir suchen musst, du scheinst im Gegensatz zu mir weitaus eher mit dir selbst im Reinen. Aber irgendwie kann ich mir dich in der Villa eines Junkers ebenso wenig vorstellen wie im Schloss des Vogts. Du bist sicherlich eine gute Jägerin, doch die hohe Kunst der Diplomatie liegt dir nicht, du bist zu ehrlich und ... nun ja ... zu wenig oberflächlich. Von Weißentraut mag es vielleicht nicht bemerken, aber jemand, der sich ein wenig Mühe macht, kann leicht erkennen, was du von deinem Vogt hältst. Und du machst deine Arbeit, wie wir ja nun alle am eigenen Leibe erfahren durften, viel zu gut, um dich auf Dauer mit einer Stelle als >Wildhüterin< am Hof eines kleinen Vogts in einer armseligen Vogtei zufrieden zu geben. Und ich denke ... na ja, ich weiß nicht genau, wie ich es sagen soll... ach, was soll's, nachdem ich mich eben schon mit meiner Ausdrucksweise lächerlich gemacht habe, kann ich es ja gleich noch einmal tun ... es steckt einfach zu viel Leben in dir, um dich dauerhaft dem Hofzeremoniell zu beugen. Das mag etwas für Silvana sein, die so aussieht, als lebe sie gerne und gut im festen Korsett der höfischen Regeln, solange sie dafür in Ruhe gelassen wird. Aber du bist niemand, der sich gerne versteckt. Auch wenn du andererseits genau das jedes Mal versuchst, wenn du mir erzählst, wie sehr dir deine Arbeit gefällt.«

Für einen Moment starrte sie mich verblüfft an, grinste dann und meinte: »Soso, du willst also sagen, ich bin eitel, stolz und arrogant und außerdem eine miserable Schauspielerin. Und das ausgerechnet von dem steifsten, unsichersten Aventurier seit Gilborn von Punin zu hören - ich

fühle mich geschmeichelt. Ich muss schon sagen, du weißt wirklich, wie man das Herz einer Frau gewinnt.«

Ich bemühte mich nun stotternd um eine Entschuldigung oder Erklärung, aber Tsaja winkte nur, immer noch mit einem breiten Grinsen im Gesicht, ab. Wir unterhielten uns noch eine Weile über Belanglosigkeiten, dann versuchte auch ich, ein wenig Schlaf zu bekommen, was mir nach einiger Zeit des Hin- und Herwälzens auch gelang.

Am nächsten Morgen fühlten wir uns alle so erholt, als hätten wir mehrere Nächte fehlenden Schlaf auf einmal nachgeholt. Selbst die Praiosscheibe strahlte am an diesem Tag mit einer für den Spätherbst ungewöhnlichen Wärme auf uns herab, als wolle uns der Götterfürst selbst zeigen, dass sein Auge über uns wachte. Wir folgten dem Lauf des Fialgralwa gen Firun. Von Weißentraut hatte uns versichert, dass der >Leu< - denn so hieß der von uns gesuchte Findling beim einfachen Volk - auf dieser Seite des Flusses lag, und nicht am rahjawärtigen Ufer wie der Rhodenstein, dessen Silhouette wir weit am Horizont mehr erahnen als sehen konnten, sodass es nicht nötig sein würde, nach einer Furt Ausschau zu halten.

Ich bedauere diesen Entschluss bis heute ein wenig, war ich doch seit jener Zeit nie wieder derart nahe an dieser Festung, dass ich sie hätte besuchen können. Immerhin habe ich in den Jahren seither einige Rhodensteiner - oder, um sie bei ihrem vollständigen Namen zu nennen, >Ritter vom Heiligen Orden zur Wahrung aller Taten zu Ehren unserer Frauwen und Göttin Rondra zu Rhodenstein< kennen und als ausgesprochen gelehrte, wenngleich etwas zu sehr auf die Militärgeschichte fixierte Kämpfer schätzen gelernt. Auch soll die Feste eine Bibliothek enthalten, die zumindest zu dem Thema >Rondragefällige Heldentaten< in ganz Aventurien nicht ihresgleichen findet. Doch es sollte nicht sein, unsere Aventure lenkte uns in eine andere Richtung.

Tatsächlich stießen wir sogar bald auf einen schmalen Pfad, der, jeder Biegung des Flusses folgend, langsam auf unser Ziel zuzuführen schien. Uns so dauerte es nicht lange, bis wir auf eine etwa hundert Schritt durchmessende Lichtung trafen, in deren Mitte ein riesiger, grauschwarzer Felsen thronte. Von Weißentraut, der ohnehin schon erstaunlich aufgelebt war, seit Silvana sich unserer Gruppe angeschlossen hatte, erklärte uns eifrig, wie unzählige berühmte Ritter und tapfere Krieger in der Geschichte Weidens, insbesondere aber im Krieg gegen die Orken in den Jahren 1010 bis 1012 nach Bosparans Fall, zum Teil schwer verletzt und verfolgt von üblen Feinden ihren Weg hierher fanden und auf wundersame Weise von der himmlischen Kriegsherrin geschützt und gestärkt wurden. Ich fragte mich bei dieser Geschichte, ob die göttliche Löwin tatsächlich nur berühmten und tapferen Kriegern ihren Schutz verlieh... was mochte geschehen, wenn ein verletzter, aber tapferer Orkenkrieger hier Schutz suchte? Oder ein doch etwas ängstlicher ehemaliger Rechtsgelehrter? Aber diese Gedanken waren wohl nicht nur Ketzerei, sie verdarben vor allem eine schöne Sage, also schob ich sie wieder beiseite. Tatsächlich musste ich zugeben, dass jener steinerne Löwe etwas Überwältigendes, Majestätisches an sich hatte, wie er hoch erhobenen Hauptes die gesamte Umgebung zu beherrschen und auf ewig Wacht gegen die Gefahren des düsteren Blautanns zu halten schien.

»So, da sind wir also. Und was tun wir nun?« Tsaja war die Erste, die wieder an die Erledigung unserer Aufgabe dachte, wengleich auch ihr anzusehen war, dass sie von dem Findling beeindruckt war.

»Tja ... ich weiß auch nicht genau.« Silvana hatte wieder die Karte hervorgezogen und starrte ratlos auf das Pergament. »Das nächste Symbol scheint ein Haus oder eine Burg oder so etwas zu sein. Und darunter steht: Nach dem Wächter weist die älteste Magd der Löwin den Weg mit ihrem Arm, der schon so viele Leben genommen hat. Sollte

der Rhodenstein vielleicht das Ziel sein? Vielleicht ein Grab einer längst verstorbenen Geweihten?«

»Lasst sehen. Ja ... ich würde auch sagen, das ist eine Art Festung oder Stadt. Aber wir wissen nicht einmal, in welcher Richtung und wie weit entfernt diese Festung liegen soll... der Rhodenstein, Trallop, Balliho, aber auch Lowangen oder gar Gareth kämen in Betracht.« Von Weißentraut kaute auf seiner Unterlippe herum, während er, sich wie zufällig dicht an Silvana drängend, die Karte untersuchte. Doch er hatte Recht, alleine das Symbol unseres Ziels und dieser Spruch von der ältesten Dienerin halfen uns nicht weiter. Ich selbst war völlig ratlos. Ich hatte zwar die Namen der meisten Städte, die von Weißentraut aufgezählt hatte, schon einmal gehört, hätte aber nicht einmal schätzen können, wie weit entfernt und in welcher Richtung eine von ihnen gelegen hätte. Und auch mit dem rätselhaften Satz über unser nächstes Ziel konnte ich nichts anfangen.

»Nach Baliho müssen wir. Aber ich schlage vor, wir holen erst unsere Pferde ab, ehe wir aufbrechen«, ertönte plötzlich Tsajas Stimme.

Ich blickte mich um, konnte die Wildhüterin jedoch nirgends entdecken.

»Hier oben, ihr Nandus-Jünger. Der versteinerte Wächter sieht den Anfang in weiter Ferne, schon vergessen? Nun, dieser Löwe hier blickt Richtung Rahja. Die einzigen zwei Städte oder Festungen in dieser Richtung sind der Rhodenstein und Baliho ... möglicherweise noch Vallusa, aber ich nehme an, das liegt etwas weiter nördlich. Und der Rhodenstein liegt wohl kaum in weiter Ferne.«

Ich blickte zum Kopf des Löwenfelsen und sah Tsaja, breit feixend, auf dem steinernen Schädel sitzen. Dann erst drangen Ihre Worte wirklich zu mir durch. Baliho also! Mir war sehr wohl bewusst, dass ihre Erklärung ziemlich abenteuerlich und nicht besonders wissenschaftlich, keinesfalls eines Rechtsgelehrten würdig war. Ich meine, eine Vielzahl

von Städten, vielleicht auch von längst vergessenen Festen wie der Ruine der Orks im Blautann, hätte noch in Richtung Rahja liegen können. Aber ohne dass ich hätte sagen können, woran das lag, wusste ich in diesem Moment, dass Tsaja Recht hatte. Auch Silvana und von Weißentraut ging es nicht anders, jedenfalls brachen wir drei in einen Jubel und Applaus aus, als hätten wir den >Stab des wahren Herrschers< schon gefunden. So standen wir alle drei um den steinernen Riesenlöwen herum, johlten und lachten und feierten Tsaja, die übermütig lachend vom Kopf des Löwen auf seine Schulter und von dort über die felsigen Pfoten wieder zu uns herab ins Gras hüpfte.

Noch immer bester Laune wanderten wir den Weg zurück, der uns zum Löwen geführt hatte. Wenn wir uns immer am Rand des Waldes hielten, mussten wir so ja wieder in das Dorf gelangen, wo wir unsere Pferde zurückgelassen hatten. Und solange wir ausreichenden Abstand hielten, sollten uns die Bedrohungen des Waldes auch nicht gefährlich werden, so hofften wir jedenfalls. Aber eigentlich wurden wir nun, da wir den ersten Schritt auf unserer Queste erfolgreich getan hatten, ohnehin nicht von allzu vielen Sorgen geplagt. Stattdessen scherzten und alberten wir munter bis zum Abend herum. Selbst der sonst so verbissene von Weißentraut zeigte plötzlich etwas, das fast wie ein Sinn für Humor aussah. Wir waren wohl alle gleichermaßen erstaunt, als er bei unserer Mittagsrast - relativ un gelenk und erfolglos, aber gerade darum umso amüsanter - mit einigen Steinen zu jonglieren begann. So kamen wir insgesamt trotz des schlechten Zustands des Pfads rasch voran, und als wir abends unser Lager aufschlugen, schätzte Tsaja, dass wir gegen Mittag des nächsten Tages bereits jenes Dorf erreichen würden, in dem unsere Pferde auf uns warteten. Von Weißentraut, nun wieder ernst, ordnete erneut das Aufstellen von Wachen an, und wir fügten uns seinem Willen. Erneut übernahm ich die erste Wache. Wir hatten genügend trockenes Holz

gesammelt, um unser kleines Feuer über Nacht brennen zu lassen, sodass ich nicht befürchten musste, mich dem Wald weiter nähern zu müssen; ein alter Baumstumpf bot mir außerdem einen guten Sitzplatz.

Noch immer war die Luft klar und frisch, die Sterne funkelten, als wolle Phex all seine Schätze vor uns ausbreiten, und so fiel es mir leicht, meine Augen und Ohren offen zu halten. Die anderen hatten sich dagegen unmittelbar nach dem kargen Abendmahl - es wurde Zeit, unseren Proviant wieder aufzufrischen, wie ich mir in Gedanken notierte - zur Ruhe begeben. Dementsprechend war ich doch überrascht, als von Weißentraut sich lange vor Beginn seiner Wachslicht vorsichtig, um die dicht an ihn geschmiegte Silvana nicht zu wecken, von seinem Lager erhob und sich neben mir ins Gras kauerte.

Nachdem er eine Weile schweigend neben mir gesessen und in den Himmel gestarrt hatte, wandte er sich mir mit den Worten: »Seht Ihr da, ganz im Osten, die Klinge Rondras?« zu, wobei er mit dem Zeigefinger auf das Sternbild des Schwertes, das tatsächlich noch am Horizont zu erahnen war, wies. »Mein Vater hat immer gesagt, diese elf Sterne seien die einzigen Schätze, die für meine Familie von Bedeutung seien. Seit ich ein Schwert halten kann, habe ich davon geträumt, eines Tages derjenige zu sein, der diese Klinge vollendet.«

Ich sah ihn fragend an, woraufhin er erstaunlich sanft lächelte und erklärte: »Ihr wisst es wohl nicht, aber jeder dieser elf Sterne soll einer der größten Helden Aventuriens gewesen sein. Geron der Einhändige, Prinzessin Lamea, die heilige Thalionmel und St. Hlütar, um nur einige von ihnen zu nennen. Sie alle wurden nach ihrem Tod von Rondra an den Himmel versetzt, um dort das göttliche Schwert zu bilden, das den Menschen zur Mahnung an die Gebote der Herrin dienen soll. Und es heißt, dass das Schwert erst vollendet sein wird, wenn auch aus unserem Zeitalter ein Held als zwölfter Stern dort aufleuchtet.«

Für eine Weile schwiegen wir beide, während jeder seinen eigenen Gedanken nachhing.

Dann war ich es, der die Stille unterbrach: »Eine schöne Geschichte. Mir war gar nicht bekannt, dass die Diener der Sturmgöttin eine derart poetische Ader haben. Sollte ich mich darauf einstellen, dass Ihr gleich auch noch etwas singen werdet?«, posaunte ich und biss mir gleich danach auf die Zunge. Offenkundig hatte ich immer noch diesen Drang, erst zu spotten und dann zuzuhören.

Von Weißen traut jedenfalls seufzte und entgegnete nach einer weiteren Pause:

»Ihr versteht mich wirklich nicht, oder? Vielleicht habt Ihr sogar Recht, und der Traum, ein großer Krieger zu sein, ist tatsächlich lächerlich. Wisst Ihr, seit ich Silvana wiedergefunden habe und gegen diesen Ork gekämpft habe, fühle ich mich, als würde ich in zwei Teile gerissen. Ich will noch immer der Göttin des Krieges Ehre machen, aber ich will auch Silvana mit all meiner Kraft und all meinen Fähigkeiten zur Seite stehen und weiß, dass dabei weniger ehrenhaftes Verhalten, als es die Göttin erwartet, oft hilfreicher ist. Und so habe ich die Gebote der Göttin gebrochen, indem ich den abgelenkten Ork erschlug und rede mir ein, ich hätte es getan es, um Silvana zu helfen. Zugleich habe ich Silvana enttäuscht, indem ich ohne Rücksicht auf die Gefahr für sie dem Ork ganz alleine gegenüberzutreten wollte, und es damit entschuldigt, dass ich der Göttin diene. Und es geht bis heute weiter, nicht wahr? Der Ruf des Horn Fantholis hätte mich sofort nach Trallop aufbrechen lassen müssen, um der Herzogin in diesen finsternen Zeiten zu Diensten zu sein. Doch stattdessen reise ich mit Euch Richtung Baliho. Ich weiß einfach nicht, was ich tun soll. Liegt mein Schicksal bei Silvana, oder muss ich es im Dienste der Göttin suchen?« Erneut seufzte er. »Aber vermutlich könnt Ihr als Mietklinge, ehemaliger Praiosdiener und der Alrik unserer Gruppe das ohnehin nicht verstehen.«

»Unterschätzt die Mietklingen nicht«, murmelte ich - und wunderte mich kurz erneut darüber, dass er mich als >den Alrik unserer Gruppe< bezeichnet hatte, als gehöre zu jeder Heldengruppe auch ein Alrik -, um nach einigem Nachdenken etwas lauter hinzuzufügen: »Ich weiß nicht. Seht, wir haben uns in diesem Wald doch auch mehrfach verirrt, sind wieder umgekehrt, haben einen neuen Weg gewählt und sind schlussendlich da angekommen, wo wir hin sollten, nämlich bei Eurer Silvana. Ich glaube, es ist im Leben ganz ähnlich: Der Pfad zu unserem Schicksal ist ebenfalls nicht immer eine gerade, gepflasterte Straße. Vielleicht kommt es gar nicht so sehr darauf an, welchen Weg Ihr wählt, sondern mehr darauf, dass Ihr überhaupt aufbrecht.« Meine eigenen Worte klangen etwas hohl in meinen Ohren, kaum dass ich sie ausgesprochen hatte. Bei den Zwölfen, ich klang bereits wie ein Tsa-Geweihter. Wenn meine Lehrer meine Rede gehört hätten, hätten sie vermutlich mit dem gesamten Codex Raulius nach mir geworfen. Tatsächlich kniff auch von Weißentraut die Augen zusammen, als er mich nun anblickte. Für einen Moment fürchtete ich, er würde mich in seiner üblichen auf-fahrenden Art für meine Antwort scharf zurechtweisen. Dann aber lächelte er erneut und sagte leise: »Ihr überrascht mich, Söldner. Ich dachte bisher, Ihr seid nur ein lächerlicher, besserwisserischer Hofnarr ohne jeden echten Nutzen. Aber hinter Euren Späßen scheint Ihr mehr zu verbergen, als ich annahm.«

»Nun, auch Ihr überrascht mich, hielt ich Euch doch bisher für ein arrogantes, selbstgerechtes Adelsöhnchen. Doch auch hinter Eurem emporgereckten Kinn versteckt sich mehr, als man auf den ersten Blick sieht.«

Von Weißentraut guckte zunächst erneut ausgesprochen grimmig, brach dann aber in schallendes Gelächter aus. Merkwürdigerweise war das Eis zwischen uns nach diesem seltsamen Gespräch gebrochen. Nun wesentlich jugen-hafter wirkend als zuvor, erzählte er mir davon, wie er Sil-

vana erstmals gesehen hatte und sich sofort in sie verliebt hatte, wie er sie schon als kleiner Junge beknielt hatte, eines Tages seine Frau zu werden, und wie er auf seine Eltern eingewirkt hatte, um das Traviafest zu arrangieren. Seine Eltern, die ursprünglich selbst aus Weiden gekommen waren, waren nicht sehr begeistert von dieser Ehe, hielten sie doch die Familie Silvanas - als verweichlichten, garetischen Adel - für unter ihrer Würde, aber von Weißentraut redete so lange auf sie ein, bis sie ihm nachgaben. Tatsächlich waren es auch nicht seine Eltern, sondern er selbst gewesen, der darauf bestanden hatte, die Balihoer Kriegerschule zu besuchen, und auch dies nur zum Teil, um Silvana nahe zu sein. Mitentscheidend war auch hier wieder die Herkunft seiner Familie und sein Traum, dem idealen Krieger Rondras möglichst nahe zu kommen, da der >moderne< Krieger der Garether Schule in großen Teilen nicht mehr mit dem traditionellen Bild der Rondra-Kirche übereinstimmte. An der Akademie hatte er allerdings, wie ich schon vorher richtig geraten hatte, keinen besonderen Spaß an der Pferdepflege, den Leder- oder Schnitzarbeiten oder Ausflügen in die Wildnis gehabt. Mehr interessierte ihn der Unterricht in den alten Sagen und den Grundsätzen der Rondra-Kirche, und ein besonderer Höhepunkt war für ihn ein Besuch auf dem Rhodenstein gewesen, wo er von einem der Geweihten den Segen der Göttin empfangen hatte. Silvana hatte er während seiner Akademiezeit kaum gesehen, durfte er die Schule doch nur zu festen Zeiten verlassen, während Silvana beständig im Turm ihres Lehrers verharren musste. Briefe hatten sie ausgetauscht, auch diese waren aber in den letzten Jahren kürzer und seltener geworden. Umso größer war von Weißentrauts Freude gewesen, als er kurz nach dem Ende seiner Ausbildung von Silvana erfuhr, dass auch ihre Lehre sich dem Ende zuneigte und mit einer Prüfung in Gareth enden sollte. Er selbst hatte sie und ihren Lehrmeister - der damals aber noch weit weniger heruntergekommen schien

- nach Gareth begleitet, wo sie sich jedoch trennen mussten. Für ihn wurde es Zeit, auf das Gut seiner Eltern zurückzukehren, sie versprach, nach Abschluss der Prüfung zu ihm zu kommen. Und nun, da er sie endlich wiedergefunden hatte, würde er ihr bei dieser Queste bis zum Ende helfen, und wenn der Namenlose selbst sich ihm entgegenstellen würde. Und dann würden sie nach Garetien zurückkehren, wo er das Landgut seiner Eltern übernehmen und als Ritter in die Dienste des Vogts treten würde, während sie als Hofmagierin arbeiten würde. Täglich würden sie sich sehen und eine große Schar Heldenkinder zeugen, davon war er überzeugt. Ich fragte mich, wie wohl Silvanas Sicht dieser Lebensplanung aussah und zweifelte ein wenig, ob sich ein Leben im Dienste des Vogts wirklich auf Dauer mit seinem Wunsch nach großen Heldentaten vereinbaren ließe, ahnte ich doch, dass in Dornensee nicht wirklich großer Bedarf an mächtigen Kriegern herrschte. Jedoch behielt ich meine Zweifel diesmal für mich, um ihn nicht wieder unnötig ins Grübeln zu bringen. Als ich irgendwann feststellte, dass mir die Augen zufielen, war von Weißentraut immer noch munter und gesprächig und gerne bereit, die nächste Wache zu übernehmen, während ich mich zur Ruhe begab.

Am nächsten Tag hatte die Sonne gerade ihren Höhepunkt erreicht, als wir erneut zu jenem schäbigen Dorf gelangten, von dem aus wir unsere Reise durch den Blautann begonnen hatten. Als wir die Gaststätte betraten, fiel die alte Wirtin fast in Ohnmacht vor Schreck, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und rief wieder und wieder: »Ein Wunder! Die gütige Mutter hat ein Wunder bewirkt.«

Obschon wohl keiner von uns der Göttin des Herdfeuers unsere geglückte Flucht zugeschrieben hätte, stimmten wir ihr zu und hielten sie auch nicht ab, als sie uns ein für ihre Verhältnisse wahrhaft fürstliches Mahl aus einem schweren Eintopf aus Kartoffeln und Rindfleisch und einem gro-

ßen Krug Honigschnaps vorsetzte. Als Gegenleistung wollte sie kein Gold von uns, sondern stattdessen alles hören, was uns im Wald widerfahren war. Bereitwillig erzählten wir, wobei ich mit der Schilderung begann, wie wir den Wald betreten hatten und dort auf ganze Schwärme finsterner Krähendämonen und gewaltiger, sprechender Schlangen gestoßen waren. Tsaja sprang nach einiger Zeit ein und berichtet von unserer Begegnung mit der vielhundertköpfigen Orkbande in der verzauberten Festung, und Silvana beendete die Geschichte mit der Erzählung von unserer Flucht, verfolgt von Hunderten bössartiger Hundedämonen, und von unserer wundersamen Rettung durch die Geister mehrerer Rondraheiliger, die der Schall Fantholis geweckt hatte. Wiewohl von unseren tatsächlichen Erlebnissen nur noch ein Kern erkennbar war, hatte die Alte erkennbar große Freude an den Schreckensmärchen, die wir ihr aufstischten. Von Weißentraut guckte zwar wieder etwas sauertöpfisch, da eine solche Phexensgeschichte wohl nicht unbedingt mit Rondras Gesetzen im Einklang stand, unterbrach uns jedoch auch nicht, sondern begnügte sich damit, schweigend zuzuhören und uns einzeln missbilligende Blicke zuzuwerfen.

Nachdem wir gegessen und auch unseren Proviant für die Reise wieder aufgestockt hatten, ließen wir uns von der Wirtin zum Pferdestall führen. Mein Paavi-Pony wieherte begeistert, als ich zu ihm trat, und stieß mir seine Schnauze zuerst in den Magen um dann, da ich mich aufgrund der Wucht des Stoßes und vor Überraschung ob dieser Begrüßung auf den Hosenboden gesetzt hatte, genüsslich auf der Suche nach Süßwaren über meinen Kopf hinweg in meinem Rucksack zu stöbern. Nur mühsam konnte ich es davon abbringen, mein Gesetzbuch anzuknabbern. »Irgendeiner deiner Elternteile muss ein Troll gewesen sein!«, fluchte ich lauthals. »Sieh, ich habe jetzt nichts zu fressen dabei. Nein, auch meine Haare sind nicht essbar, also lass los!«

Tsaja, die bereits ihren wesentlich braveren Fuchs aus dem Stall zu führte, bemühte sich nicht einmal, ein Lachen zu unterdrücken. Nachdem ich mich wieder erhoben und den Großteil des Heus von meiner Kleidung geklopft hatte, gelang es aber auch mir, mein Reittier reisefertig zu machen. Von Weißentraut versuchte noch halbherzig, der Wirtin das einzige zur Gaststätte gehörende Pferd, einen mageren, alten Klepper von grauer Fellfarbe, abzukaufen, um so Silvana ein Reitpferd anbieten zu können (einen Sattel hatten wir ja bereits, da von Weißentraut nun natürlich auch den hier zurückgelassenen Sattel seines alten Streitrosses wieder schleppen musste), die Wirtin weigerte sich jedoch, ihr Tier zu veräußern. Also zahlten wir den vereinbarten Preis für die Versorgung unserer Pferde und brachen auf. Natürlich bedurfte es diesmal nicht einmal eines flehentlichen Blickes Silvanas, um mich dazu zu bewegen, ihr mein Pony zu leihen, was von Weißentraut mit einem doch leicht misstrauischen Blick in meine Richtung, Tsaja mit einem Stirnrunzeln, Silvana selbst aber mit einem ihrer strahlenden Lächeln quittierte.

Wieder führte unser Weg durch den Bärwald. Diesmal jedoch war das Wetter weniger ungemütlich, sodass ich genügend Muße hatte, die verschlungenen Formen der Bäume zu bewundern, die letzten silbernen Blätter der Espen, die selbst im leisesten Windhauch zitterten und bebten und Stück für Stück langsam zu Boden schwebten, und die hell-violetten Blüten der Herbstzeitlosen zu bestaunen oder einer vom Geräusch unserer Pferde aufgeschreckten und träge davonflatternden Eule nachzusehen. Ich sah kleine Bäche und Flösschen, die mal ruhig und langsam dahinflossen, mal zu rauschenden Strömen wurden, die sich über moosbewachsene Felsen in die Tiefe stürzten, und Trauerweiden, deren Äste klagend herabhingen, sodass die rotgelbe Pracht ihrer verbleibenden Blätter Vorhänge aus Laub zu bilden schien. Schmale Klüfte zwischen hohen, eng beieinander stehenden Felsen, die wir nur

hintereinander passieren konnten, wechselten mit verträumten Hohlwegen durch uralte Baumgruppen und breiten, hellen Lichtungen, die von einem dichten Dickicht stacheliger, kahler Himbeersträucher bewachsen waren. Und alles wurde von der goldenen Herbstsonne, die durch die Stämme und Wipfel hindurchschimmerte, in einen unwirklichen Glanz getaucht. Es schien, als läge ein fremdartiger Zauber über dem gesamten Silfurn - wie der Bärnwald auch zuweilen genannt wird -, als hätten wir ein verwünschenes, längst im Dunkel der Zeit verlorenes Reich betreten. Fast glaubte ich, wir hätten versehentlich eines jener Tore in die Anderswelt passiert, in der Feen und Kobolde die Herrschaft haben. Tatsächlich machte mich Tsaja zwar nicht auf eine echte Fee, wohl aber auf ein dickes Feenhörnchen aufmerksam, das mit dichtem, grauschimmernden Pelz vor uns über den Waldboden huschte und dann den Stamm einer mächtigen Eiche hinaufkletterte, bis es im Blätterwerk der Baumkrone nicht mehr zu sehen war.

Während unseres ersten Nachtlagers im Bärnwald verschwand Tsaja für eine ganze Weile im Forst, um mit einer großen Zahl an Shamahampions, Boronsmützen und Levthansmorcheln zurückzukehren, die eine willkommene Ergänzung für unser Abendmahl darstellten. Und auch während der weiteren Reise brauchten wir nicht zu darben, mal war es ein Riesenlöffler, mal ein Auerhahn, den sie mit ihrer Jagdkunst zu unserer großen Freude unserem Speiseplan hinzufügte.

Abenteuer in Baliho

Und so erreichten wir nach einigen Tagen Baliho, die Stadt der Viehzüchter. Obwohl ich dank Tsajas Anleitung zu lernen begann, die vielen kleinen Wunder des Bärnwaldes zu schätzen und wiewohl von Weißentraut Schreckengeschichten über den Schmutz und Unrat des Ortes - den er selbst in all den Jahren seiner Ausbildung in unmittelbarer Nachbarschaft nur ein einziges Mal kurz besucht hatte - erzählte, freute ich mich doch darauf, endlich wieder einmal eine richtige Stadt um mich herum zu haben. Marktplätze und Tavernen, Kaufleute und Gaukler, Kutschen und Flussschiffe, all das vermisste ich doch ein wenig. Und auch ein Dach über dem Kopf würde angesichts des nun schon zwei Tage andauernden beständigen Nieselregens durchaus angenehm sein. Umso enttäuschter war ich, als wir uns der Südstadt näherten und sich uns ein eher trauriger Anblick bot. Statt der erwarteten stolzen Mauern war nur eine Vielzahl niedriger, rechteckiger Holzhütten einfachster Bauweise zu sehen. Auch nach dem Betreten der >Stadt< verbesserte sich der Eindruck nicht sonderlich: Abgesehen von der gepflasterten Reichsstraße waren die Straßen - wenn man denn von solchen sprechen wollte - so schlammig, dass ich zeitweise bis zu den Knien im Unrat und Morast versank. Vereinzelt waren zwar hölzerne Stege angelegt worden, um die Passage zwischen den Häusern zu ermöglichen, vielerorts bestanden aber keine solchen Übergänge, sodass man nur als Reiter einigermaßen unbeschmutzt vorankam. Ein wenig bedauerte ich nun, Silvana mein Pony überlassen zu haben.

Zwischen den Häusern befanden sich immer wieder gewaltige Viehpferche, die bis zum Bersten mit Rindern

voll gestopft waren. Gruppen von Rinderhirten mit hohen Stulpenstiefeln, schweren Tuchmänteln und flachen, breitkrepfigen Hüten, zumeist beritten mit jenen hellbraunen, langmähnigen Pferden, die als >Nordmähen< bekannt und für ihre große Ausdauer und Anspruchslosigkeit berühmt waren, starrten uns skeptisch an und rückten dabei die Peitschen und Dolche in ihren Gürteln zurecht. Über all dem lag der strenge Geruch von Kuhmist und Schweiß, sodass wir bald zu ersticken glaubten. Dazu waren ständig das Muhen Hunderter Rinder und die heiseren Stimmen sich streitender Viehhirten zu hören. Einen besonders makabren Anblick bot die »tausendjährige Eiche< in der Mitte des großen Marktplatzes, vor der ein schwerer hölzerner Pranger aufgestellt war und von deren Krone der leblose Körper eines Mannes, aufgeknüpft mit einer schweren Lederschlinge, herabhing. Ich schlug das Boronrad, während ich in gebührendem Abstand an der Leiche vorbeischnitt, woraufhin einer der Hirten höhnisch auflachte und brüllte: »Merkt's euch gut, dass passiert hier allen Viehdieben!«.

Von Weißentraut schlug vor, zunächst den Rondra-Tempel aufzusuchen; vielleicht würde man uns dort mit dem Rätsel der Wegbeschreibung helfen können. Es dauerte jedoch ein wenig, bis wir auf jemanden trafen, der bereit war, uns den Weg zum Tempel der Kriegsherrin zu weisen. Die Hirten, die wir zuerst befragten, spuckten nur einen Strahl grünlich-braunen Speichels vor unsere Füße, als sie erfuhren, wohin wir wollten, und wandten sich dann wortlos ab. Alleine Silvana, die rechtzeitig von Weißentrauts rechten Arm gepackt hatte, war es zu verdanken, dass unser Ritter nicht sofort seine Waffe zückte, um den Viehtreibern Anstand beizubringen. Dennoch hätte wohl auch die Magierin ihn nicht dauerhaft besänftigen können, wenn nicht ein dicklicher, schlammbespritzter Kaufmann, der nervös eine der Viehherden begutachtete, uns schließlich den Weg beschrieben hätte.

Um zum Tempel zu gelangen, mussten wir zunächst die Südstadt verlassen und durch ein mächtiges, von mehreren, mit langen Piken bewaffneten Bütteln bewachtes Tor - denn dieser alte Kern der Stadt war sehr wohl ummauert - die alte Grafenstadt betreten. Kaum hatten wir das Tor durchschritten, schien es, als befänden wir uns in einer gänzlich anderen Stadt: Straßen mit festem Pflaster, auf denen die Hufe unserer Pferde weithin hörbar klapperten, mehrgeschossige, spitzgiebelige Häuser, deren Wände in hellen, bunten Farben gestrichen waren und deren höhere Stockwerke überhängend gebaut waren, sodass in den engeren Gassen der Himmel kaum noch zu sehen war. Die Viehhirten der Südstadt sah man hier nur selten, stattdessen prägten teuer gekleidete Kaufleute und Edelfrauen das Bild der Grafenstadt. Wie sich herausstellte, war der Rondra-Tempel gerade erst neu errichtet worden, ein trutziges Gemäuer mit hohen Türmen an jeder der vorderen Ecken und einem breiten, mit großen Zinnen bewehrten Wehrgang über dem Haupttor. Silvana beschloss, vor dem Tor auf uns zu warten und die Pferde zu bewachen. Von Weißentraut zögerte daraufhin einen Moment, sie beruhigte ihn aber mit einem Lächeln und der Erklärung, sie sei durchaus in der Lage, sich gegen ein paar wilde Hirten zu verteidigen, außerdem werde wohl kaum jemand eine zierliche Frau direkt vor dem Tempel des Löwin angreifen.

Im Tempel selbst herrschte eine Ruhe, die nach dem Lärm der Straße äußerst wohltuend wirkte. Wir betraten den Gebetsraum, wo von Weißentraut zunächst einige klimpernde Münzen in eine Schale legte und sich dann vor einer imposanten Statue aus rotem Gestein, welche die Göttin in einer schweren Rüstung mit hoch erhobenen Zweihandschwert zeigte, zum Gebet niederzuknien. Wir taten es ihm gleich, wiewohl es mir schwer fiel, den Segen ausgerechnet dieser kriegerischsten unter den Zwölfgöttern zu erbeten.

Außer uns war kein anderer Gläubiger im Tempel zu sehen, was daran liegen mochte, dass die Viehzüchter eher die lebenslustige Rahja und den verschmitzten Phex oder vielleicht noch den grimmigen Firun verehrten als die stolze Herrin des Sturms, die mehr über die Ritter und Krieger wachte. Mir schmerzten schon bald die Knie und die Beine schiefen mir ein, von Weißentraut blieb jedoch schier endlose Zeit völlig in seine Meditation versunken. Endlich erhob er sich wieder, trat einige Schritte zurück und ging dann auf einen jungen >Knappen der Göttin< - so heißen die einfachen Priester der Kriegsgöttin - zu, der höflich den Kopf vor ihm neigte. Eine Weile flüsterten die beiden miteinander, während Tsaja und ich in respektvollem Abstand warteten und die schweren Wandteppiche bewunderten, die die Göttin und deren Alveraniare und Heilige im Kampf gegen Dämonen und Ungeheuer zeigten. Einer der Gobelins zeigte sogar einen gewaltigen Götzen mit einem Stierkopf, der vom Schwert Alverans niedergestreckt wurde; dieses Bild mochte weiter dazu beitragen, dass der Tempel unter den Viehhirten nicht sonderlich beliebt war.

Wieder verging eine für meinen Geschmack viel zu lange Zeit - es gab eben doch nur eine begrenzte Anzahl von Tapisserien zu bestaunen -, ehe sich von Weißentraut mit einer tiefen Verbeugung von dem Geweihten verabschiedete. Uns erklärte er knapp, er werde uns draußen mitteilen, was er erfahren habe.

Wie sich herausstellte, war dies trotz des langen Gesprächs nicht allzu viel. Der Tempel war, wie wir schon wussten, noch jung, und die älteste Geweihte gerade einmal 43 Jahre alt; eine alte Gruft für die verstorbenen Geweihten oder auch nur einen Boronanger, auf dem irgendwelche berühmten Rondrahelden lange vergangener Zeit begraben wären, existierte nach der Kenntnis des jungen Knappen nicht. Immerhin wusste er mitzuteilen, dass Isegrein der Alte von Bosparan, halbmythischer Erbauer

der Festung Baliho, ein tapferer und berühmter Held gewesen sein sollte, der eigenhändig einen bösen, vierköpfigen Flussdrachen namens Furdra im Rotwasser erschlagen haben soll. Dass dieser jedoch von einer besonders roudragläubigen Frau oder sonst einer Person, die als >Magd der Göttin< bezeichnet werden könnte, begleitet worden wäre, davon konnte er uns nichts erzählen. So standen wir wieder einmal ratlos herum. Von Weißentraut bot noch an, sich bei seinen ehemaligen Lehrmeistern der Akademie >Schwert und Schild<, die auf einer alten Wasserburg einige Meilen vor der Stadt untergebracht war, zu erkundigen, ob jene vielleicht etwas über eine »älteste Magd der Göttin< wüssten. Diesmal aber folgten wir seinem Vorschlag nicht, da uns eine solche Exkursion vorerst zu mühsam erschien. Zudem glaubte niemand von uns daran, dass die Leiter der Kriegerakademie mehr wüssten als die Geweihten des Rondratempels. Stattdessen wollten wir zunächst versuchen, die gräfliche Bibliothek aufzusuchen, um dort nach Büchern über Baliho und die Göttin Rondra zu suchen. Gesagt, getan.

Zu unserem Glück befand sich auch die Bibliothek in der Grafenstadt, der große, alte Backsteinbau war selbst für uns als Ortsfremde leicht zu finden. Nachdem wir den zwei Bibliothekaren erklärt hatten, dass wir im Auftrag des Vogts von Dornensee unterwegs waren und von Weißentraut sich sogar als Edler zu erkennen gab, gewährten diese uns bereitwillig, ja gar freudig Einlass und führten uns sogar persönlich durch die mit Büchern voll gestopften Regalreihen. Ich war ein wenig enttäuscht, hatte die gräfliche Büchersammlung doch nicht einmal annähernd das Ausmaß der Bibliothek des Vinsalter Hesinde Tempels, auch befassten sich die Bücher hier, soweit ich dies auf den ersten Blick erkennen konnte, beinahe ausschließlich mit dem Herzogtum Weiden, seinen Wappen und seiner Geschichte sowie mit Ackerbau und Viehzucht, daneben waren noch einige wenige Werke aus dem Bereich der Kriegs-

künde, die so illustre Namen wie >Das große Strategicum< oder >Reiterei und Ritter< trugen, zu finden. Andererseits war natürlich auch hier wieder zu bedenken, dass das ganze Land Weiden wesentlich wilder und urtümlicher war als das Horasreich, und daher auch eine solche, für meine Augen eher bescheidene, Bibliothek eine äußerst kostbare Sammlung darstellen musste. Wir entschlossen uns, den Bibliothekaren das Rätsel von der »ältesten Magd der Löwin< zu offenbaren, doch eine Antwort wusste auch von diesen keiner. Allerdings gaben sie zu bedenken, dass die Löwin vielleicht gar nicht die Herrin Rondra selbst meinte; der Löwe sei schließlich auch als Wappen ein gerne verwendetes Zeichen, selbst das Haus der Weidenschen Herzogin trage das Löwenhaupt nicht nur im Namen, sondern auch auf dem Schild, desgleichen das Haus Ehrenstein. Nachdem wir einen längeren Vortrag über die Feinheiten der Heraldik hatten über uns ergehen lassen, beschlossen Silvana und ich - als diejenigen, die am sichersten und schnellsten auch alte Schriften lesen konnten -, die Bücher auf der Suche nach hilfreichen Hinweisen selbst durchzusehen, statt weitere Hilfe der Bibliothekare in Anspruch zu nehmen. Einige Stunden des Brütens über mächtigen Folianten, immer wieder unterbrochen von einem der Bibliothekare, der irgendwelche höchstens für echte Weidener interessante Geschichten über eine der zahlreichen kleineren Weidener Adelsfamilien von sich gab, brachten uns jedoch in unserer Suche keinen Schritt weiter. Allerdings, so merkwürdig das ist, einige der Werke, die ich an jenem Tag durchstöberte, sind mir bis heute im Gedächtnis geblieben. So kenne ich zum Beispiel seither die gesamte Lebensgeschichte der Walla von Weidenau ... gut, nicht unbedingt ein Wissen, das man häufig benötigt, aber dennoch war die Suche also nicht völlig überflüssig.

Da es irgendwann auch schon zu dunkeln begann und es die Bibliothekare trotz ihrer Begeisterung darüber, endlich einmal einer ganzen Gruppe von Besuchern all ihr

Wissen darlegen zu können, danach drängte, sich zu Ruhe zu begeben, verließen wir, enttäuscht und erschöpft, die Bibliothek. Mit hängenden Köpfen trotteten wir zurück zur Stadtmauer, wo die Gaststätte *Kaiserstolz und Orkentod*, die die zwei Alten aus der Bibliothek uns auf unsere Frage hin empfohlen hatten, zu finden war. Tatsächlich war das Essen in der gemütlich ausgestatteten Schänke gut, wenngleich etwas fettig, die Bierhumpen gut gefüllt, die Wirtin freundlich, die Zimmer billig und die Betten weich, sodass ich rasch in einen tiefen und traumlosen Schlaf fiel. Vielleicht würde sich ja morgen eine Antwort finden.

Am nächsten Morgen waren wir leider noch genauso ratlos wie am Vorabend. Wir frühstückten in der Gaststätte und beratschlagten dabei über unser weiteres Vorgehen, wobei sich jedoch rasch herausstellte, dass keiner von uns auch nur eine ansatzweise gute Idee hatte, wo wir mit unserer Suche fortfahren sollten. Vielleicht war es schon ein Irrtum gewesen, überhaupt nach Baliho zu reisen? Hatten wir etwa schon das erste Rätsel falsch gedeutet? Oder hätten wir vielleicht wenigstens dem Rodenstein einen Besuch abstatten sollen, um dort Erkundigungen dazu einzuziehen, wer mit der »ältesten Magd der Göttin« in Baliho gemeint sein könnte? Silvana und von Weißentraut waren beide besonders gereizt und verärgert über unsere mangelnden Fortschritte, doch auch Tsaja und ich konnte wohl eine gewisse Irritation nicht leugnen. Als es bald so aussah, als würden wir uns noch über die Frage, welche der Äußerungen die sinnloseste sei - von Weißentrauts Ansinnen, den Burggrafen von Baliho aufzusuchen und zu befragen, Silvanas Vorschlag, der weit entfernten Magierakademie in Donnerbach einen Besuch abzustatten und die dortige Bibliothek für weitere Recherchen zu nutzen, Tsajas Rat, die Suche aufzugeben oder mein Eingeständnis, schlicht ratlos zu sein - heillos zerstreiten, beschlossen wir in unserer Verzweiflung, einfach die gesamte Stadt noch einmal

danach zu durchkämmen, ob uns irgendetwas auffiele, das zur Lösung des Rätsels beitragen würde. Unsere Pferde ließen wir im Stall der Gaststätte zurück. Obwohl das Reiten bei dem Schlamm der Straße die beste Fortbewegungsmethode war, erschien es uns wenig sinnvoll, jedes Mal jemanden zur Bewachung der Tiere zurücklassen zu müssen, wenn wir ein Haus betreten wollten. So schlenderten wir also zunächst durch die Grafenstadt, bestaunten den prächtigen, von einer goldenen Kuppel gekrönten Praios-tempel - den wir aber trotz seiner unbestreitbar eindrucksvollen Architektur doch nicht betraten, da keiner von uns sich dem Götterfürsten besonders nahe fühlte -, begutachteten die Stände der Marketender mit ihrem Balihoer Bräubier und die große Markthalle und bewunderten aus der Ferne die auf einer Insel im Fluss jenseits der Stadtmauern gelegene Burg des Grafen.

Nachdem wir bis Mittag die gesamte Grafenstadt durchforstet hatten, aber außer Wirtsstuben, Handwerkern und ähnlichem nichts Interessantes gefunden hatten, entschieden wir uns jedoch, erneut unser Glück in der Südstadt zu versuchen. Hier war die Fortbewegung natürlich wieder wesentlich schwieriger, es gelang uns aber mit etwas Mühe, wenigstens dem ärgsten Schlamm auszuweichen, indem wir über die als Fußweg dienenden Holzstege balancierten. Plötzlich jedoch, wir schritten gerade an einer eher schäbigen Taverne vorbei, wurde die Tür neben mir auf gerissen und sogleich torkelte ein in teure, reich verzierte Seidenkleider gehüllter und mit prächtigem Goldschmuck behängter, schlanker Mann mit einem spitzen Kinnbart heraus, prallte mit der linken Schulter gegen mich, ehe ich noch ausweichen konnte, und fiel mit einer halben Drehung in den Schlamm der Straße, wo er kichernd auf dem Rücken liegen blieb. Ich hatte die Balance kaum wiedergefunden, da erklang ein Donnern, als würde Rondra jeden Augenblick die Pforten Alverans aufreißen und einen ihrer gefürchteten Rondrikane über das Land jagen. Doch

dann fiel mir auf, dass zugleich mit dem Donnern auch der Boden leicht zu beben begonnen hatte, im gleichen Moment schrie auch schon Silvana auf: »Zur Seite!«.

Als ich den Blick hob, sah ich die Rinderherde, die mit rasender Geschwindigkeit auf mich zustürmte, während der Schlamm der Straße unter ihren Hufen aufspritzte. Ich packte die ausgestreckte Hand des im Schlamm liegenden Gecken und zerrte mit aller Kraft daran, während ich zurück auf den hölzernen Steg sprang, von dem mich der Mann heruntergerissen hatte. Tatsächlich gelang es mir, den immer noch glucksenden Narren emporzureißen ... dennoch hätte es nicht genügt, wäre nicht das vorderste Rindvieh plötzlich mit einem lauten, gequälten Muhen zuerst mit den Vorderhufen eingeknickt und dann endgültig in den Schlamm gesackt, wobei ein Pfeil, der in seinem Hals steckte, sichtbar wurde. Der Rest der Herde preschte, angetrieben von einigen johlenden Hirten, harmlos an uns vorbei, wobei wir allerdings immer noch mit unzähligen Schlammspritzern bedeckt wurden.

Ich hatte mich gerade zu Tsaja, die immer noch mit gezücktem Bogen und angespannter Körperhaltung auf dem Steg stand, umgewendet, als hinter mir eine wütende Stimme erklang: »He, das Kindchen da hinten hat eine unserer Warunker getötet! Dafür wird sie bezahlen.«

Erneut fuhr ich herum, um den Sprecher in Augenschein zu nehmen. Während zwei Hirten der Herde gefolgt waren, hatten drei andere der wilden Kerle ihre Pferde vor uns angehalten, sodass diese nun nervös hin und her tänzelten, während die Reiter ihre Peitschen hoch erhoben hatten. Sofort stellte sich von Weißentraut, die Hand griffbereit an seinem Streithammer, schützend vor Silvana. Tsaja hatte bereits einen neuen Pfeil in ihren Bogen eingelegt, und auch ich langte unwillkürlich nach dem Griff meines Schwertes. Der fremde Geck dagegen lehnte noch immer kichernd und lallend an der Wand des Hauses zu meiner Linken, wo er nach seiner Rettung erneut auf den

Boden gesackt war. Der Wortführer der Hirten, ein kräftiger, unrasierter Mann mit einer auffallend knollenförmigen Nase spuckte vor meine Füße und schnarrte: »Wir sehen es hier gar nicht gerne, wenn jemand unser Vieh mordet. Und schon gar nicht, wenn es sich um irgendwelche Fremden aus dem Süden handelt. Wir mögen nämlich keine Fremden. Richtig, Rik?«

»Richtig, Torb«, beeilte sich einer seiner Begleiter zu antworten. »Ich denke, wir werden den hohen Damen und Herren mal den Tanz an der Eiche beibringen, was, Rik?«

Von Weißen traut unterbrach die beiden: »Ich heiße Haduwulf Bernfried von Weißentraut. Wenn Ihr einen meiner Begleiter zum Kampfe fordert, so fordert ihr auch mich!«, rief er, wieder einmal ein wenig zu viel Pathos in seine Worte legend - ich nahm mir vor, bei Gelegenheit einmal über dieses Thema mit ihm zu reden -, wobei er seinen Hammer mit beiden Hände packte und langsam kreisen ließ. Hinter ihm sah ich, dass Silvana angespannt die Situation beobachtete und dabei merkwürdige Gesten mit ihrem Stab vollführte und fragte mich nicht zum ersten Mal, welche Art von Zauberei sie eigentlich beherrschte. Der erste Reiter lachte jedoch als Entgegnung auf von Weißentrauts Worte höhnisch auf und schwenkte seine Lederpeitsche, wenngleich ich eine Spur Besorgnis über seine Züge huschen sah.

»Jungs, seht her, die Hofschranze hat ein Stöckchen! Was sagt ihr, sollen wir sie hier direkt totprügeln oder sie doch erst zur Eiche schleifen?«

»Versucht's nur! Aber ihr werdet euch eine blutige Nase holen!«

Ich registrierte einigermaßen befremdet, dass von Weißentraut von dem übertriebenen Pathos nun in eine ebenso wenig zu ihm passenden Gossen-Redeweise zu fallen schien - ich fragte mich, ob die Manieren dieser Hirten auf ihn abfärbten oder ob er einfach zu viele Imman-Berichte in aventurischen Gazetten gelesen hatte.

»Nun, ich denke, wir sollten das gütlich regeln können. Wenn es alleine um den Schaden eines toten Rindes geht«, bemühte ich mich, eine weitere Eskalation zu verhindern.

Der Sprecher der Reiter entgegnete jedoch nur zornig: »Es geht hier nicht um den Preis eines Rindes, es geht hier um Fremde, die Weidener Vieh morden!«

»Ay, prülwirsezubon,jo!«, stimmte der Hirte, der bisher geschwiegen hatte, in kaum verständlichem Genuschel zu.

»Was geht hier vor?«, schallte in diesem Augenblick eine kraftvolle Stimme über die Straße.

»Dämmt, derstavo«, knurrte der nuschelnde Hirte und wendete sich langsam dem Neuankömmling zu, die anderen Hirten dagegen drehten sich sofort, fast reflexartig um und rissen nach kurzem Zögern ihre Hüte vom Kopf die sie in ehrerbietiger Geste an ihren Brustkorb pressten. Nachdem der Wortführer dem Nuschler den Ellenbogen heftig in die Rippen gestoßen hatte, zog auch dieser den Hut ab.

»Euer Hochwohlgeboren, wir haben hier einige Verbrecher gestellt, die auf offener Straße unsere Herde angegriffen haben!«, erklärte der Anführer der Hirten.

»Das ist lächerlich!«, fuhr Tsaja auf. »Das Vieh hätte den Mann da«, sie wies mit der Pfeilspitze auf den Gecken, der selig lächelnd an der Hauswand zu Boden gesunken war - glatt zertrampelt, wenn ich es nicht erschossen hätte.«

»Seht, sie gesteht, das arme Tier getötet zu haben!«, triumphierte der Viehtreiber.

»Stimmt das?« Mittlerweile war der Sprecher, ein kräftiger Mann mit dichtem, schwarzem Vollbart, hoch zu Ross auf einem stolzen Apfelschimmel an der Spitze einer Gruppe von zehn Stadtsoldaten, die mit ihren Kürassen, schweren Topfhelmen und glänzenden Säbeln ebenfalls ausgesprochen kampfestüchtig wirkten, in unser Blickfeld geritten.

Von Weißentraut nickte trotzig und erklärte: »Ja, wir haben das Tier getötet. Aber ...«

»Nehmt sie fest. Alle.«

Die Soldaten umringten uns und die Hirten.

Ich tauschte einen kurzen Blick mit meinen Begleitern, ruckte dann die Achseln und händigte den Wachen mein Schwert aus. Auch die Übrigen gaben angesichts der Ausichtslosigkeit eines Kampfes gegen eine solche Übermacht ihre Waffen ab, wobei von Weißentraut zu meiner Erleichterung auch auf jegliche >heldenhafte< Geste wie ein Knurren oder wenigstens ein Blecken seiner Zähne verzichtete. Die Gardisten führten uns ohne Verzögerung auf den Marktplatz und von dort in das Stadtgericht, eines der wenigen steinernen Gebäude der Südstadt. Dort wurden die Hirten in eine Zelle gesperrt, wir mitsamt dem friedlichen seinen Rausch ausschlafenden Gecken - zwei der *'»'achsoldaten hatten ihn durch den Schlamm hierher schleifen müssen, ohne dass er aufgewacht wäre - in eine andere. Auf von Weißentrauts lautstarken Protest und das ic^ns0 deutliche Fluchen der Hirten erklärte uns der Kerkermeister, dass wir erst am morgigen Tage mit unserer •Gerichtsverhandlung< rechnen sollten. Und so blieb uns -jchts anderes übrig, als abzuwarten. Keinem von uns war r^ch längeren Gesprächen zu Mute, wir machten uns wohl üLe Sorgen darüber, was uns bei dieser Verhandlung er-*r=rten mochte. Der Fremde dagegen schlief derart tief, lass an eine Unterhaltung mit ihm ohnehin nicht zu denken war. Aus der anderen Zelle waren noch eine Weile Verwünschungen zu hören, wie sie selbst der ärgste Kesselflicker nicht hätte phantasievoller hervorbringen können, dann wurde es auch dort still.

Das Strafgericht von Baliho

Dennoch lag ich noch lange wach, was nicht allein der kalten Pritsche, die mir als Bettstatt diente, zu verdanken war, sondern auch der Besorgnis vor dem morgigen Tag. Dies konnte mein großer Moment in diesem Abenteuer sein - mit Gesetzen und Gerichten kannte ich mich besser aus als meine Begleiter, so viel war sicher. Und doch ... wie mochte wohl eine Gerichtsverhandlung hier im finsternen Weiden aussehen? In einer derart wilden Gegend hätte ich eigentlich eher ein Schiedsverfahren erwartet, bei dem sich zwei Parteien gleichberechtigt gegenüberstanden und der adlige Richter nur für eine der beiden Seiten entscheiden musste. Da aber nicht nur wir, sondern auch die Hirten selbst festgenommen worden waren, es also für keinen von uns die Möglichkeit gab, eigene Zeugen oder andere Beweise beizubringen, musste es sich wohl um einen modernem Inquisitionsprozess handeln. Doch wenn bereits morgen der Prozess stattfinden sollte, wie sollte dann irgendwer, sei es auch ein gräflicher Ankläger, irgendwelche Beweise rechtzeitig finden und auswerten? Wieso wurde keiner von uns vor der Verhandlung gründlich über der Hergang des Geschehens befragt? Eigentlich ließ all das nur den Schluss zu, dass wir nicht gerade mit einer praisgefälligen Verhandlung rechnen konnten und insofern auch all mein angelerntes Wissen nicht annähernd so nützlich sein würde, wie ich mir dies erhoffen mochte. Unruhig wälzte ich mich mit diesen Gedanken im Kopf eine Weile herum, grübelte über denkbare Verteidigungsstrategien und lauschte dem gleichmäßigen Atem Tsajas *unz* Silvanas beziehungsweise von Weißentrauts dröhnender Schnarchen. Durch das vergitterte Fenster fiel bleich dir

Madalicht ins Zimmer, nur manchmal verdunkelt von vorbeiziehenden Wolken. Irgendwann gab ich den Versuch zu schlafen auf, erhob mich und starrte eine Weile auf den Marktplatz, der nun völlig verlassen und still dalag, und die uralte Eiche, deren Äste schon fast völlig kahl waren. Die Leiche war bereits entfernt worden, den Galgenstrick hatte man aber hängen lassen. Er schaukelte langsam im Winde hin und her. Mich fröstelte bei diesem Anblick. Seltensam, dass man eine alte Steineiche, den heiligen Baum der Göttin des Krieges, für eine solch unehrenhafte und grausame Tötungsmethode entweiht hatte. Ich hatte den Gedankengang noch nicht beendet, als es mich siedend heiß durchfuhr: Natürlich! Die Steineiche war der Göttin Rondra heilig! Und diese Eiche sollte mehr als tausend Jahre alt sein, glaubte man den Geschichten. Die älteste Magd der Löwin in Baliho eben! Erneut starrte ich aus dem Fenster, um den Baum nun, mit meiner neu gewonnenen Erkenntnis, gründlicher in Augenschein zu nehmen. Wie ging der Rätselspruch doch gleich weiter? >Sie weist den Weg mit ihrem Arm, der schon so viele Leben genommen hat?< Das konnte sich eigentlich nur auf den Ast beziehen, der vom Henker für die Hinrichtungen genutzt wurde. Und tatsächlich, der Ast, an dem der Galgen angebracht war, ragte weit auf den Marktplatz hinaus, von mir aus gesehen nach links, fast, als wolle er den Weg weisen. Gleich morgen musste ich Tsaja befragen, welche Himmelsrichtung das war. Die Waldläuferin könnte mir sicherlich weitere Auskunft geben, und mit einem weiteren Blick auf Silvanas Karte sollte es uns dann möglich sein, unser neues Ziel zu erraten. Zunächst aber sollte ich zumindest versuchen, die Nachtruhe ebenfalls zu einem kurzen Schlaf zu nutzen. Es mochte sein, dass ich morgen im Gerichtssaal mit einem offenen Kopf die Dinge doch noch zu unseren Gunsten

- enden konnte, erinnerte ich mich an unsere derzeitige Lage. Trotzdem dauerte es eine ganze Weile, ehe mir endlich die Augen zufielen und ich in einen tiefen Schlaf fiel,

mit Träumen, die von sprechenden Bäumen und fliegenden Rinderhorden bevölkert waren.

Geweckt wurden wir alle durch das Klappern schwerer Stiefel auf den kalten, harten Steinen. Dann klirrte ein Schlüssel im Schloss, und mit einem Quietschen wurde die metallische Zellentüre aufgeschoben. »So, Galgenvögel, Zeit, Euch Euer Urteil abzuholen.«

Wir bemühten uns noch, uns den Schlaf aus den Augen zu reiben, als die Wachen uns schon in den großen Gerichtssaal zerrten und stießen, wo der bärtige Ritter, der uns am gestrigen Tage hatte arretieren lassen, nun in eine rote Robe gehüllt hinter einem schweren Pult hockte.

»Der Stadtvogt Angrist von Baliho«, tönte die Stimme des uns voranschreitenden Soldaten. Ohne sein Pferd und die Rüstung wirkte der Vogt nicht mehr annähernd so imposant wie am vorigen Tag; ein wenig rundlich sah er aus, sein schwarzer Vollbart war etwas zu sehr gepflegt für einen Weidener Ritter, auch fiel mir nun erst auf, dass seine Augen tückisch zu funkeln schienen. Ein einzelner Zuschauer hatte im Saal Platz genommen, ein dicker Mann mit kleinen Schweinsäuglein in teurer, aber wetterfester Lederkleidung und mit einem breitrempigen Hut von der selben Machart, wie ihn auch die Hirten hier zu tragen pflegten. Auffällig war, dass der Vogt den Mann ähnlich misstrauisch beäugte wie uns, die wir als Straftäter vor ihm standen.

»Rinderbaron«, flüsterte von Weißentraut grimmig, während die Soldaten uns an dem Mann vorbei in das Zentrum der großen Halle führten. Dieser etwas schäbige, unsympathische Mann sollte also einer jener berühmten Weidener Großbauern sein, die aufgrund ihres gewaltigen Reichtums - insbesondere an Vieh, häufig aber auch durchaus an Bargeld - in ganz Aventurien als Rinderbarone bekannt waren? Irgendwie schien mir diese Einsicht etwas enttäuschend - ich hatte mir immer zwar ungehobelte und wilde, aber auf ihre Art zumindest mutige und ehrenhafte Män-

ner und Frauen vorgestellt, die selbst noch mit ihren Herden durch die Lande zogen und zur Not auch die Waffen gegen einen wilden orkischen Viehräuber erhoben. Dieser Kerl hier sah dagegen nicht anders aus als ein beliebiger wenig erfolgreicher, aber bauernschlauer Vinsalter Klein-kaufmann. Doch egal, nun war nicht die Zeit, sich über das Publikum Gedanken zu machen - schon wurden die Hirten in den Saal geführt. Zu meiner Überraschung wurden sie von den Wachen allerdings nicht in die Mitte des Saals, sondern vielmehr zu jener Bank auf der linken Seite des Richters geleitet, auf der auch der Rinderbaron seinen Platz hatte.

Mit gelangweilter Stimme fragte der Stadtvogt unsere Personalien ab. Bei von Weißentrauts Namen schnalzte er knapp mit der Zunge und murmelte »Ein Edler, so so«, sonst zeigte er jedoch keine Reaktion, bis er endlich zu dem fremden Gecken gelangte. »Don Pedresco Salmoranes, Kaufmann aus Al'Anfa«, presste der mühsam hervor, wobei er die rechte Hand gegen den Stirn presste und den Ellenbogen schwer auf den Tisch vor sich aufstützte. Der Richter starrte ihn für einen Moment erbost an, dann jedoch glitten seine Augen über die trotz des Schlamms der Gosse noch erkennbar teuren Kleidungsstücke des Kaufmanns, und er gierig Leuchten trat in seine Augen.

Der Vogt verzichtete völlig auf eine Feststellung der Personalien der Hirten und fuhr fort. »Der wohlangesehene Kaufmann und Viehzüchter Borslar Fergenbruch«, er sah eifrig mit einem missmutigen Blick zu dem dicken Händler über, »hat diese Männer und Frauen beschuldigt, mutwillig eine seiner besten Milchkühe getötet zu haben und auch als Zeugen benannt. Könnt ihr die Vorwürfe bestätigen?«, sprach er die Hirten an.

*Ja, Euer Höchstwohlgeboren, also wir haben da also für den Herren die Herde aus der Stadt treiben wollen, da sendeten plötzlich die da, also die Fremden da, am Straßenrand, und die da hat dann den Bogen genommen und

eine Kuh mit ihrem Pfeil erschossen, nicht«, erklärte der Wortführer der Hirten, der in dieser für ihn fremden Umgebung merklich eingeschüchtert war.

»Soso. Nun, Ihr habt gehört, was Euch zur Last geleg wird. Was habt Ihr zu Eurer Verteidigung vorzubringen?«

Nun waren also wir an der Reihe. Ehe ich ihn aufhalten konnte, ergriff von Weißentraut das Wort. »Bei meiner Ehre! Wir haben das Tier nur getötet, weil die Schurker ihre Herde auf uns gehetzt haben.«

»Aha. Die Übeltäter sind also geständig und räumen die Schandtät in vollem Umfang ein. Ich verurteile euch hiermit zu einer Zahlung von ...« Er blickte uns abschätzend an, wobei sein Blick wieder für längere Zeit auf der Kleidung Don Salmoranes ruhte. Spätestens jetzt war klar, dass die gesamte Verhandlung von vorneherein ein abgekartetes Spiel war, es ging dem Stadtvogt offenkundig darum, einen möglichst hohen Gewinn aus dieser Sache zu schlagen. Gesetze zu zitieren würde uns hier also nicht helfen. Doch genau dies mochte unsere Chance sein ~ wenn es mir gelang, ihm eine noch fettere Beute zu servieren, mochten wir möglicherweise mit einer geringeren Geldstrafe davonkommen.

»Euer Ehren, ich erbitte das Recht, zu Eurer Wandlung auf den Spuren des Greifen mit einigen Worten beizutreten.«

Der Vogt legte seine Stirn angesichts meiner Wortmeldung in tiefe Falten, gab mir dann aber das Zeichen zu sprechen.

»Euer Ehren, es stimmt, wir sind eines Verbrechens schuldig, und wir bereuen unsere Tat.«

Meine Begleiter starrten mich ungläubig an, der Vorgrinste nunmehr breit.

»Doch begingen wir unseren Gesetzesbruch gerechtfertigt. Jawohl, ich sagte gerechtfertigt. Nur durch das rasere Eingreifen unserer Schützin war das Leben des Herrn Don Salmoranes überhaupt zu retten; hätte sie nicht der

von ihrer Sehne schnellen lassen, so wäre sein Schädel in den Hufen der Rinder gespalten, seine Knochen gemacht worden.« Erneut verzogen sich die Mundwinkel

Vogts nach unten; ich sprach rasch weiter, ehe er mir *za** Wort entziehen und mich darauf hinweisen würde,

es so etwas wie »gerechtfertigte Verbrechern nicht zoen könne - und vor allem, dass schuldige Rinder keine rncien zahlen konnten: »Nun kann man dem Rindvieh den Vorwurf daraus machen, dass es den am Boden liegenden Menschen nicht achtete. Doch nicht aus freien Stücken

liefen jene Rinder durch die Straßen Balihos, wissen doch alle vom gemeinen Vieh, dass es am liebsten still rossend auf einer Weide oder an seinem Troge steht. Die «e minder jedoch stürmten, völlig wider ihre Natur, die Strafe entlang, angetrieben vom Geschrei und Gejohle der ~en.«

I^{er} Vogte begann bereits, mit den Fingerspitzen auf dem zu trommeln. Verständlich, denn natürlich wäre auch den Hirten nichts zu holen. Ich fuhr also rasch fort,

ardig befürchtend, ich müsse mich jeden Moment verssoeln: »Dementsprechend sind also jene Hirten gleichermaßen verantwortlich für den Rechtsbruch, der hier geoghen ist!«

öeid Euch versichert, dass ich sie selbst angemessen zss*rafen werde. Jetzt steht ihr vor Gericht, nicht sie!«, -eidete sich der dicke Rinderbaron lauthals zu Wort, was m eine scharfe Rüge des Vogts eintrug: »Ihr redet erst,

• er,n das Gericht an Euch das Wort richtet, sonst lasse ich Euch des Saals verweisen! Und Ihr, Angeklagter, wenn Ihr -r«ras Relevantes zu sagen habt, dann sagt es jetzt und ■^rschwendet nicht die wertvolle Zeit dieses Gerichts! Die ftsrafung armer Hirten, die ihren Herren enttäuscht hasser, ist nicht Zweck dieses Prozesses!«

• N'un, es sind gerade nicht alleine die Hirten, die die Verantwortung tragen. Euer Ehren kennt ja sicherlich die nieicrgeschriebenen Gespräche Rohais des Weisen zum Ius

Concordia. Und die dortige Entscheidung des Streits zwischen Gutsherr und Goldschmied muss auch hier zu einer Einstandspflicht nicht der Hirten, sondern ihres Besitzers führen!«

Der Rinderbaron war während meiner Worte tiefrot angelaufen und sprang nun endlich von seiner Bank auf: »Das ist unerhört! Diese Fremden haben mein Vieh gemordet, und nun wagen sie es noch, mich auf die Anklagebank zu zerren! Bezahlen müssen diese Verbrecher!«

»Noch ein Wort, und Ihr werdet wegen ungebührlichen Benehmens verurteilt!«, donnerte der Vogt ihn an.

Zögernd, aber merklich eingeschüchtert, nahm Rotgesicht wieder Platz.

»Mir ist jene Aussage Rohais sehr wohl geläufig, doch erläutert sie auch dem Publikum«, wandte sich der Vogt wieder an mich, mit einem Kopfnicken zum Rinderbaron-

Ich hatte mich gut genug im Griff, um ein Aufjubeln ob dieses ersten Teilsiegs zu vermeiden. Offenkundig wäre der Vogt gerne bereit, dem aufsässigen Rinderbaron wenigstens einen Teil der Strafe aufzuerlegen, wenn ich ihm nur einen einigermaßen plausiblen Grund bot. Also fuhr ich fort: »Nun, der Fall verlief wie folgt: Der Gutsherr hatten den Goldschmied gebeten, ihm ein Paar goldene Ringe nach genauer Anweisung zu schmieden. Der Goldschmied willigte in die Tat ein, forderte aber den Gutsherrn auf, ihm zunächst die erforderlichen Kohlen zu beschaffen. Der Gutsherr schickte also einen seiner Leibeigenen nach Kohlen in den Wald. Der Leibeigene ging hin, fällte einen Baum, zündete ihn an und stellte so Köhler her, die er entsprechend dem Befehl seines Herren zur Haus des Goldschmieds trug. Der Goldschmied, in der Annahme, die Kohlen seien gut ausgelöscht worden, befahl, die Kohlen an der Hauswand abzulagern, wo er seine Kohlen immer zu lagern pflegte. Da die Kohlen aber aus Nachlässigkeit des Leibeigenen nicht gut ausgelöscht *~ren, begannen sie wieder zu glühen, und das ganze Haus

wurde durch das Feuer vernichtet. Die Frage war, ob der Gutsherr nun dieses Haus zu ersetzen habe. Und Rohal erklärte, dass der Gutsherr in jedem Fall zu zahlen habe: Entweder, er habe den Leibeigenen von vorneherein nicht gut ausgesucht, sondern einen unfähigen Diener geschickt. Dann habe er selbst nach den Regeln der Ius Concordia wegen eigenen Verschuldens - nämlich eben bei der Auswahl seines Bediensteten - für den Schaden einzustehen. Oder aber er habe den Leibeigenen ordnungsgemäß ausgesucht und dieser habe zum ersten Mal nachlässig geründelt. Dann hafte er aber schon nach dem älteren Recht wegen des Verschuldens seines Leibeigenen, das ihm als dem Herren zuzurechnen sei, wenn er sich nicht durch Preisgabe des schadensstiftenden Leibeigenen befreie. Und so ist der Fall auch hier: Da ein Verschulden der Hirten ursächlich für den Tod des Viehs war, muss auch der Herr der Hirten einstehen für den entstandenen Schaden, in diesem Falle für seinen eigenen ... und, um das noch kurz zu ergänzen, der Schaden besteht keineswegs nur in einem irten Tier, nein, vielmehr wurde auch die Kleidung dieses Mannes«, ich deutete auf den Al'Anfaner, »beschädigt so- *~ie, was noch wesentlich schwerer wiegt, die Ordnung dieser Stadt aufs Empfindlichste verletzt. Wenn, wie oben largelegt, der Herr Fergenbruch verantwortlich für das Durchgehen der Herde war, so hat er damit de facto einen rca dtfriedensbruch begangen.«

Ich bemerkte langsam, dass ich in meiner Argumentation trwas zu übermütig zu werden begann; immerhin dürfte ch dem Rinderbaron nicht die Chance geben, die Fehler r meiner Rede aufzudecken, die der Vogt mit Sicherheit rereits gesehen hatte, aber möglicherweise zu ignorieren r>freit war, solange sie nicht offen zur Sprache kamen, ^gespannt hielt ich also inne und starrte auf unseren Achter.

Der Vogt strich mit der rechten Hand über seinen Bart, *Ihrend seine Augen amüsiert funkelten und erklärte

dann: »Ihr hat wohl gesprochen. Es ist richtig, dass die Schuld zu gleichen Teilen bei dem Angeklagten Salmoranes liegt, der sich mitten auf die Straße warf, als auch bei dem Herren Borslar Fergenbruch, dessen Hirten die Gesetze der Stadt ebenfalls gebrochen haben. Ich verurteilte daher beide zu einer Strafe von je 50 goldenen Dukaten; dazu trägt der Herr Fergenbruch noch die Kosten dieses Gerichts, da er es angerufen hat in der Absicht, über seine eigene Verantwortlichkeit zu täuschen.

»Aber... aber ihr könnt mich doch nicht bestrafen... Auch die Ganwitz treibt schließlich ihre Herden einfach durch die Stadt.« Der Rinderbaron wimmerte nun nahezu.

»Wollt Ihr nun etwa auch der braven Frau Ganwitz vorwerfen, Straftaten begangen zu haben? Ihr scheint eine ungute Neigung zu haben, andere zu beschuldigen.« Die Stimme des Vogts war bei dieser Antwort merklich leiser fast lauernd geworden.

Selbst der offenbar etwas tumbe Rinderbaron schien zu merken, dass er sich auf dünnes Eis begeben hatte und nun Vorsicht geboten war. »Nein ... ich ... natürlich nicht.. aber diese Fremden ...«

»Zahlt Ihr Eure Strafe, oder muss ich Euch einsperrern lassen?«, fauchte der Vogt ihn an.

Zugleich wütend und eingeschüchtert schoss der Rinderbaron in die Höhe, riss sich dabei den Hut vom Kopf - wobei er eine vor Schweiß glänzende Glatze enthüllte - drehte ihn in der Hand, öffnete den Mund, als wollte er etwas sagen, blieb dabei jedoch stumm wie ein Fisch, knallte den Hut nach einigen erfolglosen Versuchen, Worte aus seiner Kehle zu pressen, wieder auf seinen kahlen Kopf und stürmte nach vorne, wo er einen laut klimpernder Beutel voller Münzen auf den Richtertisch warf, ehe er gefolgt von seinen Männern, aus dem Saal stob. Nachdem die Wachen die Türe hinter ihm zugestoßen hatten, hörte man noch, wie er draußen im Tone höchster Wut auf seine Hirten einbrüllte.

Der Al'Anfaner dagegen schien die Strafe nicht sonderlich ernst zu nehmen, gemächlich schritt er auf den Vogt zu und zückte einen schweren Geldbeutel, der auch nach der Entnahme der 50 Dukaten noch munter klimperte.

Dem Vogt war anzusehen, dass er bereits bereute, die Strafe nicht höher angesetzt zu haben, dennoch beendete er die Verhandlung, nachdem die verlangte Summe gezahlt worden war, verabschiedete sich mit einem knappen »Und wandert in Zukunft stets nur in den Pfaden der Zwölfe« und erlaubte uns dann, das Gericht zu verlassen.

Damit traten wir endlich wieder auf den Balihöer Marktplatz mit der großen, alten Eiche hinaus. Nach dem düsteren Gerichtssaal war es angenehm, wieder auf dem breiten, jeeren Platz zu stehen.

Tsaja fiel mir jubelnd um den Hals: »Ihr habt es geschafft! Ich weiß nicht genau, was die Geschichte, die ihr da erzählt r^bt, überhaupt mit den Rindern zu tun hatte, aber ihr habt es tatsächlich geschafft! Wir sind nicht bestraft worden!«

Auch von Weißentraut klopfte mir aufmunternd auf die Schulter: »Der Alrik hat es ihnen gezeigt! An Euch ist ein J-echtsgelahrter verloren gegangen. Oder wenigstens ein Pnexgeweihter!«, grinste er.

Um meine Freude über dieses Lob meiner Begleiter nicht rj deutlich zu zeigen, konzentrierte ich mich mehr auf diese erneute alberne Anrede. »Hört mal, ich bin ja auch roh, aber mich als *den Alrik* zu bezeichnen, so als sei *Alrik* dein Name, sondern ein Beruf, das klingt ziemlich unschön«, moserte ich.

•Ja, aber dafür hat der Alrik mit Sicherheit einen Rinderaron mit seinen Vollstreckern sehr zornig gemacht, ich weiß nicht, ob das ein guter Tausch war«, warf Silvana, mich völlig ignorierend, düster ein.

Ich ärgerte mich darüber, dass sie mir zum einen nicht zuhörte und mir andererseits auch meinen ersten eigenen Triumph in diesem Abenteuer derart vermiesen musste.

In diesem Moment fiel mir jedoch meine Entdeckung vom vorigen Abend ein, und meine Laune hellte sich schlagartig wieder auf. Ich scharte also die anderen drei um mich und teilte ihnen mit, was ich über die Magd der Göttin herausgefunden hatte. Erstaunt betrachteten sie die Eiche, insbesondere den >Galgen-Ast<.

»Das würde heißen, wir müssen nach Nordosten«, flüsterte Tsaja nach kurzer Überlegung. »Vielleicht in den Sichelgebirgen?«,

Silvana, die unterdessen die Wegbeschreibung hervorgerufen hatte, äußerte: »Das würde passen. Das nächste Symbol ist eine Art schwarzes Oval, vielleicht eine Art Höhleneingang? Und da steht: Wo die Klinge der Göttin bis ins Herz Sumus schnitt und der Launische die Wunde schloss, wird der weitere Weg enthüllt.«

»Die Klinge der Göttin, nordöstlich von hier? Das meint die rote Sichel! Die Gelbe war die Klinge Ingerimms, die Schwarze die Klinge Kors, und Rondra hat die Rote Sichel im Kampf gegen das Scheusal des Dämonensultan geführt«, rief von Weißentraut aufgeregt aus.

»Und der Launische, das ist der Gott Efferd. Ein See in der Sichel?«

»Das müsste allerdings ein sehr tiefer See sein, wenn die Wunde bis ins Herz Sumus hineinragt«, ergänzte ich.

»Und das nächste Zeichen, das ist bereits der Stab selbst. Keine weiteren Verse, keine weiteren Rätsel!«, rief Silvana, die bereits wieder die Wegbeschreibung anstarrte, begeistert.

»Hm. Wenn wir wirklich in die Rote Sichel wollen, L>: der Zeitpunkt aber sehr ungünstig. Der Winter kommt bald, und in dieser Jahreszeit ins Gebirge zu reisen ist keine gute Idee«, warf Tsaja ein.

In diesem Moment war in unserem Rücken ein lautes Räuspern zu hören. Mit fiel gerade ein, dass wir völlig der Al'Anfaner vergessen hatten, der noch immer hinter uns stand, da erklang auch schon eine Stimme: »Entschuldigt

wenn ich Euch unterbreche, werte, höchstgeschätzte
Freunde. Aber ich habe mich noch gar nicht richtig bei Euch
gedankt. Ihr habt mir das Leben gerettet, und Ihr müsst
wissen, Don Salmoranes bezahlte seine Schulden immer.
-Iso, ich würde mich gerne dafür revanchieren.«

Gleichzeitig mit meinen Begleitern drehte ich mich zu
dem Kaufmann um und betrachtete ihn erstmals gründ-
lich. Noch immer trug er die nahezu vollständig mit
rittlerweile getrocknetem Schlamm beschmutzte Klei-
drrig, auch stank er nach abgestandenem Bier. Dennoch
hatte er aber unbestreitbar eine ungewöhnliche, von den
Menschen wohl als >animalisch< bezeichnete Ausstrahlung,
er selbst unrasiert, schmutzig und stinkend hatte er noch eine
erkennbar stärkere Wirkung auf Silvana und Tsaja, die bei
seinem Anblick unbewusst über ihr Haar strichen
zu lächeln begannen, als ich sie je haben würde. Wobei
zugeben muss, dass seine etwas eckigen Gesichtszüge,
die meergrünen Augen, der muskulöse Körper und seine
gelassenen, fließenden Bewegungen tatsächlich unwillkür-
lich das Bild einer wilden Dschungelkatze hervorriefen
und auch sein leicht rauchig klingender südländischer
Wahrsinn seinen Charme nicht unbedingt verringerte. Wäh-
rend ich noch misstrauisch überlegte, wie viel der Fremde
* : hl mit angehört hatte und welche Schlussfolgerungen
daraus ziehen würde, ergriff von Weißentraut schon
*~eder das Wort: »Oh, es gibt nichts zu danken. Unsere
^Trundin«, - ich registrierte überrascht, aber erfreut, dass
-r auch die »einfache Wildhüterin«, die Tsaja für ihn
zunächst gewesen war, nunmehr als Freundin bezeichne-
= - »hat nur den Willen der Zwölfe erfüllt, die Hilfsbe-
dürftigen zu schützen. Sich dafür zu revanchieren ist...«,
:c*wohl Silvana ihm hier den Ellenbogen in die Seite stieß,
:n ihn zum Schweigen zu bringen, setzte er den Satz fort,
~ nicht notwendig.«

»Oh, aber erlaubt mir wenigstens, Euch zu einer kleinen
Zusammenkunft einzuladen? Das Essen im Nordstern ist nicht über-

ragend, aber für diese orkverseuchte Wildnis durchaus annehmbar. Und es wäre das Mindeste, was ich tun könnte. Glaubt mir, ich wäre gekränkt, wenn Ihr ablehntet!«

»Nun, natürlich fühlen wir uns geehrt, Eure Einladung anzunehmen«, erklärte Silvana, ehe von Weißentraut erneut den Mund öffnen konnte. »Wann sollen wir uns bei Euch einfinden?«

»Oh, kommt doch sogleich mit. Ich habe ohnehin keine Pläne für den heutigen Tag, da wäre mir die Gesellschaft: einer so schönen Frau - zweier so schöner Frauen und natürlich auch der Herren«, ergänzte er rasch, als er bemerkte, dass ihn sowohl Tsaja als auch von Weißentraut: wenn auch aus unterschiedlichen Gründen, böse anfunkelten, »... sehr willkommen.«

Die Schänke des Schreckens

So war es also beschlossen, dass wir uns vor unserem Aufbruch noch zu einer Feier zu unseren Ehren einladen ließen. Auf verschlungenen Pfaden, die aber den Vorteil hatten, dass wir die Holzstege nicht verlassen mussten, führte uns Don Salmoranes quer durch die Südstadt zu einem Ort, der nicht nur für jene, sondern ganz allgemein für Baliho oder auch für das ganze nördliche Mittelreich außergewöhnlich war: Mauern aus weißem Marmor, die gegenüber den inliegenden Holzbauten völlig fehl am Platz wirkten, große Fackelhalter, die rundum angebracht waren, dazu eine schwere Laterne über dem Hauptportal. Eine schmale Terrasse, zu der drei Stufen aus ebenfalls weißem, aber von ebenen Füßen ausgetretenem Marmor führten und die von schweren, ebenfalls marmornen Säulen eingerahmt wurde, befand sich direkt vor dem fast vier Schritt hohen Eingang aus dunklem Edelholz.

Ein buckliger, zwergenhafter Südländer in einer bunten Uniform diente als Pförtner, wurde dabei aber von zwei breitschultrigen Kämpfern, die trotz der Witterung ihre eindrucksvollen, muskulösen Oberkörper enthüllt hatten, unterstützt. Als er Don Salmoranes ansichtig wurde, verzerrte sich das Gesicht des Gnoms zu einem breiten Grinsen, und hastig winkte er uns hinein. Wir traten in eine schmucke Eingangshalle, ebenfalls aus Marmor, an deren rechter und linker Seite ein hünenhafter, kahl gekrönter Norbarde und ein ebenfalls riesiger Thorwaler – einer dichten Matte aus rotem Pelz auf dem Schädel – an zwei Theken darauf warteten, dass wir unsere Waffen und Mäntel abgaben. Nachdem wir uns diesem Wunsch gefügt hatten, durften wir den eigentlichen Saal

betreten: Kostbare, bunte Fasar-Teppiche bedeckten den Boden, prunkvolle Kerzenleuchter aus glänzendem Messing waren an der bestimmt sieben Schritt hohen Decke angebracht und tauchten den Raum in ein schummriges Licht. Zuerst fiel aber die wohl nahezu unbezahlbare Kuppel aus blauen Butzenglasscheiben ins Auge, die den Saal krönte, und ebenfalls gedämpftes Licht in den Saal lieli-Rundum war der Raum in circa dreieinhalb Schritt Höhe von einer Empore umgeben, die von einem Geländer auf dunklen, edlen Hölzern begrenzt wurde und über zwei Treppen rechts und links des Eingangs betreten werden konnte. Eine lange, wohl aus schwarzem Mohagoni bestehende Theke befand sich dort oben am anderen Ende des Saals, genau gegenüber des Eingangs. Unten befand sich dagegen an gleicher Stelle eine kleine Bühne, auf der gerade eine tulamidische Sharizad unter dem Beifall der Gäste zu den Tönen einer Kablasflöte den schlanken Körper in den hypnotischen, schlangenhaften Bewegungen eines der berühmten tulamidischen Tänze wiegte.

Ich gestehe, ein überaus ... anregender Anblick, ein solcher tulamidischer Schleiertanz ... Erst wenn man selbst einen solchen gesehen hat, kann man wohl wirklich verstehen, warum ausgerechnet das Abenteuer von Alrik und Nedime bei den Barden dermaßen populär ist! Übrigere waren wohl Silvana und Tsaja weniger begeistert von der Tänzerin als von Weißentraut, Don Salmoranes und ich ..

Aber zurück zum Nordstern: Vor der Bühne befanden sich drei große, runde Tische aus edelstem Mohagoni, um die herum sehr teuer gekleidete Herren und einige wertige Damen auf samtbezogenen Stühlen saßen, um das Schauspiel zu bestaunen. Unter der Empore dagegen befanden sich kleinere Tische, an denen andere Gäste sich dem Karten- oder dem Würfelspiel widmeten. Dazu zwei Tische an denen >Schicksalsrad<, wie Don Salmoranes es *naruizt* gespielt wurde. Ein Spiel, bei dem es zu erraten galt, in welches von zahllosen bezifferten Fächern einer flachen

Schale eine kleine, im Kreis auf der Schale herumgeschleierte Holzkugel fallen würde. Doch anders als man es an billigeren Spielhäusern kennt, herrschte hier, abgesehen von der klagenden Stimme der Kablasflöte und dem hin und wieder aufbrandenden Applaus der Zuschauer eine ungewöhnlich, fast boronwürdige Stille. Nur in leiseren Arten unterhielten sich die Gäste miteinander, dazu war man und wieder das Klacken der Holzkugel zu vernehmen.

Don Salmoranes steuerte zielstrebig einen schweren, roten Vorhang an, der in einen abgetrennten Raum führte. Wir folgten ihm und befanden uns in einer kleinen, gemütlichen Kammer. Das Fell eines riesigen weißen Bären war auf dem Boden ausgebreitet, und eine Gruppe samtbekleideter Sessel und Liegen stand in einer Ecke. Kaum da wir auf Don Salmoranes' Wink Platz genommen hatten, trat auch schon eine junge, hübsche Bedienung in einer äußerst eng anliegenden und tief ausgeschnittenen Kleider-eben uns, das so aussah, wie sich ein Anfänger die frisch Weidener Bauerntracht vorstellen mochte, um sich mit einem bezaubernden Lächeln nach unseren Wünschen zu erkundigen. Der Anfänger flüsterte ihr einige Worte, woraufhin sie mit einem kurzen Knicks, der uns erneut Einblicke gewährte, wieder verschwand.

>So, dies ist also derzeit meine bescheidene Unterkunft. Eigentlich hatte mir der Wirt ja erklärt, er habe keine Schlafstellen, aber ich konnte ihn doch überzeugen, mir diese zumindest für die Dauer meines Aufenthalts zur Verfügung zu stellen. Ich weiß, es ist einer Prinzessin wie Eudor nicht angemessen«, - bei diesen Worten blickte er Silvanus in die Augen, die daraufhin strahlend lächelte und nach artigen Momenten ihre Augen kokett niederschlug. »Aber er habe mich ja noch gar nicht richtig vorgestellt: Doirdresco Salmoranes mein Name, aber das wisst Ihr schon. Gute Freunde wie Ihr könnt mich selbstverständlich Hydro nennen. Ich bin wohl entfernt verwandt mit dem aus Kugres, wie meine liebe Mutter nicht müde wird zu

betonen, auch wenn das der gute Salix gar nicht gerne hört Na ja, dabei sollte man annehmen, dass der Alte dankbar dafür wäre, dass es auch Mitglieder der Familie gibt, die anstelle des Geldverdienens auch die Kunst des Feiemf gelernt haben.«

Während er sprach, begann er ohne jede Scham und zu von Weißentrauts Entsetzen und Silvanas und Tsajas deutlicher Freude mit völliger Gelassenheit seine verdreckter Kleider abzulegen, um dann aus einer nahe stehenden schweren Holztruhe ein weit geschnittenes, parfümiertes weißes Seidenhemd und eine eifisch enge schwarze Hose mit prunkvoller roter Schärpe zu entnehmen und gemächlich anzuziehen

»Aber wie dem auch sei, noch einmal meinen herzlichsten Dank für Euer rechtzeitiges Eingreifen. Wenn Ihr nicht gewesen wäret, so wäre ich wohl als Grillspieß auf dem Teller jener Hirten geendet. Ich nehme an, es muss ein überwältigender Anblick gewesen sein, wie diese Herde gewaltiger, halbwilder Rindviecher in rasender Furcht auf mich zustürmte. Ja, ich sehe es fast vor mir, weißer Schauz vor den Mündern der Tiere, deren Augen in Panik verdreht sind, die Erde bebt, es ertönt ein grollender Donner, als zöge der Streitwagen der Himmelslöwin durch die Lüfte hinter den Bestien eine Horde verwegener, ungewaschener Kuhhüter, die auf struppigen Orkponys die Herde unter wildestem Johlen und Geschrei vorwärtstreiben, *unz* eine rahjagleiche, leicht bekleidete Amazone«, - hier registrierte ich, dass er nun Tsaja einen langen Blick zu war: und bemerkte erstaunt, dass die sonst so schwer zu beeindruckende Waldhüterin trotz des vorherigen Fehltritts der Fremden daraufhin leicht errötete -, »die mit einem gezielten Schuss ihres Elfenbogens das vorderste der Tiere zu Boron schickt, just bevor die riesigen Hufe meinen Schild zermalmen ... Schade, dass ich mich nicht daran erinnern kann, es wäre ein Bild, das zu malen es wert wäre Doch nicht von mir will ich reden, schließlich seid Ihr öe

Helden des Abends. Also, was führt Edelleute wie Euer – diese götterverlassene Wildnis?»

Wohl besorgt, dass von Weißentraut sich erneut verrisErpern und mehr von unserer selbstgewählten Nüster, erzählen könnte, als die Vorsicht gebot, erklärte Sijvaria sofort, dass wir eine reisende Söldnergruppe di~ hoffte, bei der Verteidigung Weidens gegen die Hocder. Borbarads Arbeit zu finden. Wiewohl diese Geschirrs r.ur sehr bedingt glaubwürdig klang, da außer von We^5e"z-jt niemand von uns wirklich nach einem harten xärrrfer aussah, nickte Don Salmoranes nur, ohne weitere Fraeen zu stellen, um dann mit den Worten: »Ach ia. 'rhinee Schlachten, große Heldentaten, der Stoff, aus dein. die Balladen gemacht sind. Wisst Ihr, ich habe ja auch vor. die Kunst des Schwertkampfes zu lernen, vielleicht 'acrsiz Ihr mir da ja einige erste Ratschläge geben. Damals, als ich in Nlirham in einen kleinen Streit mit der Stadtgarde geriet, da hätten mir Kenntnisse im Schwertkampf einige Unannehmlichkeiten ersparen können. Aber wie hätte ich auch ihnen können, dass die Kleine mit so einem tinnben Krieger verlobt war...«

Mit einem weiteren lodernden Blick zu Silvana begann s; wieder zu einer ausführlichen Darstellung seiner Abenzuer< in Al'Anfa, Mengbilla, Khunchom und so ziemlich illen anderen großen Städten des südlichen Aventuriens einzusetzen. Wobei sich seine Abenteuer zumeist um exquisite Speisen, kostbare Weine, komplizierte Glücksspiele, schnelle Pferde und schöne Frauen drehten. Wenn er vor Gericht behauptet hatte, er sei »Kaufmanns so war dies offenkundig eine starke Übertreibung gewesen, wie er überhaupt zu Ausschmückungen neigte. Tatsächlich hatte Don Salmoranes, wie sich seinen Erzählungen entnehmen -ieß, Zeit seines Lebens alleine vom Geld seiner Familie mehr als gut leben können. Eine Zeit lang hatte er sich :hne Erfolg als Maler versucht, auch als Dichter hatte er ülettiert. Ein Studium an der juridischen Fakultät der Groß-

alanfanischen Universitätsschule der Stadt des Rabens hatte er ebenso abgebrochen wie ein zweites Studium an der medizinischen Fakultät. Und nun, da seine Familie es endlich aufgegeben hatte, ihn zum Arbeiten anzuhalten, zog er durch die großen Städte Aventuriens, immer auf der Suche nach neuen Reizen und neuen Freuden.

Er selbst schilderte seinen Lebensweg natürlich in wesentlich leuchtenderen Farben, und zumindest Silvana und Tsaja schien er mit seinen Ausschmückungen durchaus zu beeindrucken. Unleugbar war er jedoch wirklich ein außergewöhnlich guter Erzähler, auch konnte er, gerade aufgrund seines breitgestreuten Halbwissens, im leichtesten Tonfall von so vielen wichtig und interessant klingenden Dingen erzählen, dass es schwer fiel, nicht von der Weite seines geistigen Horizonts beeindruckt zu sein, und als die hübsche Bedienung von zuvor auch noch Wildschweinbraten, Auerhahnfilet und kandierte Birnen auftrachte, dazu edlen Almadaner Rotwein, echten Bosparanjer, aber natürlich auch besten Balihoer Bärenrod, entspannten sich auch von Weißentraut und ich und vergaßen rasch die Aufregungen der letzten Tage.

Die Stunden vergingen also bei hervorragendem Essen, mehrerer freundschaftlicher Boltan-Partien, dem Lächeln der Bedienung - die uns als Adilgunde vorgestellt wurde - und den Erzählungen von Don Salmoranes wie im Fluge, sodass wir gerne annahmen, als Don Salmoranes, nachdem er festgestellt hatte, dass die Sonne bereits untergegangen war, uns anbot, bei ihm zu übernachten. Tatsächlich gelang es ihm sogar, mit einem tiefen Griff in seinen offenkundig noch immer prall gefüllten Geldbeutel den Besitzer des Spielhauses dazu zu bewegen, uns auch noch das zweite Separee des Hauses zur Verfügung zu stellen, damit die beiden Damen sich zum Schlafen in einen etwas privateren Raum zurückziehen könnten (wobei es von Weißentraut war, der, obwohl auch er Adilgunde mehr als nur flüchtige Blicke zugeworfen hatte, sofort dafür sorgte, dass es Sil-

vana und Tsaja waren, die das zweite Separee zu nutzen hatten, während er und ich bei Don Salmoranes nächtigten, was Silvana wie auch unser Gastgeber selbst nur mit leiser Enttäuschung hinzunehmen schienen). Doch die N'acht war ohnehin kurz, da wir bis kurz vor Sonnenaufgang feierten, tranken, tanzten, redeten, spielten und aßen. Und auch der nächste Morgen begann wieder mit gutem Essen und langen Unterhaltungen. Don Salmoranes hatte außerdem auch noch vier >Echte Weidener Wachsmäntel<, einen teuer aussehenden Dolch für von Weißentraut, eine edle, silberne Kette für Tsaja, ein Fläschchen kostbares ATAnfaner Duftwasser für Silvana und eine ganze Flasche echten Balihoer Bärenstods für mich besorgen lassen, die er uns zu unserer Verlegenheit - und insbesondere zu Silvanas und Tsajas offenem Vergnügen - als >Dankesgeschenke< überreichte. Auch hatte er den Wirt veranlasst, vier schwere Waschzuber voll heißen Wasser heranzuschaffen, in die er noch verschiedene Kräutertinkturen aus seiner Truhe träufelte, ehe er uns einlud, gemeinsam mit ihm ein Bad zu nehmen.

Dies war eine Bitte, der von Weißentraut nur mit erheblichem Widerwillen und auch ich nur mit bedingter Freude entsprach, wohingegen Silvana und Tsaja wesentlich weniger Scham davor hatten, sich vor dem Fremden unbedeidet zu zeigen. Tatsächlich wirkte die angenehme Wärme des Wassers und der wohltuende Geruch der Kräuter edoch auch auf uns derart entspannend, dass wir die Sitten des ATAnfaners rasch als wenig ungewöhnlich akzeptierten.

Irgendwann hörten wir auf, die Stunden zu zählen, die ■*ir im *Nordstern* verbrachten. Das Essen war hervorragend, die Getränke köstlich und immer eine oder mehrere schöne Frauen in meiner Nähe. Zum Zeitvertreib gab =< Spiele und lange, tiefsinnig klingende Gespräche oder raszinierende Vorträge von Don Salmoranes über jedes beliebige Wissensgebiet, die dieser in einem derart überzeugten Ton von sich gab, dass es immer leichter wurde,

zu vergessen, dass nichts davon auf eigenen Kenntnissen unseres Gastgebers beruhte, und so schien es kaum einen Grund zu geben, den *Nordstern* zu verlassen.

Don Salmoranes war gerade für einige Runden Schicksalsrad im Hauptraum des Spielhauses verschwunden. Wir anderen hatten uns wieder auf den bequemen Bettstätten und Sesseln in seinem Zimmer ausgebreitet und aßen einige kleine Siruptörtchen, als Tsaja, die sich gerade noch gemütlich auf ihrer Liege geräkelt, von seinem Körperbau geschwärmt und darüber ausgelassen hatte, wie angenehm es doch war, nicht durch irgendwelche wilden Wälder streifen zu müssen, plötzlich aufschreckte. »Alrik, wie lange sind wir jetzt eigentlich hier?«

»Hm? Weiß nicht. Drei Tage? Ist das wichtig?«, erwiderte ich müde, während ich meinen Krug Balihoer Gerstenbräu leerte.

»Aber was ist mit diesem Stock, du weißt schon, dem Star der Herrschaft?«

Ich winkte mit einem Lächeln die heute in ein tiefrotes an den Seiten bis fast zur Hüfte geschlitztes Kleid gehüllte Bedienung heran, die gerade vorsichtig durch die Tür lugte: »Noch einen Krug, bitte«, erklärte ich, während ich meine Augen mit einem kaum noch verhüllten lüsterner Blick über ihren Körper streifen ließ.

»Oh, das ist ganz schlimm, irgendetwas stimmt hier nicht«, sprach Tsaja, nun lauter werdend. »Ich habe es immer geliebt, durch die Wälder zu streifen und wollte unbedingt nach Dornensee zurück, wenn wir diese Quesre endlich abgeschlossen haben - und noch vor einer Woche war all euer Streben auf die Suche nach diesem Stab gerichtet. Und jetzt seid ihr nur noch mit Essen, Trinken *unz* Faulenzen beschäftigt.«

Auch von Weißentraut bestellte sich unterdessen ein weiteres Bier, Silvana wünschte dagegen noch ein Glas Bosparanjer. »Nein, sie wollen jetzt nichts«, fuhr *Tsan*

ierart lautstark dazwischen, dass die Bedienung verwirrt
:md erschreckt aus dem Raum flüchtete. »He, was ist mit
unserer Suche? Wenn erst der Winter da ist, kommen wir
rückt mehr über die Pässe. Wir müssen hier raus, jetzt
K?fort!«

-Aber ich will hier nicht raus. Es ist angenehm hier«,
naulte Silvana.

-Natürlich ist es schön hier. Aber Ihr wart es doch, die
zns erklärt hat, wie dringlich diese Suche nach dem Stab
-5:. Und du«, hier wandte sie sich an mich, »du hast mir
ioch erzählt, dass du glaubst, es sei wichtig, dass du beim
Anffinden dieses Stabes dabei bist. Also, was machst du
-och hier?«

Tsaja zerrte mich nun von der Liege hoch. Tatsächlich
zel mir auf, dass ich in den letzten Tagen wirklich nicht
–ehr an die Suche gedacht hatte, und wenn ich einen bei-
iufigen Gedanken an sie verschwendet hatte, schien sie
riotzlich nicht mehr von großer Bedeutung zu sein. Nun
-oer, da Tsaja es ausgesprochen hatte, erinnerte ich mich
nieder an die Gefahr, die laut Silvana von dem Stab in den
ulschen Händen ausgehen sollte, an meinen Durst nach
-J?enteuern und Heldentaten und an die merkwürdige
I^ewissheit, dass die Suche etwas war, das ich einfach zu
Tin hatte.

Auch von Weißentraut hatte die Stirn nach Tsajas Worten
r. tiefe Falten gelegt und nun offenbar eine Entscheidung
^troffen: Er griff Silvanas Hand und riss die Magierin von
hiem Sitzplatz empor.

Diese schüttelte verwirrt den Kopf, nickte dann aber
r^dächtig. »Ihr habt Recht, Tsaja! Wir sollten aufbrechen!«.
'v=hezu fluchtartig verließen wir den *Nordstern*, ehe uns
ne vorherige Trägheit wieder umfassen könnte, schüttel-

Don Salmoranes noch rasch die Hand zum Abschied -
*-as dieser jedoch nur beiläufig registrierte, so vertieft war
fr *In sein Spiel und eine Tändelei mit einer mandeläugi-
isn Maraskanerin an seiner Seite - und standen wenige

Minuten später wieder in den schlammigen Gassen Balihos. Erstaunt stellten wir fest, dass es in der Zwischenzeit empfindlich kalt geworden war. Der Himmel war mit dicken, grauen Wolken bedeckt, durch die kaum einen Sonnenstrahl drang. Ein eisiger Wind pfiff durch die Gassen und bewegte uns dazu, uns tiefer in unsere neuen Wachsmäntel zu hüllen. Rasch eilten wir zu unserer alten Gaststätte zurück.

Zu unserem Glück hatte der Wirt des »Kaiserstolz unz Orkentod« unsere Pferde trotz der fehlenden Bezahlung weiterhin versorgt, statt sie an den nächstbesten Interessenten zu verkaufen, sodass wir sie gegen die nachträgliche Bezahlung wieder auslösen konnten. Nach kurzer Beratung entschieden wir uns, den Großteil der uns noch verbliebenen Münzen in zwei weitere Pferde zu investieren damit wir etwas schneller vorankämen. Zwar stand zu befürchten, dass wir im Gebirge ohnehin nicht würde reiten können, zumindest den Weg dorthin könnten wir jedoch vielleicht auf diese Weise beschleunigen. Wie zu erwarten war es in Baliho nicht schwer, gute Pferde günstig zu erwerben. Hier zahlte sich auch von Weißentrauis gründliche Ausbildung an der örtlichen Kriegerakademie aus, war er doch durch seine Kenntnisse der Reitkunst, der Pferdedressur und der Tierpflege in der Lage, die erster uns angebotenen Tiere als kranke und alte Klepper zu erkennen. Bei einem weiteren »Glanzrapen«, der es Silvar[^] auf Anhieb angetan hatte, wischte er mit heftigem Reiber unter Zuhilfenahme von etwas Speichel und dem lauter Protest des Händlers die schwarze Farbe aus einem Teil des Fells, sodass darunter eine matte, weitaus weniger beeindruckende Färbung zum Vorschein kam. Schluss endlich entschied er sich, nach einer längeren Rücksprache mit Tsaja, die in den Diensten des Vogts ebenfalls gelernt hatte, einige Krankheiten bei Pferden zu erkennen. für einen jungen, etwas aufgeregten Radromtaler Falbe: als Silvanas neues Reittier. Für sich selbst wählte er, nach

sneru langem, anerkennenden und ein klein wenig sehnsüchtigen Blick auf einen prächtigen Apfelschimmel aus »achter Traloper Zucht«, wie der Verkäufer immer wieder retonte, und einem kurzen und traurigen Blick in unseren Geldbeutel, eine kleine, aber kräftige und ruhige braune Nordmähne.

Gaukelspiel

»So, ich mache Feierabend für heute. Hört ihr, ich schließe. Trinkt aus und dann geht entweder schlafen oder verlass: mein Haus.« Die etwas beleidigt klingende Stimme des Wirtes unterbrach die Erzählung des Fremden. Dieser schlürfte den letzten Rest aus seinem Bierkrug, nickte dann und meinte, an Radulf gewandt: »Na gut, es ist wohl ir der Tat bereits spät genug. Ich hörte, dass du bei der Wache arbeitest, da wirst du morgen ja sicherlich auch früh zur Arbeit erscheinen müssen. Die Geschichte kann warten ich erzähle dir morgen, wie es weiterging.«

Erfreut bemerkte Radulf, dass sich sein Verdacht zu bestätigen begann. Der Fremde wusste genau, wer Radulf war und welche verantwortungsvolle Position - nun ja normalerweise hielt er seine Position eigentlich gerade nicht für besonders verantwortungsvoll, aber das verdrängte er für den Moment - er innehatte. Nun, von ihr würde er keine nützlichen Informationen erhalten: »1 = ganz recht, der Baron hatte die Ehre, mich in die Stadtgarde aufzunehmen. Und es ist eine wirklich anstrengende, aufregende Tätigkeit, man sollte nicht meinen, wie viele schlimme Verbrecher, Räuber, Mörder und Schlimmeres sich hier manchmal herumtreiben. Aber wie kommt es dass Ihr die Zeit habt, eine Nacht nach der anderen hier zu verbringen? Gibt es keinen ehrlichen Beruf oder zumindest ein »Großes Abenteuer«, das auf Euch wartet?« flunkerte er in der Hoffnung, den Fremden von allen weiteren kriminellen Handlungen von vorneherein abzuschrecken.

»Oho, ich hätte nicht gedacht, dass selbst in einem doch eher kleinen Ort wie diesem hier eine derartige Vielzahl

von Schurken lauern könnte, ich bin beeindruckt«, erwiderte der Fremde in einem Tonfall, der ganz und gar nicht beeindruckt klang. »Doch was deine Frage angeht: Ich habe die Erfahrung gemacht, dass ich einfach meistens da ankomme, wo ich sein soll. Vielleicht haben ja die Götter mich hierher gesandt, um dir meine Geschichte zu erzählen. Wie könnte ich da mitten in der Geschichte enden und den Zorn der Zwölfe auf mich ziehen?«

Nicht sehr überrascht, aber doch ein wenig enttäuscht registrierte Radulf, wie der Fremde ihm auswich. Aber vermutlich war das zu erwarten gewesen: Wenn die Erzählung dieses >Abenteurers< der Wahrheit entsprach und s tatsächlich die Rechte studiert hatte, dann konnte man üum hoffen, dass er seine dunklen Pläne versehen±ch rjsplaudern würde. Wobei Radulf allerdings mittlerweile doch wieder leise Zweifel daran hatte, dass dieser Fremde wirklich ein Verbrecher war. Seiner Geschichte nach zu zerteilen war er doch etwas zu linkisch, zu wenig raffiniert“, nn solche Gefangenenerbefreiungen auszusinnen. Und venn er Rechtsgelehrter war, würde er sich dann nicht viel ziehr erhoffen, auch den Baron ebenso zu überreden, wie es ihm bei dem Balihoer Richter angeblich gelungen war? Tennoch, er würde den Kerl weiter im Auge behalten - md sich das Ende der Geschichte anhören.

In dieser Nacht waren Radulfs Träume wild und bunt laumdrachen und Hundedämonen, Ritter und Rinderherren tauchten darin auf, doch an viel mehr konnte er sich sn nächsten Morgen zu seinem Missvergnügen auch <r.on nicht mehr erinnern. Den ganzen Vormittag über -sbeb es ruhig im Wachhaus; erstaunlicherweise erschien sich Gordian erst zur Arbeit, als die Sonne schon hoch am -ümmel stand. Außerdem war der Alte auch noch ausnehmend gut gelaunt, was Radulf ein wenig misstrauisch rechte. War Gordian etwa auch bereits dem fremden -=r.dstreicher auf der Spur? Wusste er etwas, das Radulf ~xch nicht erfahren hatte? Doch als Radulf ihn vorsichtig

nach dem Grund seines Zu-Spät-Kommens befragte, bekam er nur ein geheimnisvolles Lächeln zur Antwort - nicht einmal der von Gordian auf solch eine Frage eigentlich zu erwartende Wutausbruch fand statt. Und zu Radulfs nicht geringem Verblüffen - und bald auch zu seiner Verärgerung - tat Gordian sogar noch etwas, was er noch nie getan hatte, seit Radulf ihn kannte. Er piffte den ganzen Vormittag irgendwelche alten Weisen, sodass sein Geflöte ununterbrochen durch die gesamte Wachstube drang. Gegen Nachmittag hatte Radulf endgültig genug und entschloss sich, einmal den Zirkus entlang zu patrouillieren um dort nach dem Rechten zu sehen: So entkam er zum einen Gordians irritierender Fröhlichkeit, zum anderen konnte er vielleicht herausfinden, wieso sich immer noch keine Gaukler an der Wachstube eingefunden hatten.

Die Festwiese war schnell erreicht. Ein hohes, grellbuntes Zelt für das Publikum stand genau im Zentrum des Platzes, und mehrere wacklige, bunt bemalte alte Kastenwagen waren kreisförmig um das Zelt herum aufgebaut. Ein schlaksiger, ohnehin schon großer Mann, stakste auf zwei langen, hölzernen Stangen umher, eine hübsche, kleine Maraskanerin, die enge, schlangenlederne Beinkleider trug und auch im Gesicht derart geschminkt war, dass sie an eine große Schlange erinnerte, wand ihren Körper in unnatürlichen Verrenkungen. Ein älterer Mann mit bereit ergrauendem Haar ließ zur Freude der anwesenden Kinder aus dem Dorf ein kleines, hellbraunes Äffchen Purzelbäume schlagen und andere Kunststücke vollbringen. Vor einem besonders dunklen, mit mysteriösen Zeichen *und* Symbolen bemalten Wagen hatte sich die Jugend des Ortes - oder jedenfalls der Teil, der Zeit dafür hatte - in einer langen Schlange aufgereiht und wartete auf den Einlass. Es dauerte etwas, bis Radulf die kleinen Schilder »Die grobe Seherin Lyskadria liest Ihre Zukunft aus den Inrah Karten und »Magische Tränke für Heilung, Fruchtbarkeit und Liebe« bemerkte. Auch den Gaukler mit dem Messer sah R^r

dulf wieder. Er stand bei den Ochsen, die wohl normalerweise die Wagen der Gaukler zogen, begutachtete mit kritischem Blick deren Hufe und schenkte Radulf keinerlei Beachtung. Aus einem der Wagen drang kunstvolle Flö:enmusik hinaus, in die sich nach einer Weile eine klare Sopranstimme mischte.

Hinweise für ein Komplott zur Befreiung der Kinder sonnte Radulf keine entdecken, aber selbstverständlich ■•würde das fahrende Volk irgendwelche verbrecherischen Pläne auch kaum in der Öffentlichkeit besprechen. Radulf sollte gerade zurück ins Dorf trotten, als er die mittlerweile vertraute Stimme des Fremden vernahm. Tatsächlich, da stand er bei einem jüngeren Gaukler, der ihm offenkundig die Kunst des Jonglierens beibringen wollte. Doch der Fremde stellte sich nicht sonderlich geschickt an. Radulf rante gerade herübergeblickt, als ihm die drei bunten Bäl-je auch schon aus den Händen glitten und durch das Gras eilten. »Komm doch her, es ist ganz leicht, Du kannst es rjch lernen!«, rief der Fremde trotz dieser gegenteiligen Demonstration vergnügt in Radulfs Richtung.

Dieser schüttelte nur den Kopf und meinte: »Ich habe Dienst, ich muss arbeiten!«, ehe er, nach einem letzten kürzten Blick zurück, die Festwiese hinter sich ließ und wieder zur Wachstube zurückkehrte.

Den Rest des Tages ereignete sich jedoch nichts Bemerkenswertes, und Radulf sinnierte darüber, ob die Anwesenheit des Fremden bei den Gauklern nun besagte, dass fr tatsächlich mit diesen zusammenarbeitete, oder ob nicht ndererseits die Tatsache, dass ausgerechnet der Streuner reibst Radulf auf sich aufmerksam gemacht hatte, dagegen scrach, dass er wirklich zu den Gauklern gehörte. Wenn er denn die Befreiung der Kinder plante, hätte er sich doch rrrher nicht so offen bei deren Eltern sehen lassen, son-
m eher jeden Kontakt vermieden, bis die Tat erfolgreich **1; oder? Radulf sah jedoch ein, dass er sich wieder einmal r eine sinnlose, da unlösbare Gedankenkette verstrickt

hatte und gab das Grübeln auf. Da aber sonst nicht allzu viel zu tun war, freute er sich, als die Sonne endlich unterging - zu seiner erneuten Überraschung hatte Gordian das Wachhaus schon vorher verlassen, da er »noch etwas zu erledigen habe« - und er sich die Fortsetzung jenes seltsamen Märchens anhören konnte.

Diesmal war Radulf jedoch vor dem Fremden in der Schänke, und er fürchtete fast, der Erzähler werde gar nicht mehr kommen, als der Landstreicher endlich durch die Tür stapfte, ein Bier bestellte und, ohne noch ein Wort zu ihrer nachmittäglichen Begegnung zu verlieren oder auch nur ein Wort des Grußes zu äußern, seine Erzählung fortsetzte

Pfade des Lichts

»So war es also an der Zeit, das Leben, aber auch den Schmutz der Stadt hinter uns zu lassen. Wir beabsichtigten, zunächst die Reichsstraße bis nach Braunsfurth zu nehmen und dann durch die Braunenklamm gen Salthel zu reisen. Hinter Salthel wollten wir dem Sichelweg folgen, um uns dann bei der ersten Gelegenheit gen Firun in die rote Sichel zu wenden. Da wir nun Pferde hatten, machten wir uns Hoffnungen, etwas schneller voranzukommen und noch vor dem ersten Schneefall unser Ziel, wo immer dies auch sein mochte, zu erreichen.

Wieder bewegten wir uns also auf der gut ausgebauten Reichsstraße und erreichten rasch Anderath, ein kleines Dorf, das in erster Linie davon profitierte, dass es genau an jener Stelle lag, wo der Alte Weg zum Rhodenstein die Reichsstraße zwischen Trallop und Baliho traf. Es

war daher nicht ungewöhnlich, dass bei unserer Ankunft, anders als in vielen anderen Ortschaften, ein hektisches Treiben in Anderath zu herrschen schien. Eine kleine Gruppe Reisender war gerade dabei, sich aufbruchsfertig zu machen.

Es handelte sich, wie wir beim Herannahen zur Kennzeichnung nahmen, um zehn Männer, von denen die ersten beiden Personen offenkundig von gesteigerter Bedeutung waren als die übrigen deren Begleiter. Es war dabei nicht besonders schwer, Stand und Charakter des ersten zu erkennen.

Offensichtlich handelte es sich um einen Praiosgesteigten höheren Ranges. Seine rote, mit goldenen Zeichen besetzte Robe aus feinstem garetischen Bauschtuch mit breiten, goldenen Gürtel, an dem zwei goldene Kurbel angebracht waren, verhüllte einen etwas korpulenten

Körper; die ebenfalls rote, halbhohle Filzmütze auf seinem Schädel betonte eine hohe Stirn. Seine Gesichtszüge hätte man als edel bezeichnen müssen, wäre da nicht ein merkwürdiges schlaues Glitzern in seinen Augen gewesen. Das Reittier dieses Kirchenmannes war ein kräftiges, wohlgenährtes Maultier mit einem reich verzierten Sattel und Zügeln, an denen zahlreiche silberne Schellen bei jeder Bewegung des Tieres lustig klimperten. Der Haltung *des* Geweihten war jedoch anzusehen, dass er eigentlich ein äußerst guter Reiter war und nur für längere Reisen auf jenes Maultier zurückgriff. Tatsächlich führte ein Novize seiner Kirche, der einige Schritte hinter dem Maultier folgte einen prächtigen tulamidischen Zelter mit blauschwarz glänzendem Fell am Zügel, dessen leuchtendrote Pferdedecke mit den Symbolen für das Praisauge und die Sonnenscheibe bestickt war.

Der Begleiter des Geweihten war ein ausgesprochen großer und muskulöser Mann von wohl noch nicht 40 Jahren. Sein gesamter Körper schien nur aus Muskeln, Knochen und Sehnen zu bestehen. Er hatte stechende schwarze Augen und kurzes krauses Haar von pechschwarzer Farbe. Seine Gesichtszüge waren eckig und von der Sonne gebräunt, dicke Zornesadern standen auf seiner Stirn hervor und wurden durch eine tiefe Narbe über dem rechten Auge noch verstärkt. Über seiner glänzenden Rüstung trug er eine reinweiße, kurzärmelige Tunika mit goldenen Säumen, darüber einen tiefroten Mantel, der von einer goldenen Schließe in Form eines Greifen zusammengehalten wurde. Die einzige Waffe, die er trug, war ein schwerer zweischneidiger Dolch. Um sein Streitross, einen gewagten und vor Energie beständig hin und her tänzelnden Schimmel, den ein Knappe an den Zügeln führte, zu sereinen, ritt er eine jener kleinen Nordmähen die in dieser Land wesentlich häufiger zu sein schienen als die berühmten Traloper Riesen. Das Streitross dagegen war gerüstet wie für eine Schlacht, eine metallene Stirnplatte war h:

Einern Schädel angebracht und am Sattel hingen ein schwerer Streitkolben, ein langes, wohl zweihändig gerührtes Schwert sowie ein großer, strahlend weißer Schild rüt ebenfalls goldener Umrahmung. Ein zweiter Knappe, ier seinem Pferd zu Fuß folgte, trug außerdem zwei lange Lanzen, an deren Spitzen weiße, kurze Wimpel flatterten. Neben den zwei Knappen und zwei Novizen folgte der Reisegruppe noch ein Tross aus vier Männern, die mit ihren reitkremrigen, flachen Hüten, den bärtigen Gesichtern und der speckigen Kleidung eher an die Hirten aus Baliho renn an die Begleitung eines Ritters erinnerten. Gerüstet r. schwere Lederkleidung mit schlanken, scharfen Schwerer in an ihrer Seite beäugten sie misstrauisch die gesamte Umgebung, ohne je die Hand vom Griff ihrer Schwerter m nehmen.

Bei unserem Näherkommen musterte uns der Geweihte z~sgiebig, ehe sein Begleiter nach einem kurzen Blick auf IT-S deutlich vernehmbar äußerte: »Da seht ihr das beste reispiel dafür, dass selbst dieser Prinz Baeromar ein bes-rerer Herrscher wäre als eure Walpurga. Der Prinz hätte ebenfalls nicht solchen Pöbel zu einem Kriegszug zusam-ritrngerufen. Aber natürlich ist auch er im Herzen ein wil-zer Weidener.«

>Zügelt eure Zunge, Greifward. Die Herzogin ist die ■^zritmäßige Nachfolgerin Waldemars; es wäre Ketzerei, öderes auszusprechen«, entgegnete der Geweihte mit j^serer Stimme. Dann wandte er sich an uns: »Praios zum Zrzüe, Reisende. Verzeiht einem alten Mann die Frage, :erer aus Eurer Bewaffnung folgere ich, dass Ihr dem Ruf icr Herzogin folgen wollt, um euch in der Herzogsstadt rrem Heere anzuschließen?«

*\ein, nicht nach Trallop führt unser Weg, gen Salthel zehen wir, Ehrwürden«, entgegnete von Weißentraut, ehe – iemand aufhalten konnte.

jeh nahm mir fest vor, ihm einige Lehrstunden in Diplo-ide oder doch zumindest im Schweigen zu geben, ehe

wir das nächste Mal auf andere Menschen treffen würden Praiosgeweihter und Ritter horchten jedenfalls auf bei seinen Worten: »Gen Salthel, soso. Und von dort in den Sichelstieg, nehme ich an, um Euch den Horden des Dämcnenherren anzuschließen, was?«, übernahm nun der Ritte: das Fragen mit einem bösen Lächeln.

»Nein, mit Borbarad haben wir nichts zu schaffen, wir sind treue Diener der Zwölfe«, erklärte Silvana rasch, ii> dem sie sich vor von Weißentraut schob.

»Schweig, Hexe!«, gab der Ritter zur Antwort, wobei e: derart an den Zügeln seines Pferdes riss, dass dieses sich direkt vor Silvana *auf die* Hinterbeine *stellte* und sich ir dieser Haltung im Halbkreis drehte. In seiner rechten Hane hielt er die Gerte, mit der er zuvor sein Pferd angetrieben hatte, hoch erhoben - bereit, Silvana damit durch das Gesicht zu fahren.

Ehe jedoch noch einer von uns reagieren konnte, drängt der Geweihte sein Maultier zwischen Silvana und den Ritter.

»Friede, Greifward. Wir befinden uns hier nicht in der Schwarzen Landen, sondern im herzoglichen Weiden. *Dk* Freien hier lieben die Schläge nicht, so sie nicht von de: Zweitgeborenen unter den Zwölfen kommen.« Hier kcherte der Geweihte kurz, ehe er fortfuhr: »Und wir habe' anderes zu tun, als uns hier zu Lande noch unnötige Feirde zu machen.« An uns gewandt, ergänzte er: »Ihr tut gtu* daran, den Sichelstieg zu meiden. Die Boten erzählen, eir Drache, ein leibhaftiger Kaiserdrache gar, habe die Steilungen der Kaiserlichen dort angegriffen. Wenn das wahr ist, muss *jederzeit mit einem Angriff der schwarzen Herden* gerechnet werden. Wir können nur hoffen, dass tapferen Truppen der Tobrier und Weidener ausharrer können, bis der Heerbann der Herzogin im Frühjahr berer ist, Entsatz zu leisten. Für einzelne Reisende wie Euch üt jedenfalls der Stieg nicht sicher. Und auch der alte Gobhrpfad ist Euch verwehrt, hat dort doch unheiligste Mapr

fine tödliche Wüstenei gezeugt, die keines Sterblichen Pti getreten darf. Zu unserem Glück stehen die tapferen Brüder und Schwestern meines edlen Begleiters hier dort nccr mmer Wacht, auf dass keine finsternen Wesenheiten auf ener Wüstenei in das schöne Weiden einfallen können- Ir der Tat sind auch wir beide gerade unterwegs dorthin. 5c önnten wir also zusammen bis Salthel reisen, wenn dies mmer noch Euer Ziel ist. Ich höre, Weiden sei ein wildes Land, in dem noch Räuberbarone und Strauchdiebe ihr Unwesen treiben, die nicht einmal davor zurückschrecken würden, zwei der demütigsten Diener des Himmlischen Richters zu überfallen. Es wäre also für uns alle von Vorteil -**enn wir gemeinsam reisen würden ...«

Ich war versucht, den Geweihten zu fragen, wie denn die stolzeren Untertanen, die Haushofherren und die Marschälle des Sonnengottes aussehen sollten, wenn rereits seine demütigsten Diener derart prunkvoll gekleidet waren, biss mir jedoch rechtzeitig auf die Zunge.

Der Praisogeweihte hatte aber wohl meine zuckenden Mundwinkel bemerkt und sie allgemein als Zweifel an der Möglichkeit des gemeinsamen Reisens gedeutet, jedenfalls ergänzte er nach einem Seitenblick auf Silvana: »... selbstverständlich müsste ich Eure Magierin allerdings auffczem, auf jegliche Art der Hexerei zu verzichten. Auch wenn die Diener der Hesinde etwas anderes sagen meererse Zauberei doch, wie wir alle wissen, durch den ers:=n llesetzesbruch der Mada erst den Menschen zu eangbrh sworden, und es führt nur zu Übel, wenn die Menscnerseiche Früchte eines Verbrechens zu ihrem eigenen Vccr-l~tzen. Nicht alle Diener der Sonne Alverans mögen dies rerart streng sehen, zum Teil haben sich, wir mir sehr wohl t^kannt ist, bereits verwässerte Ansichten breitgemacht. Zer Orden vom Bannstrahl Praisos', dem mein Gefährte srggehört, kennt jedoch keinerlei Ausnahmen in seinem •ergehen gegen Magie. Und wie die Lage im Osten zeigt, *3xen sie damit immer im Recht.«

Ich stellte irritiert fest, dass ich diesem Geweihten instinktiv nicht traute. Zwar zeigte er sich erstaunlich umgänglich und gesprächig für einen Diener des Sonnengottes, andererseits stimmte er aber dem Bannstrahler in seiner absoluten Verdammung jeglicher Magier zu, was nicht unbedingt für eine sonderlich weltoffene Einstellung sprach. Und was die beiden zuvor über die Herzogin Walpurga und diesen Prinzen Baeromar gesagt hatten, klang in meinen Ohren auch nicht wirklich beruhigend. Ich wollte beizeiten von Weißentraut fragen, ob er wusste, auf was sich diese Äußerung genau beziehen mochte. Es stand jedenfalls zu befürchten, dass es Ärger geben würde, wenn wir uns den beiden wirklich anschließen sollten, zumal der Ritter von dem Angebot des Geweihten deutlich erkennbar verärgert war. Andererseits war es aber auch kaum möglich, eine solche Aufforderung eines Praiosgeweihten abzulehnen. Nach einer raschen Abwägung dieser Vor- und Nachteile ergriff ich das Wort: »Es wäre uns eine Ehre, Euer Ehrwürden begleiten zu dürfen. Wiewohl ich nicht daran glauben mag, dass es Räuber geben könnte, die einen Diener des Lichtes wie Euch angreifen würden.«

Ein merkwürdig herablassendes Lächeln huschte für einen Augenblick über die Lippen des Geweihten, eher er erwiderte: »Ihr seid ebenfalls nicht von hier, wie ich Eurem Akzent entnehmen kann, oder? Nun, Ihr täuscht Euch. In zivilisierteren Gebieten Deres mögen die Menschen trotz der Finsternis im Osten dem Götterfürsten und seiner Dienern noch den gebührenden Respekt zollen, doch hier im wilden Weiden, wo das einfache Volk schon oft die Kriegerin ihrem erstgeborenen Bruder und König vorzog, schützt uns spätestens seit dem Fall Maraskans auch die Robe nicht mehr immer. Nehmt nur diesen Halsabschneider Grimwulf der Grüne. Das Volk verehrt ihn, weil er ein vortrefflicher Orkenjäger sei. Doch heißt es auch, er selbst solle mit seiner Bande einen blutrünstigen Orkgötzen verehren. Ein solcher Mann wird kaum die Zeichen des Göt-

terfürsten achten, wenn er glaubt, er könne blinkendes Gold oder blutige Opfer erlangen.«

»Da mögt Ihr Recht haben, Euer Ehrwürden«, pflichtete ich ihm bei, mehr um das Gespräch zu beenden denn aus tatsächlicher Zustimmung. Zu meinem Glück gab sich der Geweihte damit tatsächlich zufrieden, und da auch die Knappen und Wächter unserer neuen Begleiter nunmehr die Sachen ihrer Herren zusammengepackt hatten, setzten wir die Reise den Pandlaril entlang gemeinsam mit diesen fort. Dabei achteten wir darauf, dem Geweihten und seinen Tross den Vortritt zu lassen, während wir knapp hinter ihren Trägern folgten, um nur ja jedem Gespräch und jeder Gelegenheit zum Streit aus dem Wege zu gehen.

Der Himmel hatte sich mittlerweile wieder etwas aufgehellt und ein klarer, wenngleich kühler Herbstnachmittag war angebrochen. Zu unserer Linken rauschte der Pandlaril geschwind durch die grünen Auen auf Trallop zu, wobei die herbstliche Sonne, wann immer sie durch die Wolken brach, gleißende Spiegelungen auf seiner sonst eher schlammigen Oberfläche hervorrief. Die vereinzelt Silberweiden und Espen am Ufer hatten schon große Teile ihres rotgülden Blätterkleides abgeworfen, wie ich mit einer mir unerklärlichen Traurigkeit feststellte. Eine milde brisiche Brise war aufgekommen und ließ die zu Boden gefallenen Blätter leise raschelnd umherwirbeln; hoch über uns zog ein einsamer Blaufalke majestätisch seine Kreise. Tief atmete ich die frische, kühle Luft ein, wobei ich bemerkte, dass eine merkwürdige Melancholie mich bei all dieser herbstlichen Pracht umfing. Mit einem Male standen mir die Bilder meines bisherigen Lebens vor Augen. Ich dachte an meine Eltern, die als bescheidene Handwerker in einem Dorf nördlich von Vinsalt mehr schlecht als recht ihr Auskommen hatten und sich meine Ausbildung in der Rechtsschule vom Munde abgespart hatten - nur, damit ich letztlich die Schule abbrach und nun als Streuner durch die Lande zog. Überhaupt, die Rechtsschule ... noch

vor weniger als einem halben Jahr wäre ich um diese Tageszeit vermutlich noch im Unterrichtssaal gewesen. Ich hätte mich mit der hübschen Emiria und dem dicken, aber geistig erstaunlich flinken Peraindian über den hochnäsigen Rilyan von Emmerswacht lustig gemacht, während Magistra Gunelde einen ihrer schier endlosen Vorträge über die zahlreichen Details des Ius Divi Horathis - die eigentlich nur für Rechtshistoriker noch von Bedeutung sein sollten - gehalten hätte. Danach wären wir wohl noch für eine Weile in die *Altquell-Schänke* gegangen - bei schönem Wetter vielleicht stattdessen auch in den Madamapark, vielleicht hätten uns noch Isora und Bardo begleitet: - ehe ich den Weg zurück zu meiner kleinen Mietwohnung genommen hätte, um mich auf den nächsten Tag vorzubereiten - oder zu Firuna natürlich, jedenfalls bevor diese sich so plötzlich von mir getrennt hatte.

Ich hatte jedoch das Gefühl, als läge all das schon unendlich weit hinter mir. Meine ausgiebigen Streitereien irt: Peraindian über die Schwächen und Stärken der bisheriger Entwürfe zu einem neuen, großen horasischen Gesetzbuch schienen plötzlich völlig unbedeutend; warum Rilyans Sticheleien mich je gekränkt hatten, konnte ich kaum noch nachvollziehen. Selbst das Gesicht Firunas, meiner erster >ganz großen Liebe<, begann schon, vor meinem geistiger Auge zu verblassen, dabei hatte ich gedacht, dass diese Erinnerungen zu denen gehören würden, die ich immer r mir tragen würde. Doch obwohl - oder vielleicht *geradi±* weil - all dies auf einmal so schien, als läge es bereits Ewigkeiten zurück, verspürte ich auch den Drang zurückzzukehren.

Ich vermisste den Lärm des Vinsalter Fischmarkts, ateauch die sakrale Stille des erhabenen Praiostempels, der Ehrfurcht gebietenden Anblick des Sternenturms, abfauch die Arbeit mit den Kranken im Spital. Und vor aller: vermisste ich die zwar vielleicht sinnlosen, aber irgendwo tröstlichen Gespräche mit Emiria und Peraindian, mit Is-

rz. Bardo, ja selbst mit Rilyan und vor allem mit Firuna.

'•äs sie wohl gerade machten und was aus ihnen allen

* ?hl werden würde? Große Rechtsgelehrte, die hochbeleutsame Fälle vor dem hohen horaskaiserlichen Reichs-

£=richt vortragen durften? Oder würden auch sie in frem-

ie Länder aufbrechen, um dort vielleicht als Rechtsberater

" Kaufleute tätig zu werden? Und Firuna, hatte sie sich
-xich unserer Trennung darum bemüht, eine berühmte
I-eweithe im Vinsalter Tempel zu werden oder reiste sie,
so viele Priester der Allwissenden Göttin, zur Mehrung
irres Wissens durch die Lande, hatte sich vielleicht sogar
<r.on einem Orden wie der Schwesternschaft der Mada<
£T.£eschlossen?

Jnd all meine früheren Freunde, waren sie glücklich mit
nren Leben? Und folgten sie dem Pfad, der ihnen vorher-
resdmmt war, oder einen Pfad, den sie selbst gewählt hat-
'sr.? Würde ich je einen von ihnen Wiedersehen?

Lzi selben Moment schalt ich mich allerdings für diese
I-eianken. Ich hatte doch immer von einer solchen Aben-
Hu^rreise geträumt! Doch jetzt, da ich mich mitten in ei-
echten Abenteuer befand, da wünschte ich mich

<r-on zurück? Und wieso sollte ich meine Freunde aus
risalt vermissen, wo ich doch gerade mit Tsaja, Silvana
it-d von Weißentraut neue Freunde gefunden hatte? Ver-

* –t schüttelte ich den Kopf, um die düsteren Gedanken
zi verscheuchen, und musste feststellen, dass ich schon
gutes Stück hinter meine Begleiter zurückgefallen war.
d stieß also meinem Pony die Stiefel in die Flanken, um

ra einem kurzen Galopp zu veranlassen, was es jedoch
z^ächst nur mit einem Umwenden seines Kopfes in mei-
-c Richtung und einem belustigten Röhren quittierte, ehe
^ als wolle es mich nicht völlig blamieren, zumindest in
tfren holprigen Trab fiel.

-.Ls ich endlich zu den anderen aufgeschlossen hatte,
zmen diese mein Fehlen anscheinend noch gar nicht be-
'z^rkt. Silvana allerdings legte für einen Moment den Kopf

schräg und betrachtete mich durchdringend, als sich mein Pony zwischen ihren Falben und Tsajas Fuchs drängte.

Insgesamt kamen wir aber auch ohne mein Zögern langsamer voran als zuvor, da die Dienerschaft von Praiosgeweihtem und Bannstrahler nicht beritten war, und so hatten wir unser nächstes Ziel, die Stadt Braunschweig, noch lange nicht erreicht, als es zu dunkeln begann. Immerhin war ein kleiner Weiler vor uns zu sehen, ehe die Sonne vollends am Horizont versank. Während ich mich jedoch noch bemühte, eine Gaststätte, Taverne oder vergleichbare Herberge ausfindig zu machen, stieg der Bannstrahler-Ritter bereits von seinem Ross, schritt entschlossen auf die Tür des nächstgelegenen größeren Bauernhauses zu, dessen Fenster und Holztüren bereits zur Nachtruhe geschlossen waren, und pochte wuchtig gegen die Holztür. »Im Namen des Herren Praios, öffnet! Der Luminiferi, seine Ehrwürden Aurentian von Elenvina sowie der Ritter Greifward Carclan von Ibenburg erbitten Eure Gastfreundschaft.«

Wieder fragte ich mich, wie wohl ein Befehl dieses Ritters klinge sollte, wenn er gerade eine Bitte ausgesprochen hatte. Allerdings hatten seine Worte den gewünschten Erfolg. Es dauerte nicht lange, ehe zu hören war, wie irr* lautem Klappern und Rumpeln die Riegel auf der anderen Seite beiseite geschoben wurden und die Tür aufgerissen wurde. Ein dicklicher Mann mit dichtem rotem Haar um Vollbart, gekleidet in schlichtes Leinen, starrte uns verwirrt an, ehe er sich nach einer kurzen Pause unterwürfig verbeugte: »So kommt doch herein, tretet ein, hohe Herren. es ist mir eine Ehre, Euch willkommen zu heißen. Ich weiß allerdings nicht, ob meine bescheidene Unterkunft der hohen Herren angemessen ist, auch habe ich nicht viel was ich Euch anbieten kann. Doch alles, was mein ist, steht natürlich den hohen Herren zur Verfügung.«

»In der Tat, bescheiden trifft es wohl ganz gut«, rümpfte der Bannstrahler, der noch während der Rede des Bauern

m diesem vorbei in das Haus getreten war, die Nase. »Doch rür eine Nacht wird es reichen. Ihr da«, adressierte er seine Knappen, Wachen und wohl auch unsere kleine Abenteuergruppe, »Ihr übernachtet in der Scheune. Hier in der Erube ist nicht genug Platz für Euch.«

Ich selbst stört mich nur geringfügig an der Unhöflichkeit ies Ritters, schien mir doch eine Nacht in der Scheune einer Übernachtung in der Stube bei den beiden hohen Herren in jedem Fall vorzuziehen. Wie aber von Weißentraut m zusehen war - und wir alle es wohl auch erwartet hatten - stand dieser kurz davor, den Ritter, Bannstrahler hin oder r.-sr. zu einem Duell zu fordern ob dieser Verletzung seiner Ehre. Zu meiner Erleichterung lenkte jedoch der Praiosrrweihthe, der offenkundig ein besserer Diplomat war als

Begleiter, sofort ein: »Lieber Freund Greifward, Ihr 'frgesst immer noch, dass Ihr nicht mehr im Lande der ^tzer und Frevler seid. Unser Gefährte hier, der Herr von rVeißentraut, ist von edlem Geblüt, es geziemt sich nicht, iiss Ihr ihn wie einen Stallburschen behandelt. Seine Die-ser mögen mit den unseren in der Scheune unseres braven Gastgebers nächtigen, ihm selbst gebührt aber wohl doch ne Ehre, unseren Lagerplatz zu teilen. Doch ich sehe, das Essen, das unser Gastgeber uns auftischt, wird auch für Rc reichen, so sollen sie zuerst ihre Mägen füllen.«

Der Bauer hatte tatsächlich derweil seine Frau, eine rhimpe, höchstens 30 Jahre zählende Matrone aufge-cheucht, einige Riesenlöffler zu schlachten und zu braten. " während wir auf das Fleisch warteten, reichte er uns fri-ches Bierbrot, warme Butter und frische Milch, dazu meh-
rere Krüge Selbstgebrannten Schnaps. Da mich der arme *Lmn, der für unsere doch eher ungehobelte Gruppe Nah-
"Vg opferte, von der seine Familie sicherlich eine Woche zr.g hätte zehren können, dauerte, nahm ich trotz des luftes, den das bratende Fleisch verbreitete, nur gerade
viel der angebotenen Speisen zu mir, dass ich nicht Ge-nhr lief, den Landmann zu kränken.

Der Praiospriester wie auch der Ordenskrieger hatten dagegen keine solchen Skrupel, gierig schlangen sie alles in sich hinein, was sie auf ihre Teller häufen konnten. Während sie kauten und schmatzten, bemühte ich mich wieder einmal, eine Geschichte unserer Reise zum Besten zu geben, um die Bauern und ihre Kinder, die uns mit großen Augen anstarrten, wenigstens etwas zu entschädigen.

Ich hatte jedoch kaum davon erzählt, wie von Weißentraut den Drachen im Blautann erschlagen hatte, als der Bannstrahler, der mittlerweile bereits ausgiebig dem Branntwein zugesprochen hatte, ein Stück Knochen ausspuckte und raunte: »Ha, Ihr habt allenfalls einen kleinen, jämmerlichen Baumdrachen erschlagen, den selbst ein Goblin besiegt hätte. Die veraltete Kriegskunst, die hier an den Weidenern Akademien gelehrt wird, mag sich zum Kampf gegen tierhafte Orks und Goblins eignen, einerrichten Drachen ist kein Weidener je gewachsen gewesen. Selbst dieser Bauer hier«, er wies auf unseren Gastgeber »weiß sicherlich, dass mitten im Blautann, direkt unter der Nase der Herzogin, ein leibhafter Höhlendrache sei: Hunderten von Jahren die alte Krone der Weidener Herzoge bewachen soll. Ich frage Euch, in welchem anderen Land könnte solches heute noch geschehen? Wo sonst wären die Ritter derart feige, dass sie den Kampf gegen einen Lindwurm scheuen würden? Und auch dieser sinnlose Heerbann der Herzogin, was soll er bewirken? Die wahre Schlacht gegen die Dunkelheit wird im Süden gefochten, während sich die Weidener Heerscharen im enger Sichelstieg vor den Klängen der Feinde verstecken werden Verräter und Feiglinge, allesamt.«

Diesmal waren es sowohl von Weißentraut als auch der Bauer, deren Gesichter sich rot verfärbten. Ein weiteres Mißreagiert jedoch Silvana rasch, indem sie sich erhob und sprach: »Ihr verzeiht, Euer Ehrwürden, aber ich verstehe nichts von so hoher Kriegskunst, und ich werde mich daheim nun zur Ruhe begeben. Haduwulf, zwar steht es Euch zuz.

bei den beiden edlen Herren zu übernachten, ich würde jedoch gerne um Eure Gesellschaft bitten, damit wir einige Fragen meiner Arbeit für den Vogt von Dornensee besprechen können.«

Von Weißentraut zögerte noch, man konnte in seinem Kindergesicht deutlich sehen, wie der Wunsch, sich der Göttin Rondra als würdig zu erweisen und jenen Ritter für die Schmähungen der Weidener zum Kampfe zu fordern, mit der Bitte der Magierin rang, ehe er sich von seinem Sitzplatz erhob, Silvana zur Tür geleitete und an mich und Tsaja die Worte richtete: »Erhebt euch, werte Freunde, *»⁰*ir haben lange genug gespeist. Wenn diese zwei edlen Söhne des Götterkönigs mehr von meinen simplen Weiener Manieren erfahren wollen, werden sie sich zur Scheune begeben müssen, wo wir wie die Tiere nächtigen. Von der Gastfreundschaft und Höflichkeit der Nordmärker, die einen armen Wehrbauern seiner Habe berauben, um iann ihn und sein Land zu verspotten, habe ich heute renug gelernt.«

Die Hand des Bannstrahlers zuckte zum Dolch und hätte diesen wohl auch - bereit zum Angriff - aus der Scheide zerissen, wenn nicht der Erzpriester beruhigend seine Hand darübergerlegt hätte. Der besagte Wehrbauer zitterte deutlich, wobei ich nicht zu entscheiden vermochte, ob aus "•Nut über die Äußerungen der Fremden oder aus Angst, fs könne in seiner Hütte ein Kampf zwischen von Weißentraut und dem Nordmärker Bannstrahler ausbrechen. Jm eine weitere Verschärfung des Streites zu verhindern, rrlgten auch Tsaja und ich unseren beiden Freunden sogleich aus der Bauernkate. Da in der Scheune aber bereits ne acht Gefährten der Praiosanhänger ihr Lager bezogen hatten, zogen wir es vor, trotz des üblen Geruchs nach Vieh m Stall zu nächtigen. Hier fand sich neben den vier Bornlinder Bunten und einer altersschwachen Nordmähne trtsächlich noch genug Platz, an dem wir unsere Decken r~sbreiten konnten. Von Weißentraut legte sich ohne ein

weiteres Wort hin, wofür wir wohl alle dankbar waren, hätte doch keiner von uns geeignete Worte gefunden, um die Rede des Bannstrahlers zu entschuldigen oder unseren Krieger zu besänftigen. Was mich dagegen erstaunte, war, dass schon bald lautes Schnarchen von seinem Lager herüberklang, hatte ich doch erwartet, dass er angesichts der erlittenen Kränkungen nicht so leicht den Weg in Marbos Arme finden würde.

Tsaja dagegen erklärte, dass sie noch nicht müde genug sei, um zu schlafen, und sich noch ein wenig im Dorf umsehen wolle. Ich vermutete, dass es ihr zumindest auch darum ging, die Begleiter des Bannstrahlers über dessen Absichten auszuhorchen, wobei sie vermutlich wirklich alleine wesentlich erfolgreicher sein würde, als wenn ich sie begleitete. Da aber auch mir selbst nicht nach Schlafen zu Mute war, setzte ich mich noch eine Weile vor *die* schmale Manntür, die den zweiten Eingang in den Stal darstellte. Ich getraute mich nicht, die Türe offen Steher zu lassen, wusste ich doch nicht, ob dies vielleicht angesichts der mittlerweile doch schon recht kühlen herbstlichen Nachtluft dem Vieh des Bauern schaden würde. Ich bildete mir aber ein - oder hoffte vielmehr - dass auch bei geschlossener Tür der Gestank direkt vor der Tür etwas weniger stark war als im Rest des Stalls.

Tsaja war bereits eine Weile verschwunden, als sich Silvana mit raschelnder Robe erhob und zu mir herübertra:

»Ich wollte schon länger mit Euch reden, Alrik«, sprach sie mich an, während sie scheinbar abgelenkt einige Strohhalme von ihrer Robe zupfte. »Ich finde, dies ist ein guter Moment dafür. Ich habe Euch noch gar nicht zu Eurem Erfolg im Balihoer Gerichtssaal gratuliert. Ich wollte ihr durch meinen Einwand nicht schmälern, das war wirklich eine eindrucksvolle Leistung. An Euch ist ein Jahrmarkt zauberer verloren gegangen, bei Eurer Begabung im Uirgang mit Rauch und Spiegeln. Umso seltsamer will es irrscheinend, dass ausgerechnet Ihr mir ein so großes Miss-

rauen entgegenbringt. Leugnet es nicht, Ihr bemüht Euch zwar, es zu verbergen, aber ich bin keine Närrin. Also, was rabt Ihr gegen mich?«

Ich wusste nicht recht, was ich ihr darauf antworten sollte. Tatsächlich stimmte es ja, mir erschien das Gebaren der Magierin gegenüber von Weißentraut noch immer zu künstlich, ihr Auftreten zu holzschnittartig, ihre Geschichte *zch immer zu mysteriös, als dass ich ihr wirklich hätte vertrauen schenken können. Doch wollte ich ihr dies kaum mekt ins Gesicht sagen, solange ich nicht wirkliche Beweise für meine Zweifel hatte. Ihre direkte Frage empfand ch daher als äußerst unangenehm, nicht zuletzt deshalb, *~eil ich auch das ungute Gefühl hatte, dass jedes allzu persönliche Gespräch zwischen mir und der Magierin von rrserem Ritter von Weißentraut nicht allzu gut aufgenommen werden würde; was Silvana anging, schien er äußerst empfindlich.

Zögernd erwiderte ich daher: »Was heißt schon nicht rsuen... ich kenne Euch nicht gut. Und ich bin nun einmal rrt den Lehren des Praios groß geworden; da neigt man acht dazu, Magiern besonders zu vertrauen. Ihr wollt doch rieht wirklich meine kleinen sprachlichen Tricks mit Eurer Häcxenkunst vergleichen, oder?« Innerlich horchte ich mei-Tcr. eigenen Worten noch einen Moment nach und stellte zufrieden fest, dass sie ausreichend unverfänglich klangen, ur: niemanden zu verletzen.

► So, Ihr misstraut also allen Magiern? Da solltet Ihr Euch ich eigentlich mit unseren neuen Freunden gut verste-ZETL Ich weiß gar nicht, wieso Ihr hier im Stall übernachtet«, ^rgegnete Silvana mit einem spöttischen Lächeln, wobei ie sich direkt neben mich setzte und mit ihren smaragd-^rbenen Augen anstarrte. »Und ich hatte schon befürchtet, ir glaubtet, ich sei nicht ehrlich gegenüber dem ehrbaren ^iduwulf.«

Unwillkürlich fragte ich mich, ob sie ihre Magie genutzt r^rre, um meine Gedanken zu lesen. Immerhin gelang es

mir aber, nicht ertappt zusammenzuzucken, als Silvana solcherart fortfuhr. Dennoch bemerkte sie wohl meine Überraschung, jedenfalls ergänzte sie nach einem kurzen Seitenblick auf mich: »Wisst Ihr, nur Wenige werden zu erfolgreichen Magierinnen, wenn sie blind durchs Leben gehen. Ich sehe durchaus, dass Ihr nicht viel von mir haltet. Und man braucht nur eins und eins zusammenzuzählen, um die Ursache zu erraten.«

Langsam fühlte ich mich von dieser Frau doch sehr in die Ecke gedrängt; es gab kaum eine mögliche Antwort auf ihre Ausführungen, die nicht ihrerseits peinlich für mich oder beleidigend für sie gewesen wäre. Zum Glück entthob mich Silvana der Notwendigkeit, eine Entschuldigung oder Erklärung zu suchen, indem sie selbst fortfuhr »Doch Ihr täuscht Euch. Ich mag Haduwulf, ich mag ihn wirklich sehr. Er ist mein ältester und bester Freund. Ich würde nie etwas tun, was ihn verletzen würde.«

Eigentlich wollte ich das alles noch immer überhaupt nicht hören - was zwischen ihr und von Weißentraut war ging mich nichts an. Es gab nun aber wohl kaum eine Möglichkeit, dem Gespräch weiter auszuweichen. Also entschloss ich mich (mit einem innerlichen Aufseufzen und nach einem kurzen Zögern), selbst in die Offensive zu gehen: »Nun, Ihr mögt meine Gedanken lesen können aber Eure Wortwahl verrät auch mehr, als Ihr sagen wollt. Wenn Ihr von Weißen traute Euren *besten Freund* nennt, dann zeigt Ihr damit, dass mein Misstrauen zu Recht besteht. Ihr seid nicht ehrlich zu unserem Ritter, Ihr habt doch gar nicht die Absicht, mit ihm nach Dornensee zurückzukehren und die von ihm erträumte Familie zu gründen«, flüsterte ich, zum einen, weil mir meine eigene Rede viel zu pathetisch klang, zum anderen, weil ich auf gar keinen Fall riskieren wollte, dass von Weißentraut etwas von diesem Gespräch mitbekam. »Aber ich denke, es gibt noch viel mehr, dass Ihr ihm und auch uns verschweigt. Ich mag vielleicht meine Geheimnisse haben, ich mag mein Lächeln

über von Weißentraut und seine hohen Ideale verbergen, Ihr aber verheimlicht Eure wahren Pläne und Ziele vor ms.« In Gedanken verfluchte ich mich wieder einmal; hatte ich von Weißentraut eine Predigt wie ein Tsa-Geweiht gehalten, so klang ich diesmal wohl eher wie ein Travia-Prediger oder ein Praios-Diener.

Gedankenverloren strich sich Silvana eine lange Haar-Urahn aus dem Gesicht, ehe sie mir wieder direkt in die Augen sah. »Ah, aber wir haben alle einige Geheimnisse TOT den anderen. Und ich kann nichts dafür, dass er sich emredet, mich zu lieben. Ja, ich gebe es zu, ich würde nicht fegen, dass ich *Liebe* für ihn empfinde. Ich mag solche großen Worte ohnehin nicht, jedenfalls nicht in der Realität - ersteht mich nicht falsch, ich habe immer schon gerne i-en Geschichten der Barden gelauscht und würde alles *iiiiT* geben, mir in der Vinsalter Oper Stücke über ewige "Liebe über den Tod hinaus, brennenden Hass und tragische rebespaare anzusehen, aber in unserem eigenen Leben, — sehen wir uns nichts vor, kommen diese Dinge in dieser Form gar nicht vor. Und die Vorstellung, all meine Kraft und mein Wissen in Dornensee zu verschwenden, ohne jemals die Pracht Ar Anfas oder Khunchoms zu erleben: wer das Magische Kusliker Theater oder eben die Vinsalter Oper besucht zu haben, ist tatsächlich nicht allzu verlockend. Wisst Ihr, dass es nicht einmal eine Tagesreise von Iomensee bis Gareth ist und meine Eltern es doch in ihrem *zznzen* Leben erst zweimal dorthin geschafft haben? In *tsalt* waren sie nie, und Al'Anfa oder Khunchom kennen nur aus Erzählungen. Und ich werde nicht zulassen, dass auch mein Leben derart langweilig und ereignislos wird, ich werde mich nicht an einen kleinen Hof auf dem *-aride* binden lassen.«

Sie hatte die Stimme bei diesen Worten unwillkürlich erbeben lassen, ihre Augen blitzten zornig und die Wangen waren rot. Ihr Wut leicht gerötet; von ihrem sonst doch eher kühlen und reservierten Auftreten war nicht mehr viel zu bemer-

ken. Im selben Moment fing sie sich jedoch wieder, schluz die Augen nieder und seufzte leise, ehe sie wieder im merklich leiserer Stimme fortfuhr: »Doch habe ich nicht die Macht, das Schicksal, das die Zwölfe mir bestimmt haben, abzuwenden. Weder habe ich das Geld, um mich vor meiner Verpflichtung gegenüber dem Vogt loszukaufen. noch habe ich den Einfluss, um den geplanten Traviabun mit Haduwulf aufzuschieben oder gar abzusagen. Unz meine Eltern würden es schon gar nicht dulden, wenn hier eine derart gute Partie und eine solche ehrbare Anstellung ausschlagen würde. Ihr könnt also beruhigt sein: Da *dz*t Götter offenkundig mit dem treuen Haduwulf sind, werden es wohl doch eher seine als meine Träume sein, *cü*± sich am Ende verwirklichen werden.«

Ich fragte mich, ob sie wirklich glaubte, was sie da sagte oder ob sie mir nur eine neue Rolle vorspielte. Sogleich ärgerte ich mich jedoch über mein Misstrauen und über meinen Hochmut, schon wieder den Stab über die mir kaum bekannte Magierin zu brechen und entgegnete: »Wer will gar nichts dazu sagen, dass Ihr Euch über eine bezahlte Stelle als Hofmagierin beschwert, für die so *mancher* von ärmerer Herkunft seinen rechten Arm geben würde. Aber was Ihr über von Weißentraut sagt, ist schlicht dumm. Warum müssen es entweder seine oder Eure Träume sein? Glaubt Ihr wirklich, dass ihr keine gemeinsamen Träume habt? Und selbst wenn Ihr das glaubt, zeugt Eure Rede von völliger Blindheit oder fürchterlicher Selbstgerechtigkeit. Sogar ich kann erkennen, dass unser stolzer Ritter seinerseits jederzeit seine Träume opfern würde wenn er Euch damit glücklich machen würde, und Ihr, *!c* Ihr ihn viel länger kennt, müsstet das auch wissen. Ihr mört das lächerlich und übermäßig theatralisch von ihm finden. aber Ihr wisst dennoch, dass es die Wahrheit ist. Ihm *cj*c Schuld an Eurem Leben zu geben, ist kleinlich und unehrlich.« Erstaunt bemerkte ich, dass auch ich, ohne wirklich darauf zu achten, bei meinen letzten Worten immer lau: ^

ir^vorden war. Es gab doch für mich überhaupt keinen Hund, wütend zu werden. Was ging es mich an, was zwi- rnen diesen zwei Adligen vorging? Weder war ich ein Tra- ~ageweiheter, noch konnte ich behaupten, die beiden auch n annähernd gut zu kennen. Und trotzdem, ich ärgerte -ich unleugbar sowohl über Silvana als auch, was noch *reniger verständlich erschien, über von Weißentraut, der redlich schlafend in der Ecke lag.

Silvana hatte dies aber anscheinend nicht bemerkt, ob- v'jhl sie mir aufmerksam zugehört hatte. Nun erwiderte »So fändet Ihr es also *richtiger* von mir, wenn ich ihn --forderte, mir zu helfen, dauerhaft aus Dornensee zu ^schwinden, obwohl er damit gegen alles verstoßen rnisste, was ihm heilig ist?«. Merkwürdigerweise klang hre Stimme dabei keineswegs so spöttisch oder gereizt, ihre Worte dies hätten erwarten lassen, sondern ein- ten nur leise, ein wenig heiser und sehr traurig.

Betroffen sah ich sie an. Ich musste zugeben, dass irrchaus etwas Wahrheit in ihren Worten lag. Zwar würde Tr. Weißentraut ihr wahrscheinlich auch einen solchen vmsch erfüllen, aber ob er selbst damit glücklich werden wrinte, wusste ich nicht zu sagen. Nachdem meine Wut ■in einem Moment auf den anderen völlig verraucht <rien, brachte ich nur noch ein zaghaftes Stottern hervor: Ich ... ich ... es tut mir Leid. Seht, was ich sagen wollte, «TET nur ... na ja, wir ... wir können nicht sehen, was im -5crzen eines anderen vorgeht... wir verstehen meist nicht ^rrnal, was in unseren eigenen Herzen vorgeht. Ich meine - Ihr ... Ihr solltet zumindest mit ihm reden.«

Schweigend sah mich Silvana für einen Moment an, ehe ££ mit einem nicht allzu überzeugenden Lächeln und ei- "cm unsicheren Schulterzucken antwortete: »Vielleicht ".zct Ihr Recht. Ich werde mit ihm reden... aber erst müssen diese Queste beenden. Danach werde ich mit ihm über sprechen, ich verspreche es Euch. Sogar über die Euch ■it nichtigen großen Themen wie Liebe und Hass und

Schicksal.« Bei diesen letzten Worten hatte sie sich offenkundig bereits wieder völlig im Griff; Ihre Augen blitzten erneut schalkhaft auf und eines ihrer strahlenden Lächeln huschte über ihre Lippen.

Um von Weißentraut nicht noch zu wecken, aber auch, um mir meine Verwirrung und Hilflosigkeit nicht anmerken zu lassen, täuschte ich ein Gähnen vor und begab mich nach einem gemurmelten »Ich bin zu müde, um Euch weitere Predigten zu halten« zu der Decke, die ich in einer Ecke des Stalls, möglichst weit von den Tieren entfernt, ausgebreitet hatte. Ich rollte mich in die Decke ein und bemühte mich, so gut es ging den Gestank und die unbequeme Lage zu ignorieren, bemerkte aber auch noch, dass sich Silvana vor der Tür auf den Boden gekauert hatte und mich gedankenverloren anstarrte, während sie auf ihrer Unterlippe herumkaute. Rasch drehte ich mein Gesicht weg und gab vor, einzuschlafen. Dabei fiel es mir gar nicht leicht, weitere Bewegungen zu vermeiden, da der Untergrund mit jeder Minute härter und kälter zu werden schien.

So lag ich noch lange wach und grübelte über meine Reisegefährten und ihre jeweiligen Wünsche und Träume nach. Nicht nur, dass wir alle ganz unterschiedliche Ziele zu verfolgen schienen - zusätzlich schien auch noch jeder mehrere gegensätzliche Ziele zugleich anzustreben: Ich wollte möglichst viel erleben, Erfahrungen sammeln. Kenntnisse fremder Dinge und Orte erlangen, die Wildnis durchstreifen und fremde Kulturen sehen. Gleichzeitig sehnte ich mich aber in das schöne, sichere Vinsalt zurück, wo ich Freunde hatte, wo ich mich auskannte, wo meine Heimat war. Tsaja wollte zu ihrem geruhsamen Leben in Dornensee und zu ihren heimischen Wäldern zurückkehren, zugleich aber auch nicht länger den Befehlen des alten Vogts folgen müssen und von ihrer Büroarbeit befreit sein. Von Weißentraut wollte sich als tapferer Held und Krieger und treuer Diener des Kaiserreichs beweisen

andererseits aber auch Silvana jeden Wunsch von den Lippen ablesen. Und Silvana schien vor allem danach zu streben, die großen Städte Aventuriens zu sehen, wollte aber zugleich auch dem Bild als braver Hofmagierin von Königlich Dornensee, das ihre Eltern und von Weißentraut sich geschaffen hatten, gerecht werden. Ob es wohl irgendetwas von uns jemals gelingen würde, sich für eines dieser Ziele zu entscheiden, geschweige denn eines dieser Ziele auch zu erreichen?

Irgendwann hörte ich, wie auch Silvana sich zu ihrem Lager begab; ehe Tsaja zurückkehrte, war ich jedoch bereits eingeschlafen.

Stromaufwärts

Am nächsten Morgen waren wir alle schlechter Stimmung. Schweigend verzehrten wir etwas von unserem Proviant, wobei wir uns nicht einmal ansahen. Ich fragte mich, ob mein Beinahe-Streit mit Silvana bereits auf die ganze Gruppe abgefärbt hatte, entschied mich aber dann, dass die allgemeine üble Laune nur an der bevorstehenden Tagesreise mit dem Tross des Praiosgeweihten lag. Tatsächlich hatten wir unsere Pferde kaum auf den Hof hinausgeführt, als auch Ritter und Geweihter schon fertig gerüstet aus dem Haus des Bauern traten, wobei der Bannstrahler nicht einmal darauf verzichten konnte, uns mit einem höhnischen »Rondra zum Gruße, stolze Weidener Ritterschaft!« zu grüßen. Ihre Dienerschaft hatte auch ihre Reittiere - die sie über Nacht ebenfalls in der Scheune untergebracht hatten - bereits reisefertig gemacht. Und so setzten wir unseren Weg gemeinsam fort.

Ich selbst huschte, nachdem die beiden Praioten aufgebrochen waren, noch schnell in das Haus des Wehrbauern und drückte nach einem kurzen Blick auf die leer gefressenen Schalen und Teller dem Mann, der bei meinem Eintreten erschreckt aufschaute, als befürchte er die Rückkehr seiner Gäste, mit den Worten: »Hier, guter Freund, nehmt dies als Entschädigung für Eure Mühen und als Entschuldigung für unser Benehmen« einige Dukatenmünzen in die Hand. Ohne auf eine Antwort zu warten, verließ ich die Hütte wieder (wobei ich insgeheim wieder einmal fürchtete, einen Fehler gemacht zu haben - was war, wenn der Bauer diese Bezahlung nun als Beleidigung oder Kränkung empfinden mochte?) und trieb mein Pferdchen zu einem möglichst raschen Trab an, um den schon recht großen

Abstand zu den anderen wieder zu verringern. Zum Glück ragte mich niemand, was mich so lange aufgehalten hatte; rar Tsaja wandte sich für einen kurzen Moment zu mir *zm* und sah mich mit einem wissenden Lächeln an, als ich meine Freunde endlich eingeholt hatte.

Praiosgeweihter und Bannstrahler legten diesmal ein schärferes Tempo an den Tag als zuvor, was ihre Novizen *znd* Wachen zwang, im Eilschritt zu laufen, um mit ihnen Schritt halten zu können. Dementsprechend gelangten wir noch vor Einbruch der Abenddämmerung an die >Steile Brücke<, eine mit Zinnen bewehrte Brücke über das Braunnasser. Während die anderen weiterdrängten, sahen sie doch schon die trutzigen Stadtmauern Braunsfurts auf der anderen Seite der Brücke steil emporragen, hielten Tsaja -md ich eine Weile auf der Brücke inne und bewunderten schweigend den Anblick. Sie trug ihren Namen zu Recht, *var sie doch derart hoch gebaut, dass sicherlich ein ganzes Flussschiff, so es denn über keinen Mast verfügte, hätte darunter hindurchfahren können. Der Fluss selbst war dagegen noch weniger eindrucksvoll als der Pandlaril, an dessen Ufer die Reichsstraße uns bisher entlang geführt hatte: Eine trübe, braune Brühe strömte träge unter der Brücke hindurch, ehe sie sich wenige hundert Meter hinter der Brücke mit dem Pandlaril vereinigte, um gemeinsam mit ihm dem Neunaugensee, auch Pandlarin geheißen, entgegenzufließen. Unsere Freunde hatten aber derweil ?ereits die Stadttore passiert, sodass wir uns beeilten, ihnen zu folgen, ehe die wuchtigen Pforten sich womöglich hinter ihnen schließen mochten.

Für einen eigentlich eher kleinen Ort war Braunsfurt, '•sie mir auffiel, überhaupt erstaunlich stark befestigt. Die Stadtmauern waren hoch und fest und schienen trotz oder möglicherweise gerade wegen der dunklen Zeiten hervorragend instand gehalten worden zu sein. Die Wachen liei^n uns ohne Schwierigkeiten passieren. Für diesen kurzen Moment war ich sogar ein wenig dankbar dafür, dass die

beiden Praiosdiener uns begleitet hatten, denn wer vermochte schon zu sagen, ob eine Gruppe Abenteurer ohne solch hohe Gesellschaft genauso einfach in die Stadt gelassen worden wäre. Hinter den festen Mauern befand sich ein für Weidener Verhältnisse schon größerer Ort. Mehrere Gasthäuser und Schänken waren zu sehen, viele Handwerkerläden und einige Kaufläden, die jedoch bereits für die Nacht schließen wollten, als wir eintrafen. Tsaja wies uns mit einem Ausruf freudiger Überraschung auf ein lang gestrecktes, steinernes Gebäude hin, vor dessen Eingang eine Reihe aus drei Säulen stand und dessen Giebel und Tore mit Bildern der verschiedensten Feldfrüchte geschmückt war. Ich brauchte etwas, bis ich erkannte, dass nicht dieser Perainetempel selbst es war, der Tsaja derart beeindruckt hatte, sondern vielmehr das riesenhafte Nest, das mitten auf dem spitzgiebeligen Dach thronte.

»Ein derart großes Storchennest gibt es wohl auf ganz Dere kein zweites Mal!«, rief sie aus. »Dies muss wahrlich ein von der Gütigen Göttin gesegneter Ort sein!«.

Die beiden Praiosgeweihten steuerten unterdessen, ohne den ebenfalls erkennbaren Praiostempel auch nur eines Blickes zu würdigen, mit ihrer Dienerschaft die größte der drei Gaststätten an. Ich trieb mein Pony zu dem Maultier des Geweihten und fragte ihn nach einem höflichen, nahezu unterwürfigen Gruß, für den ich mich selber etwas schämte, ob er es nicht für angemessen hielt, anstelle der Gastfreundschaft des Wirtes heute jene des Praiostempels in Anspruch zu nehmen.

Mit einem durchdringenden Blick, der bis auf den Grund meiner Seele zu reichen schien und seine bisherige Leutseligkeit Lügen strafte, starrte der Geweihte mich an, sodass ich mir fast wieder wie in meiner Anfangszeit an der Rechtsschule vorkam, ehe er mit verärgelter Stimme erklärte: »Wir Diener des Götterfürsten beanspruchen nicht die Gastfreundschaft voneinander, sondern ziehen es vor die der Laien in Anspruch zu nehmen, auf dass auch die

einfachen Gläubigen die Möglichkeit erhalten, dem König der Götter zu dienen, indem sie die Bringer seines Lichtes beherbergen.«

Mir lagen zwar mehrere Kommentare auf der Zunge. Angesichts des Fröstelns, das sein Blick in mir ausgelöst hatte, schluckte ich sie aber herunter und erklärte, um weitere Auseinandersetzungen von vorneherein zu vermeiden, dass unsere Geldbörsen für diese Unterkunft nicht ausreichen würden und wir daher eines der anderen Gasthäuser aufsuchen würden. Der Geweihte nickte steif und erklärte, er werde uns am nächsten Morgen pünktlich bei Sonnenaufgang zur Weiterreise erwarten.

Eine etwas weniger protzige Unterkunft zu finden erwies sich auch als nicht allzu schwer, bereits die erste Gaststätte, die wir aufsuchten, wies zwei saubere und noch unbesetzte Doppelzimmer für einen durchaus annehmbaren Preis auf.

Die Nacht verlief wesentlich geruhsamer als die vorige, zumal der Wirt uns als Abendmahl neben einer gewaltigen Portion Saubohnen und einem deftigen Rindsbraten mit vielen Zwiebeln und Knoblauch auch einen schweren Krug des süßlichen >echten Bornländer Meskinnes< servierte. Schon nach einem halben Glas spürte ich eine wohlige Müdigkeit in meinen Gliedern; dazu erzählte der Wirt, der sich offenkundig über die abendlichen Gäste freute, uns die jüngsten Neuigkeiten aus der näheren Umgebung, die allesamt Viehdiebstähle bei den umliegenden Bauern betrafen und daher für uns nicht sonderlich unterhaltsam oder aufregend waren und folgerichtig zu meiner Schläfrigkeit beitrugen. Wir begaben uns also schon bald nach unserer Ankunft in unsere Zimmer im ersten Stock der Herberge, wo die weichen Betten ein Übriges taten, um uns rasch in einen tiefen Schlaf sinken zu lassen.

Wie verabredet weckte uns der Wirt kurz vor Sonnenaufgang, sodass wir - trotz der nicht geringen Kopfschmerzen,

die der Meskinnes wohl bei uns allen hinterlassen hatte - rechtzeitig zum Aufbruch vor der Gaststätte des Praisogeweihten und seiner Begleiter standen. Wir mussten auch nicht lange warten, ehe unsere frommen Weggefährten hoheitsvoll aus dem Gasthof schritten - natürlich ohne dass ich auch nur ein Wort des Dankes gegenüber dem Wirt vernommen hätte - und ihre Reittiere von einem wohl zur Gaststätte gehörenden Stalljungen satteln ließ.

Durch das >Goblintor< genannte Stadtportal gen Rahja führte unser Weg uns nun. Dichter Nebel war über Nacht aufgezogen, sodass wir kaum 10 Schritt weit sehen konnten, auch war die Herzogsstraße, auf der wir uns nun bewegten, weitaus weniger gut ausgebaut als die Reichsstraße, was unser Vorankommen zusätzlich erschwerte. Linkerhand befanden sich zunächst, soweit wir das im Nebelmeer sehen konnten, von niedrigen Mauern umgebene, bereits abgeerntete Kornfelder, später stießen wir dagegen zunehmend auf tiefgrüne Weiden voller Rindvieher - fette Bornländer Bunte zumeist, vereinzelt aber auch Abilachter Fleckvieh oder Warunker Braune. Hin und wieder passierten wir auch kleine, dichte Wäldchen, aus denen das Gezwitzchen von Vögeln und das Zirpen von Grillen zu vernehmen war. Zu unserer Rechten dagegen war das Glucksen und Plätschern des Braunwassers zu hören, das gemächlich dahinströmend die Auen durchschnitt.

Als wir nach wenigen Stunden das Örtchen Dreybirken erreichten, hatte sich auch der Nebel gelichtet und einem erneuten sonnigen, klaren Tag Raum gemacht. Die Ortschaft selbst war nicht allzu Aufsehen erregend: Eine Ansammlung kleiner, windschiefer Häuser, umgeben von einer stabilen Holzpalisade, lag inmitten von Viehweiden. Zwar sahen wir auch einen Perainetempel etwas außerhalb des Ortes, die örtliche Geweihte war jedoch damit befasst, unter den ängstlichen Augen einer Bauernfamilie einige Tiere des Abilachter Fleckviehs mit einer grün-braunen

Paste einzureiben und grüßte nur knapp, als der Erzpriester des Praios sie anrief. Der Bannstrahler zügelte daraufhin sein Pferd und schien für einen Moment versucht, sie für diese von ihm scheinbar als Unhöflichkeit wahrgenommene Schroffheit zur Rede zu stellen. Er gab dieses Vorhaben zu meiner Erleichterung jedoch auf, als der Praiosgeweihte ihn tadelnd zur Eile gemahnte. Wir verließen die Ortschaft also so schnell, wie wir sie betreten hatten, und gelangten nur wenige hundert Meter jenseits der Stadt an eine große Eiche, von der an rauen Stricken die erhängten Körper zweier etwa kindsgroßer Wesen, deren Körper mit einem dünnen, struppigen roten Pelz bedeckt waren, baumelten. Als wir uns dem Baum auf wenige Schritt genähert hatten, stob eine Schar Krähen unter lautem Krächzen von den Leichen auf. Nun sah ich auch, dass sich die Kreaturen wohl zu Lebzeiten in Pelze gehüllt hatten, von denen noch einige rüdidige Reste vorhanden waren. Ihre Nasen waren außergewöhnlich breit, als habe jemand sehr kräftig darauf geschlagen, und braune, aber starke Zähne ragten aus ihren Mündern hervor. Die wohl im Todeskampf weit aufgerissenen Augen waren von schwacher roter Farbe und von Blut unterlaufen. Die Arme schienen für ihre kleine Statur zu lang zu sein und endeten in langen, klauenartigen Händen.

»Goblins«, erklärte der Bannstrahler, der sich etwas hatte zurückfallen lassen, sodass sein Pferd nun neben meinem Pony hertrötelte, als Antwort auf meinen fragenden Gesichtsausdruck. »Die feigen kleinen Biester sind allesamt Diebe und Räuber, und in dieser Region hängt man Diebe, wenn man sie trifft. Eine sehr effektive Art, für Gerechtigkeit zu sorgen. Wenn die Weidener nur auch bei größeren Gegnern so mutig wären!« Laut und hämisch lachte er über seinen eigenen Witz.

Von Weißentraut, der sein Ross von mir unbemerkt ebenfalls herangelenkt hatte, unterbrach ihn mit schneidend kalter Stimme: »Diese kleinen und feigen Biester, wie

Ihr sie nennt, haben mit den simplen Räuberbanden, die Ihr aus den Nordmarken kennen mögt, nicht viel gemeinsam. Hier im Norden, wo ihre ursprüngliche Heimat ist und sich nicht nur die Schwachen und Ausgestoßenen ihres Volkes finden, haben sie sich schon oft als geschickte und listige Jäger erwiesen. Immer wieder hat ihr Volk flinke und tückische Krieger hervorgebracht, die sich durchaus mit menschlichen Kämpfern messen konnten, weil sie das, was ihnen an Kraft mangelt, durch Geschick und Überraschungsangriffe aus dem Hinterhalt wettmachen. Die Weidener mögen gegen sie kämpfen, sie fangen und sie aufhängen, nie aber würden sie die Rotpelze unterschätzen, wie Ihr es tut. Dabei fällt mir ein ... war es nicht sogar der frühere Graf von Gratenfels, dem man nachsagt, ganze Banden dieser schwachen und feigen Wesen als Söldner angeworben zu haben?«

Die Adern auf der Stirn des Bannstrahlers traten noch deutlicher hervor, als er diese Worte hörte; sein Gesicht nahm eine leuchtend rötliche Farbe an. Es gelang ihm jedoch immerhin noch, einen letzten Rest von Haltung zu wahren: Als von Weißentraut geendet hatte, schnaubte er anstatt des erwarteten Zornesausbruches nur empört und stieß hervor: »Und die Weidener tun gut daran, geschickte Jäger nicht zu unterschätzen. Dankt Firun dafür, dass die Truppen des Ausgestoßenen noch nicht daran dachten, m:: Sauspießen statt mit Schwertern in die Schlacht zu ziehen sonst wäre euer Land wohl schon gefallen. O ja, die stolzer. Weidener sind seit jeher vor dem Rest des Reiches in die Schlacht gezogen, so wie die Wildschweine vor dem Jäger dahin ziehen.« Damit gab er seinem Pferd die Sporen und jagte im Galopp zurück an die Spitze unseres Zugs, wo er wieder dem Praisogeweihten Gesellschaft leistete.

Von Weißentraut jedoch schmunzelte leise und flüsterte mir zu: »Der feine Herr Greifward Carolan von Ibenburf ist wohl etwas empfindlich, wenn man ihn auf den guten alten Grafen von Greifenfurt anspricht.«

Ich runzelte die Stirn, während ich mein Gedächtnis instrengte, um zu ergründen was es mit diesem Grafen auf sich hatte. Ich hatte mich immer mehr für Märchen, Sagen und Legenden denn für die tatsächliche Historie der benachbarten Länder interessiert, aber ich vermeinte mich zu erinnern, gehört zu haben, dass der einstige Graf Baldur Greifax von Gratenfels inmitten der Herzlande des Mittelreiches, im sicheren Gratenfels, für Unmengen an Dukaten mächtige Festungsanlagen hatte ausheben lassen und riesige Söldnerarmeen aus zwielichtigen Gestalten angeworben hatte, bis er letztendlich, nachdem er seine Grafschaft fast völlig ausgeblutet hatte, vom damaligen Kaiser Hai abgesetzt wurde. Der Graf sei jedoch seiner Verhaftung entgangen, indem er in das Gebirge geflüchtet war, wo er bis heute als irrsinniger Mörder einsamen Reisenden auflauere. Es gab sogar eine Spottgeschichte, die *on den Barden der Torbenia verbreitet wurde, wonach eine Gruppe von Landstreichern von dem Grafen festgesetzt wurde und auf der Flucht unentdeckt durch sein gesamtes unterirdisches Verließ schlich, wo sie nicht nur eine Zusammenrottung merkwürdigster Wesenheiten, die dem Grafen als Wachen dienten, sondern auch eine illegale Münzgießerei entdeckten. Wiewohl die Geschichte mit Vorsicht zu genießen war, da sie, wie die meisten Geschichten der Torbenia, von der Absicht geprägt war, den Adel besonders lächerlich erscheinen zu lassen, steckte scheinbar zumindest ein Kern Wahrheit darin. Es war wohl zu erstehen, dass jemand, der auf sein Land derart stolz war *1e unser Nordmärker Bannstrahler, auf diesen Grafen rieth allzu gut zu sprechen war.

Den Galgenbaum hatten wir während des Gespräches hinter uns gelassen. Die Straße, die bisher eher gen Praios geführt hatte, wandte sich allmählich immer stärker in Achtung Rahja, wobei immer noch das Braunwasser an unserer Seite zu hören war. Die Weiden zu unserer Linken

wurden von einem dichten Wald aus den uns schon so bekannten Blautannen, aber auch einzelnen Rotfichten, abgelöst, deren Äste zum Teil sogar über die Straße hinausragten. Ein dichtes Gestrüpp aus Ogerbeerranken und anderen Waldfrüchten wucherte am Boden und versperrte uns den Blick ins Innere des Waldes. Tsaja, von Weißentraut sowie von Ibenburg und seine Knechte beäugten das Unterholz dementsprechend misstrauisch, als befürchteten sie, es könne jeden Moment eine Horde Orks daraus hervorbrechen - es geschah jedoch nichts dergleichen.

Gegen Nachmittag erreichten wir Aelderwald, die nächste Ortschaft. Auch diese war nur um ein wenig größer als Dreybircken; eine alte Wassermühle klapperte lustig am rauschenden Braunwasser, und ein gemütlich aussehendes Gasthaus namens *Waldhof* nicht weit von der Straße entfernt lud uns zum Verweilen ein. Wir entschlossen uns - vielmehr, der Praiosgeweihte entschloss sich und wir folgten -, für eine kurze Mahlzeit einzukehren. Beim Anblick des Geweihten verzog der Wirt zunächst erschreckt das Gesicht, seine Frau kam jedoch sofort auf den Priester zugestürmt und bot alles auf, was ihre Küche hergab, um nur ja nicht das Missvergnügen des Götterfürsten auf ihr Haus zu ziehen. Und so reichte man uns frischen Speck mit Kraut, fette Tralopper Krachwürste mit viel Salz und Knoblauch, dazu Suppe, Bierbrot und große Mengen Butter. Auch Milch und Bier flössen reichlich; wie schon in der Nacht bei dem Wehrbauern erwiesen sich unsere Begleiter keinesfalls als Kostverächter.

Tsaja, von Weißentraut und ich nutzten die unerwartet lange Rast, um kurz den Traviatempel, den wir an der Straße in der Nähe des Gasthauses gesehen hatten, zu besuchen. In dem großen, aber warmen und gemütlichen Gebäude spendeten wir einige Brote, die wir gerade für diesen Zweck zuvor im Gasthaus erworben hatten, um so der Heiligen Mutter für unsere bisherige sichere Reise zu danken. Silvana zog es dagegen vor, die beiden Praioten iir

Auge zu behalten - auch sie wusste aber im Nachhinein von nichts Bedeutsamen zu berichten.

Kurz hinter Aelderwald begann sich die Landschaft zu .vandeln, gebirgiger zu werden. Das Bett des Braunwassers 'var hier wesentlich schmaler, und während unser Pfad Langsam entlang schroffer, zum Teil mit dornigen Kletterranken bewachsener Felswände in die Höhe führte, verschwand der Fluss in einer tiefen Schlucht. Ein rascher Blick m den Abgrund hinein enthüllte mir, dass von dem bisherigen ruhigen Erscheinungsbild des Flusses hier noch nichts zu bemerken war: Gut zehn Schritt unter uns schoss ier Strom unter lautem Gurgeln und Rauschen durch die schmale Klamm gen Efferd; Schaumkronen bedeckten ihn auf seiner ganzen Fläche, sodass der Name Weißwasser nier wesentlich angemessener gewesen wäre.

Aber nicht nur der Fluss, auch unser Pfad wurde rasch von Felswänden eingezwängt, die auch noch immer weiter auf uns zuzurücken schienen, je näher wir unserem Ziel kamen. Bald schon stiegen wir von unseren Pferden ab, mussten wir doch befürchten, dass diese den Halt verlieren und in den Fluss stürzen mochten. Da die Nachmittagssonne bereits zu niedrig stand, um die Kluft zu erhellen, waren außerdem alle dankbar, als ich einige meiner Fackeln entzündete und verteilte, damit wir nicht etwa selbst einen falschen Tritt im Halbdunkel tun würden.

Überhaupt war die Straße hier kaum noch breit genug, zm auch nur für einen einzelnen Wagen Platz zu bieten; vereinzelt waren allerdings große Nischen in die Felsen luf der linken Seite geschlagen worden, sodass wir etwaigen entgegenkommenden Reisenden hätten ausweichen sonnen. Doch war die Straße außerdem von den Füßen zahlloser Reisender ausgetreten und geglättet, dazu kam " och, dass sich auch der Fluss, nachdem wir mehrere Kaskaden passiert hatten, bald wieder fast auf einer Höhe mit ier Straße befand, sodass die manchmal bis zum Pfad

emporspritzende Gischt des Braunwassers den Weg an vielen Stellen glitschig und rutschig werden ließ. Wir dankten daher den Zwölfen dafür, kein solches Ausweichmanöver vornehmen zu müssen. Nach einer Zeit, die mir wie mehrere Tage vorkam, sahen wir endlich hellen Lichtschein vor uns: das Torhaus von Braunenklamm. Trotz der späten Stunde öffneten uns die Wachen, nachdem sie den Ornat des Praisogeweihten sahen, noch das Tor. Während jedoch Bannstrahler und Geweihter einfach passieren durften mussten wir anderen - auch die Dienerschaft des Bannstrahlers - einen geringen, wohl eher symbolischen ZoL bezahlen.

Hinter dem Tor lag ein verhältnismäßig weites Tal. Über die eine Anhöhe auf der gegenüberliegenden Seite stürzte das Braunwasser tosend in den Talkessel, ehe es weiter in die schmale Klamm floss, die wir soeben hinter uns gelassen hatten, eine Hängebrücke reichte hoch über unserer Köpfen von der Spitze der firunwärtigen Felswand über den Fluss hinweg zur praioswärtigen Seite.

Das Seltsamste aber waren die Häuser dieses Ortes: Kauerten die ersten - schmale, hohe Fachwerkhäuser - noch direkt vor den Felsen, waren die späteren, eines über dem anderen, auf mehr oder weniger engen Felsvorsprünger errichtet worden, die dann mit schmalen, in den Steinhauenen Treppen oder künstlichen Holzstiegen verbundener worden waren, sodass die letzten bis zur Spitze der Felswand reichten. Wie ich erst am nächsten Morgen erkennen sollte, setzte sich das Dorf dort am oberen Rand der Klamm sogar fort; zum Schutz gegen Räuber war dort oben eine halbkreisförmige, hölzerne Palisade mit drei festen steinernen Türmen errichtet worden, die bis zur Schluchreichte.

Doch wie gesagt, dies bemerkte ich erst später, zunächst drängte es mich, ein Bett für die Nacht zu finden. Ich wandte mich also um und fragte die Büttel, die das Westtor bemannten, nach einem Gasthaus, woraufhin diese auf ein

großes, offenbar weit in die Felswand hineingehauenes Gebäude wiesen und erklärten, dieser *Kupferkrug* sei das beste Haus am Platz. Dem Praiosgeweihten und seinen Begleitern genügte diese Mitteilung, um ihre Schritte rasch in Richtung dieses Gebäudes zu lenken. Ich erkundigte mich dagegen nach weiteren Gasthäusern, woraufhin der Gardist uns mit einem abschätzenden Blick auf unsere Kleidung auf die Gaststätte *Herzogsruh* verwies. Da diese jedoch fast ganz am oberen Rande der Klamm lag, gab er uns außerdem zu verstehen, dass wir unsere Reittiere im Pferdestall in der Nähe des Tors abgeben konnten. Ich bedankte mich bei ihm, wir brachten die Pferde zum Stall und machten uns dann an den beschwerlichen Aufstieg zur *Herzogsruh*.

Endlich oben angekommen, fiel mir eine blitzende Plakette ins Auge, wonach Selidian Hai von Gareth, Kronprinz des Neuen Reiches, am 12. Phex des Jahres 18 Hai in dieser Gaststätte das Licht der Welt erblickt hatte. Von Weientraut fiel zu meiner Überraschung auf ein Knie, als er diese Tafel sah, und murmelte ein kurzes Gebet zu Ucuri und Praios. Wir übrigen dagegen klopfen direkt an die nölzerne Eingangstür. Zu unserem Glück öffnete die Herrergsmutter die eigentlich bereits verschlossene Tür, um uns einzulassen. Nachdem wir uns höflich bedankt und sie mit einigen Hellern und zahllosen Komplimenten für ihre Mühe entschädigt hatten, watschelte sie sogar noch in die Küche, um kurz danach mit einem aufgewärmten Rindfleisch-Eintopf zurückzukehren. Während wir aßen, erzählte sie uns voll Stolz die Geschichte, wie inmitten jener Phexensnacht zehn Jahre zuvor, während die Schlacht fegen die Orkheere am Nebelmoor tobte, die Reichsbhüterin selbst bei ihr eingekehrt war und ihr dritgeborenes Kindlein hier geboren hatte. Dabei vergaß unsere Gastgeberin nicht, in hohen Tönen von der Schönheit und der Würde sowohl ihrer königlichen Majestät als auch des Kronprinzen zu schwärmen. Wir bezahlten einen durchaus

annehmbaren Preis für Speise und Trank und bezogen dann die letzten noch freien Doppelzimmer.

Als wir am nächsten Morgen aus dem Haus traten, konnten wir bereits von oben erkennen, dass einige der Wachen des Praiosgeweihten dösend vor dem Pferdestall lagen: besondere Eile schien also für unseren Aufbruch nicht zu bestehen. Wir nutzten die Zeit, um das Dorf etwas näher zu erkunden. Auffällig war neben einem großen Gebäude am Rande des Flusses, aus dem ein beständiges Rauschen und Klappern wie von einer Mühle drang, ohne dass aber ein Mühlrad zu sehen gewesen wäre, noch eine steinerne Brücke, die auf der östlichen Seite als Gegenstück zur Hängebücke im Westen den Talkessel überbrückte. Von Weißentraut entdeckte einen kleinen Rondraschrein und zog sich, obwohl sich kein Geweihter im Ort befand, wieder einmal für ein kurzes Gebet zur Herrin des Sturms zurück. Ich debattierte unterdessen mit Tsaja und Silvana, ob wir unser Glück nicht eher auf dem schmalen Pfad, der von hier oben aus weiter firunwärts durch die Felsen führte, versuchen sollten. Schließlich wussten wir ohnehin nicht genau, wo inmitten der gewaltigen roten Sichel unser nächstes Ziel lag. Wir entschieden uns jedoch, an unserem alten Plan festzuhalten und zunächst weiter gen Rahja zu reisen und somit weiterhin den beiden Praiosdienern Gesellschaft zu leisten. Ich selbst wollte noch den örtlichen Perainetempel besuchen, musste jedoch feststellen, dass dieses Haus der gütigen Göttin verriegelt und heruntergekommen war. Auf meine Fragen erklärte mir einer der Einheimischen, dass der Tempel schon seit Jahren leer stand. Die letzte Geweihte war im großen Krieg gegen die Orks von den Schwarzpelzen erschlagen und der Tempel geschändet und geplündert worden.

Da es sonst nicht viel für mich zu tun gab, wartete ich ab, bis von Weißentraut seine Andacht beendet hatte, und begab mich dann mit meinen Begleitern wieder in den

Talkessel. Ich hatte zwar gesehen, dass auch hier oben ein Pfad gen Osten führte, wollten wir jedoch unsere Pferde nicht zurücklassen. So mussten wir doch den tiefer gelegenen Weg wählen.

Endlich war auch der Praiosgeweihte mit seinen Männern bereit für den Aufbruch. Wiederum mussten alle, die nicht offenkundig der Kirche der Sonnengottes angehören, für das Passieren des Stadttors den Zoll zahlen, dann hatten wir Braunenklamm auch schon hinter uns gelassen.

Mit blitzenden Klingen

Unmittelbar hinter Braunenklamm begann ein schmaler, enger Hohlweg, auf beiden Seiten ragten Felswände steil in die Höhe, wobei entlang der rechten Seite des Wegs noch immer das Braunwasser mit beträchtlicher Geschwindigkeit strömte. Der Himmel war klar, und so drang zumindest etwas Sonnenschein in die Kluft. Offensichtlich sogar genug Sonne, um Tsaja nach einiger Zeit auf ein helles Aufblitzen in der Felswand zu unserer linken Seite aufmerksam werden zu lassen.

Doch trotz ihrer Scharfsinnigkeit kam ihre Warnung zu spät: Noch während sie uns mit lautem Ausruf auf die mögliche Gefahr hinwies, surrten auch schon die ersten Armbrustbolzen auf uns herab. Zugleich kamen uns sicherlich zehn mit kurzen Schwertern, Knüppeln und Keulen bewaffnete Strauchdiebe unter lauten Kriegsschreien entgegengestürmt. Weitere fünf Kämpen - die erstaunliche Ähnlichkeit mit den Braunenklammer Stadtbütteln aufwiesen - drangen von hinten auf uns ein. Anders als bei unserem ersten Überfall in den Weidener Auen gab es diesmal aber kein >Geld oder Leben!<, keine Aufforderung, uns zu ergeben. Diese Räuber wollten, so schloss ich aus ihrem Schweigen, keine lebenden Zeugen ihres Angriffs auf einen Praisogeweihten zurücklassen. Einer der Novizen im Gefolge des Geweihten ging auch gerade mit einem heiseren Röcheln durch einen unglücklichen Bolzentreffer in die Brust zu Boden, uns blieb jedoch keine Zeit, nach ihm zu sehen. Sobald sie der Räuber vor uns ansichtig geworden waren, hatten von Weißentraut und von Ibenburg trotz des unwegsamen Pfads ihre Pferde zu einem Sturmangriff angetrieben; die Bolzen, die nunmehr vermehrt auf

sie gezielt wurden, prallten zu meiner Erleichterung völlig wirkungslos von ihren schweren Rüstungen ab.

Von Weißentraut preschte etwas vorneweg, da der Bannstrahler zunächst noch seinen Streitkolben vom Sattel seines eigentlichen Streitrosses an sich nehmen musste - dabei war ihm das Bedauern anzusehen, dass er keine Gelegenheit mehr hatte, auch das Reittier selbst zu wechseln. Die vier ruppigen Soldaten des Bannstrahlers sowie einer der Knappen rannten den beiden Rittern hinterher. Ich wandte mich dagegen mit Tsaja an meiner Seite den Schurken zu, die in unserem Rücken herangekommen waren. Diese waren zwar zum Glück geringerer Zahl als die Angreifer vorne, dafür jedoch wesentlich besser gerüstet und bewaffnet. Statt der brüchigen Knüppel führten sie solide aussehende lange Spieße - Glefen würde ein Soldat wie du sie wohl nennen -, und anstelle der zerrissenen Stoffkleidung trugen sie stabile Lederwämse. Vor Tsajas Pfeilen schützten jedoch auch diese nicht, und so sank der Erste zu Boden, ehe er auch nur nahe genug heran war, um mit seinem Speer nach uns zu stechen. Die anderen ließen sich aber dadurch nicht aufhalten, und rasch drangen zwei der Schurken zugleich auf mich ein, sodass ich vorerst den Überblick über unsere Situation verlor und mich ganz meinen eigenen Feinden widmen musste. Dabei war die Länge ihrer Spieße einerseits vorteilhaft für mich, gelang es ihnen doch nicht, in der engen Schlucht ihre Angriffe wirklich gut zu koordinieren. Andererseits hatte ich selbst aber auch kaum Möglichkeit, sie auch nur zu verletzen. Wann immer ich beinahe nahe genug herangesprungen war, um zum Schlag gegen einen der Räuber auszuholen, musste ich, um der Glefe des anderen ausweichen, rasch wieder zurückspringen.

Gerade als ich fürchtete, die Felswand müsse jeden Moment in meinem Rücken zu spüren sein und mir so den weiteren Rückweg versperren, vernahm ich, wie Silvana, die ich völlig vergessen hatte, bedrohlich klingende Worte

in einer fremden Sprache ausstieß. Wie vom Blitz getroffen stürzte einer der Schurken zu Boden, obwohl ich keinerlei Verletzungen sehen konnte. Der andere war durch dieses Ereignis so erschreckt, dass seine Aufmerksamkeit für einen kurzen Moment nachließ. Ich nutzte ihn, um mich ein weiteres Mal an der Klinge seiner Waffe vorbeizudrängen, bis ich direkt vor ihm stand. Zwar gelang es ihm in letzter Minute, seine Waffe so herumzureißen, dass er meinen Schlag mit dem hölzernen Griff parieren konnte, nun befand jedoch er sich in der Defensive. Die Länge seiner Waffe war auf dieser kurzen Entfernung nur noch hinderlich, da es ihm nicht möglich war, die Klinge an der Spitze für einen Gegenangriff in Stellung zu bringen. Wieder und wieder sauste mein Schwert auf den Griff der Glefe hinab, bis dieser endlich mit einem vernehmbaren Krachen in zwei Teile zerbrach.

Ein letztes Mal erhob ich mein Schwert, um dem Räuber endgültig den Todesstoß zu versetzen ... und bemerkte dann erst die Angst in seinen müden, grauen Augen, das von den Narben zahlloser Kämpfe entstellte Gesicht, die ausgemergelte, von Hunger zeugende Gestalt und die dicken Schweißtropfen auf seiner Stirn. In diesem Moment begriff ich erst, dass auch dieser Räuber, so sehr er auch die Gebote der Zwölfe verhöhnt haben mochte, ein ganz normaler Mensch mit Eltern und Geschwistern, möglicherweise mit Ehefrau und Kindern war. Wer wusste schon, warum er sich diesem Raubzug angeschlossen hatte? Ich senkte mein Schwert, obwohl ich mich bereits im selben Augenblick wieder einmal über mich ärgerte: Wenn ich nicht einmal in der Lage war, einen Räuber zu erschlagen, der so offenkundig von der Macht des Namenlosen durchdrungen war, dass er selbst einen Praiosgeweihten überfiel, wie wollte ich dann überhaupt je ein echter Abenteurer und Held werden?

Doch es war bereits zu spät, der Räuber hatte mein Zögern genutzt, um sich, nachdem er die zerbrochene Waffe

fortgeworfen hatte, umzudrehen und zurück in Richtung Braunenklamm zu laufen. Ich ließ ihn ziehen und sah auf, um mich erneut zu orientieren. Von Weißentraut, von Ibenburg und die Soldaten rangen noch immer in gut zwanzig Schritt Entfernung mit den Schurken vor uns. Einige der Räuber dort lagen bereits am Boden, auch von den Soldaten war jedoch schon der erste gefallen. Unsere beiden Ritter schienen aber noch immer unverletzt; ich vermeinte sogar, den Bannstrahler lachen zu hören. Gerade zerschmetterte er einem weiteren Schurken den Schädel. Von Weißentraut dagegen befand sich im Kampf mit einem Neuankömmling, der wohl der Anführer der Wegelagerer war: ein kräftiger, bärtiger Mann, der, soweit ich das auf diese Entfernung sehen konnte, ebenfalls über ein Kettenhemd verfügte und mit einem Langschwert auf von Weißentraut eindrosch. Der Praiosgeweihte, sein noch lebender Novize und der Knappe, der das Streitross des Bannstrahlers am Zügel führte, hatten sich unterdessen dicht gegen die Felswand gedrängt, um so vor Armbrustbolzen wie auch vor Nahkampfangriffen einigermaßen geschützt zu sein. Wobei jedoch die Armbrustschützen, wie ich mich durch einen Blick hinauf auf die Felswand versicherte, ohnehin ihren Angriff bereits eingestellt hatten, um sich über für mich unsichtbare Pfade aus dem Gefahrengebiet zu begeben.

Tsaja und Silvana wurden von jeweils einem der letzten beiden Büttel hart bedrängt. Silvana jedoch schien der Hilfedringender zu bedürfen, hatte der Schuft sie doch bereits bis kurz vor den Lauf des Braunwassers gedrängt. Noch ein, zwei Schritte weiter zurück, und sie würde in den Abgrund stürzen. Also hetzte ich auf ihren Gegner zu, dieser sah mich jedoch wohl aus den Augenwinkeln heraneilen und riss seinen Speiß, mit dem er gerade ein weiteres Mal nach Silvana hatte stechen wollen, herum. Ich bemühte mich noch auszuweichen, geriet dabei jedoch auf dem felsigen Untergrund ins Schlittern und konnte daher nicht

mehr verhindern, dass die scharfe Klinge mir die Haut auf der rechten Seite meines Oberkörpers aufriss. Ich spürte zunächst einen brennenden Schmerz, dann lief warme Flüssigkeit an meinem Bein herab.

Die Pein ignorierend, drang ich weiter auf den Übeltäter ein und schlug mit meinem Schwert eher planlos um mich. Mein zielloser Angriff genügte jedoch, um ihn dazu zu zwingen, seinen Körper zum Ausweichen zurückzuwerfen - und dabei den Spieß fallen zu lassen. Mit einer für mich selbst bis heute erstaunlichen Geistesgegenwart trat ich die zu Boden gefallene Glefe in den Fluss. Der Räuber, der sich nun unbewaffnet zwischen meinem Schwert und Silvanas Stab sah, starrte uns noch für einen Moment grimmig an, eher er sich mit einem entschlossenen Hechtsprung ebenfalls in das Flussbett stürzte, wo er in der Gischt verschwand. Meine rechte Seite mit dem linken Arm umklammernd wandte ich mich zu Tsaja um, die ihrerseits aus einer Wunde im Gesicht blutete. Als ihr Angreifer jedoch nun Silvana und mich auf sich zueilen sah, ergriff auch er das Hasenpanier und stürmte zurück gen Braunkenklamm. Nun erst knickten meine Beine ein... Mein letzter Gedanke war, wie ungewöhnlich schnell sich die Steine des Bodens auf meinen Kopf zubewegten, dann spürte ich noch einen dumpfen Schmerz am Schädel, und es wurde dunkel um mich.

Als ich wieder zu mir kam, war die Schlacht bereits beendet. Während wir die Braunschlamm Büttel, denn um diese hatte es sich zweifelsohne gehandelt, bekämpft hatten, waren unsere Krieger sehr erfolgreich darin gewesen, die übrigen Räuber in die Flucht zu schlagen. Acht der zehn Räuber lagen erschlagen auf dem Pfad, die übrigen waren geflohen. Der Anführer, bei dem es sich nach Meinung des Bannstrahlers um den berüchtigten Räuberbaron Terkol von Buchenbruch, Baron von ganz Östlingen und damit auch Herrscher über Braunkenklamm, handelte, war nach

der Erzählung von Weißentrauts ebenfalls über einen schmalen, steinigen Pfad geflohen, auf dem unsere Ritter mit ihren Pferden ihm nicht hatten folgen können. Auf unserer Seite waren neben dem Novizen zwei der Soldaten des Bannstrahlers und einer seiner Knappen als Opfer zu beklagen; neben Tsaja und mir war außerdem ein weiterer der Soldaten verletzt worden. Wie sich jedoch herausstellte, waren weder Tsajas noch meine Wunden sonderlich schwer: Während Tsaja den Holzstiel einer Glefe gegen den Schädel bekommen hatte, als sie in letzter Sekunde der Klinge ausgewichen war, hatte mir die Spitze des Spei- ßes nur eine zwar übel brennende und stark blutende, eigentlich aber eher harmlose Streifwunde am rechten Brust- korb gerissen. Der Söldner dagegen hatte einen Armbrust- bolzen in die Hüfte erhalten. Er verlor große Mengen Blut, seine Beinkleider hatten sich bereits in einem ekligen Braun-Rot verfärbt, und mit glasigen Augen und bleichem Gesicht lag er wimmernd vor Schmerzen am Boden. Es würde mühsam werden, ihn durch die schmale Schlucht weiter voranzutransportieren, und umkehren und ihn nach Braunenklamm zurückbringen konnten wir nun, da wir unseren Gegner kannten, wohl auch nicht. Hilfs- suchend blickte ich Silvana an, diese schüttelte aber, noch ehe ich eine Frage formuliert hatte, den Kopf und flüsterte mir zu: »Zauber der Wundheilung, wie die Elfen sie be- herrschen, habe ich nie gelernt.«

Des weiteren Nachdenkens wurden wir jedoch durch das Eingreifen des Bannstrahlers enthoben. Ohne dass ich sein Herannahen auch nur bemerkt hätte, stand er plötz- lich über den Verwundeten gebeugt neben mir, schnitt dessen Beinkleider und Hemd um die Wunde herum auf und besah sich die Verletzung mit fachmännischem Blick. Mit weit aufgerissenen Augen starrte der Söldner ihn an. Der Bannstrahler sah kurz von der Wunde auf und schüt- telte grimmig den Kopf, woraufhin der Söldner entsetzt die Augen zusammenkniff. Nun ging alles ganz schnell:

Der Bannstrahler riss seinen Dolch aus dem Gürtel und stieß ihn dem anderen mit einer einzigen raschen Bewegung tief in den Brustkorb. Silvana stieß einen kurzen, spitzen Schrei aus, auch ich zuckte zusammen.

Der Ritter aber wandte sich zu uns um, bleckte die Zähne zu einem Grinsen und erklärte mit zufrieden klingender Stimme: »Er hätte die Reise bis zum nächsten Ort nicht überlebt und uns nur aufgehalten. Doch er ist ohnehin schon vor Jahren gestorben, als er ein Leben als Verbrecher, als Dieb und Mörder wählte. Nachdem ich den Rest seiner Bande erschlagen hatte, nahm er das Angebot an, in meine Dienste zu treten, in der Hoffnung, so vom Herren der Gerechtigkeit Vergebung für seine Sünden zu erfahren. Nun, da er im Dienste des Gleißenden gefallen ist, kann seine Seele vielleicht Einzug in das Licht des Herren halten.«

Wenngleich ich sogar überraschenderweise einen gewissen Respekt für den Bannstrahler entwickelte - immerhin war er, anders als der Praiosgeweihte, wenigstens offen in seiner Arroganz und seiner Grausamkeit und Gnadenlosigkeit -, so begann ich mir doch allmählich Gedanken darüber zu machen, wie wir uns möglichst rasch von diesem Mann trennen konnten. Beim Kampf gegen diese Räuber war seine Gesellschaft sicherlich sehr hilfreich gewesen, doch befürchtete ich von Minute zu Minute mehr, dass es dem Geweihten irgendwann einmal nicht mehr gelingen würde, die Zornausbrüche des Kämpfers einzudämmen. Halb hoffte ich, die Reisegruppe um den Geweihten würde die Geduld verlieren und ohne uns aufbrechen, während von Weißentraut noch meine und Tsajas Wunden versorgte.

Doch stattdessen begab sich der Bannstrahler mit seinen verbliebenen Begleitern daran, die Leichen, soweit dies möglich war, an den Straßenrand zu schleifen. Da kein Boroni greifbar war, übernahm es der Praiosgeweihte, die Seelen der Verstorbenen mit einem kurzen Grabsegen dem

Herrn des Todes anzuempfehlen, auf dass die Dämonen-anbeter jenseits der Sichelgebirge nicht ihre Körper eines Tages zu untotem Scheinleben erwecken konnten. Danach schichteten wir, da der Boden zum Ausheben von Gräbern viel zu hart war und uns das Holz für eine Verbrennung der Körper fehlte, mühsam einige Felsen zu flachen Hügeln über den Leichen auf, ehe wir unsere Reise in trüber Stimmung fortsetzten.

Ein heftiger kalter Regen hatte unterdessen eingesetzt, sodass wir uns eng an die Schutz versprechende Felswand pressten. Dennoch waren wir dankbar, als wir endlich, beständig bergauf steigend, einen weiteren Talkessel durchquert hatten und die Straße wieder breiter und sicherer wurde. Der Straße weiter folgend, passierten wir noch zwei weitere Dörfer, ehe wir gegen Abend den Ort Salthel erreichten.

Als wir des von einer Palisade gekrönten Erdwalls, der die Grafenstadt umgab, ansichtig wurden, wandte sich der Praiosgeweihte, der in den letzten Tagen der Reise kaum ein Wort mit uns gewechselt hatte, an uns: »Hier trennen sich unsere Wege. Wir werden den Markverweser der Sichelwacht Ralmir von Zornbrecht-Hauberach auf Burg Aarkopf«, - er wies auf eine kleine Feste, die im Lichte der untergehenden Sonne auf einem schroffen Hügel südlich der Stadt zu erkennen war -, »aufsuchen, ehe wir unsere Reise in Richtung des Bannkreises fortsetzen. Seid bedankt für Eure Hilfe im Kampf gegen die Männer des Räuberbarons. Möge Praios über Euch wachen.« Bei diesen letzten Worten lächelte er auf eine beunruhigende Weise, während seine Augen mit stechendem Blick Silvana fixierten. Dann jedoch wendete er sein Maultier und trieb es, ohne ein weiteres Wort und ohne unsere Antwort abzuwarten, auf die Festung zu.

Ich fragte mich noch, ob sein Abschiedsgruß nicht vielleicht eher als eine Drohung verstanden werden musste,

als auch schon die Stimme des Bannstrahlers dröhnte: »So lebt denn wohl. Und merkt Euch meine Worte: Praios sieht alles!«, rief er uns zu.

Spätestens jetzt war klar, dass nach der Ansicht der beiden Praiosdiener Praios' Wacht über uns weniger unserem Schutz als dem Schutz der göttlichen Ordnung vor uns dienen sollte. So erleichtert ich war, dass sich die beiden Praioten endlich von uns trennten, so unwohl war mir bei diesem Gedanken: Es stimmte wohl, Praios sah alles. Und Praios schätzte es sicherlich nicht besonders, wenn Menschen auf der Suche nach Abenteuern kreuz und quer durch Aventurien zogen, statt den ihnen vom Götterfürsten zugedachten festen Platz im Leben einzunehmen. Und insbesondere ich, der ich bis vor kurzem als Besucher der Vinsalter Rechtsschule selbst in den Diensten des Götterfürsten stand und dieses Leben aufgegeben hatte, um nun stattdessen eine Magierin auf ihrer Suche nach einem magischen Stab in der Weidener Wildnis begleitete, hatte mehr als genug Grund, die Aufmerksamkeit des Königs von Alveran zu scheuen.

Tsaja hatte meine Besorgnis wohl gespürt, jedenfalls hörte ich plötzlich ihre Stimme leise flüstern: »Mach dir keine Sorgen. Denk daran, wir suchen diesen Stab, um eine Gefahr für die gesamte Menschheit abzuwenden. Wenn dies nicht praiosgefällig ist, was dann?«

Ich war mir nicht sicher, ob sie Recht hatte. Sicherlich war das Ziel unserer Reise nobel, aber praiosgefälliger wäre es möglicherweise dennoch gewesen, dem Bannstrahler von unserer Queste zu berichten und es so den Dienern des Sonnengottes selbst zu überlassen, die dräuende Gefahr abzuwenden. Allein, es half nichts, wir hatten unsere Entscheidung längst getroffen. Also betraten wir Salthel ohne weitere Debatten.

In der Stadt selbst herrschte ein für eine solch kleine Stadt erstaunliches Gewimmel von Menschen. Trotz der Nähe zu Schwarztoerien reisten noch immer Eisenwerker aus

ganz Weiden hierher, um das aus den Gruben der Mark Sichelwacht stammende rote Erz zu erwerben; andererseits besuchten Kaufleute aus Trallop und Baliho den örtlichen Markt, um die Minenarbeiter mit Seilen, Stoffen und Lederwaren zu versorgen. Selbst eine Gruppe von fünf bärtigen, in schmutzige Lederkleidung gehüllten Zwergen aus den Drachensteinen mit einem schweren, von sechs kräftigen Darpatbullen gezogenen Kutschenwagen - wie mir von Weißentraut erklärte, eine der teuren Steppenschivonen - sahen wir, völlig in ein Gespräch in ihrer fremdartigen brummelnden Sprache vertieft, über den Marktplatz schreiten.

In der Schänke *Zum Silberdrachen*, in die wir zum Abend einkehrten, war ebenfalls eine große Menge des unterschiedlichsten Volkes versammelt: reiche Handelsherren, die nach einem erfolgreichen Markttag vor ihrer Rückkehr in die Städte des Südens und Westens hier untergekommen waren, ärmere Kaufleute, die die gefährvolle und beschwerliche Reise unternommen hatten, um möglichst günstiges Erz zu erlangen, schwer bewaffnete Söldlinge, die sich eine Anstellung als Wachen für den Weg zurück nach Braunsfurt erhofften. Dementsprechend hoch waren auch die Preise für >Tjolmarer Pamps< und Bier.

Während wir aßen, unterhielten wir uns über unsere Pläne für die Weiterreise. Von Weißentraut meinte sich zu erinnern, dass im Nordosten irgendwo ein Pfad in Richtung der roten Sichel vom Goblinpfad gen Tobrien abzweigen sollte. Er wusste allerdings nicht sicher, ob diese Abzweigung noch vor der unheiligen Wüstenei lag, oder ob auch sie bereits unerreichbar geworden war. Eine hagere, rothaarige Söldnerin verriet uns für zwei Krug Bier jedoch, dass jener Pfad gen Zollhaus sehr wohl noch passierbar sei. Allerdings müsse in jüngerer Zeit zunehmend mit Angriffen von wilden Goblins gerechnet werden, auch sei der Weg bis zur Abzweigung selbst spätestens seit der Entstehung der Wüstenei nicht mehr sicher. Man munkelte

von allen möglichen Gefahren, von Geistererscheinungen bis hin zu echten, bössartigen Drachen, die nur darauf lauerten, Reisende mit Haut und Haaren zu verspeisen. Noch gefährlicher als der Goblinpfad sollte jedoch die Route durch die schwarze Sichel, der so genannte >Sichelpfad' sein: Seit geraumer Zeit war kein neuer Bericht von den dortigen Stellungen des kaiserlichen Heers nach Salthel gelangt, doch die Gerüchte über einen nachtschwarzen, gewaltigen Kaiserdrachen, der mit seinem flammenden Atem die stolzen Ritter zu Asche verbrannte, während ihre Pfeile wirkungslos von seinen Schuppen abprallten, wollten nicht verstummen. Andere munkelten von gefallenen Kriegern, deren Leichen sich wieder erhoben und dem Heerbann des Feindes angeschlossen hatten, um mit kalter Grausamkeit das Schwert gegen die früheren Kameraden zu erheben.

Je später der Abend wurde, desto schrecklicher waren die Geschichten, welche die verschiedenen Leibwächter und Söldlinge zu erzählen wussten. Einige wollten sogar bei der Schlacht auf den Vallusanischen Weiden dabei gewesen sein, wo der berühmte Herzog Waldemar der Bär, Vater der jetzigen Herrscherin über Weiden, seinen letzten Kampf gegen einen riesenhaften, Blut saufenden, sechsgehörnten Dämonen geführt hatte und sein Leben für das Reich geopfert hatte. Diese wussten von fliegenden Schlangen mit Fledermausflügeln und Zähnen wie Säbeln zu berichten, deren Reiter grünes Feuer über den Reihen der Mittelreicher ergossen, von stinkenden, halbverwesten, wandelnden Leichen und missgestalteten, ogergroßen und aufrecht gehenden Hummern mit menschlichen Gesichtern und Zangen, die selbst Stahl mühelos durchtrennten. Sie erzählten von ganzen Dörfern, deren Einwohner über Nacht dahingemetzelt wurden und von Schurken, die sich voll irrsinniger Freude und ohne jedes Zeichen der Angst in die Schwerter der Kaiserlichen warfen, von Greisen, die sich unter Krämpfen in wilde, tierhafte Bestien verwan-

delten und Dämonen, welche die Gestalten von harmlosen Kindern annahmen. Zunächst zweifelte ich an dem Wahrheitsgehalt ihrer Geschichten, zumal rasch zu bemerken war, dass diese Erzählungen als Werbung für die Arbeit der Söldlinge durchaus erfolgreich waren - kaum einer der anwesenden Kaufleute wollte noch auf eine gut bewaffnete Begleitung verzichten, nachdem er eine Weile zugehört hatte. Als ich die Söldlinge jedoch näher betrachtete, las ich in ihren Augen und in ihren leicht zitternden Stimmen ein Entsetzen, dass jede Annahme, es könne sich bloß um Erfindungen zum Beeindrucken der Händler handeln, als lächerlich widerlegte. Tatsächlich brach einer der Söldlinge, der während der Reden seiner Begleiter immer schweigsamer geworden war und sich mit einer großen Flaschen billigsten Schnapses zurückgezogen hatte, mit dem Ruf »Ihr Götter, was haben wir Tobrier getan, um so von euch gestraft zu werden!« plötzlich weinend und schreiend zusammen und musste von drei anderen Kämpfern zu seinem Lager getragen werden, wo man ihn noch lange winseln und rufen hörte.

Nach weiteren Geschichten war uns nun nicht mehr zu Mute, und wir suchten unsere zwei Doppelzimmer auf. Ich lag jedoch noch lange wach und grübelte darüber nach, ob die Zeit der Abenteurer, von der ich immer geträumt hatte, nicht vielleicht längst vorüber war. Im fernen Horausreich war mir nie so deutlich geworden wie heute, was es bedeutete, dass Borbarad zurückgekehrt war und fast ganz Tobrien erobert hatte. Wie konnten ich meinen Wünschen, Aventurien zu erkunden, noch nachgehen, wenn zugleich das Schicksal des ganzen Kontinents jederzeit in der Schwebe hing? Durfte ich denn wirklich die Schönheit ferner Länder und die Wunder fremder Kulturen bestaunen, während Tausende meiner Altersgenossen ihr Leben im Verteidigungskampf gegen das Reich der Dämonen ließen? Sicher hatte auch der alte Alrik Kriege erlebt: Den Angriff der Orks auf Greifenfurt, den Bürgerkrieg zwischen

Answininsten und Loyalisten, die Schlachten um Maraskan und vielleicht noch zahllose kleine Scharmützel, deren Namen heute nur noch die Hesinde-Geweihten und Geschichtsgelehrten wussten. Doch keiner dieser Kriege war so eindeutig ein Kampf zwischen Gut und Böse gewesen wie dieses Ringen gegen die Dämonen. Selbst die Orks, die ihren heidnischen Götzen blutige Opfer brachten, waren letztlich doch Wesen Aventuriens, wild und hart, aber doch nicht so völlig fremd und unmenschlich wie die Ausgeburten der Niederhölle, die nun im Osten Aventuriens ganze Städte beherrschten.

Soweit ich mich an meine Geschichtslektionen erinnere, hatte es nur zweimal zuvor derartige Ansammlungen von Dämonen in Aventurien gegeben, nämlich während der zwei Dämonenschlachten zur Zeit von Fran-Horas und, ein halbes Jahrtausend später, von Hela-Horas. Doch beide Male waren die Schatten des Abgrunds, wenn man den Geschichtsbüchern denn glauben durfte, nur für die Dauer einer einzigen Schlacht in unsere Sphäre gelangt. Dennoch waren daraus Verwüstungen erwachsen, die bis heute spürbar waren: So hieß es von dem damaligen Schlachtfeld bei Brig-Lo, dass dort auch jetzt, über tausend Jahre nach dem Fall Bosparans, bei Nacht die Geister der Verstorbenen umherspukten und ihren eigenen Tod jedes Mal aufs Neue erlebten. Auch in Garetien kannte man jenes Gebiet, in welchem die Truppen des Fran-Horas auf die Garether Bürgerarmee getroffen waren, ehe beide Seiten von Fran-Horas Dämonen zerrissen wurden, noch immer als die >Dämonenbrache<. Doch was mochte mit einem Land geschehen, in dem die Mächte des Dämonenherrschers einmal derart Fuß gefasst hatten, wie dies in Tobrien, in Aranien und auf Maraskan der Fall war? Vielleicht hatte ich dem Bannstrahler und dem Praiosgeweihten wirklich Unrecht getan, vielleicht bedürfte es ihrer oder zumindest Menschen wie diesen, um die neuen Gefahren für Aventurien zu bekämpfen.

Bei diesen Gedanken war es nicht sonderlich überraschend, dass mein kurzer und unruhiger Schlaf von Alpträumen gequält war, in denen Höllefeuer über Wehrheim und Gareth hereinbrachen, während ich von einem fernen Berggipfel aus nur zusehen konnte. Schweißgebadet wachte ich am nächsten Morgen auf.

Wie ich bei unserem gemeinsamen Frühstück bemerkte, war es jedoch auch für meine Freunde keine gute Nacht gewesen; mit langen Gesichtern und tiefen Ringen unter den Augen verzehrten sie müde ihr Brot. Da mir die Weiterreise in diesem Zustand nicht allzu sicher erschien, bewegte ich den Wirt mit einer flehentlich vorgetragenen Bitte und mehreren blitzenden Hellern dazu, uns noch einige Waschzuber voll heißen Wassers zu bereiten. So wurde es zwar Mittag, ehe wir die Reise fortsetzen konnten, dafür hatte das Bad aber wohl auf uns alle die von mir erhoffte belebende Wirkung. Mit erheblich besserer Laune, die jedoch bei dem Anblick des grauen, wolkenverhangenen Himmels und des schwachen Nebels, der während unserer Rast aufgezogen war, wieder etwas sank, brachen wir also auf.

Der Weg ins Gebirge

Die Straße war nun zwar immer noch gepflastert, jedoch wesentlich schmaler als unser bisheriger Weg und auch als der Sichelstieg. Durch ein sanftes, welliges Hügelland führte uns die Reise. Rasch erreichten wir einen weiteren kleinen Ort mit dem nicht allzu einfallsreichen Namen »Sichelweg«, wo wir uns jedoch nicht länger aufhielten. Danach wandelte sich die Umgebung wiederum, die häufig mit Baumgruppen bewachsenen Hügel machten einer kargen Heidelandschaft Platz. Einem Fußgänger von meiner Größe hätte das Schwingelgras sicherlich bis zur Hüfte gereicht. Nur noch vereinzelt, kahle Feldulmen und knorrige Krüppelkiefern ragten, anklagenden Fingern gleich in den Himmel gereckt, aus dem Gras hervor, dazu sah ich stachelige Wacholdersträucher und Disteln sowie große Brennesseln. Alles in allem keine sehr gastliche Umgebung, stellte ich in Gedanken fest. Zu allem Überflus war auch der Nebel immer dichter geworden und lag wie ein grauer Schleier, der die Sicht einschränkte und alle Geräusche zu verschlucken schien, über dem Land. Ein eisiger Schauer lief mir über den Rücken, als ich erneut daran dachte, dass die Diener des Dämonenherrschers keine zweihundert Meilen entfernt lagern mochten.

Doch entgegen meiner Befürchtungen erreichten wir nach einigen weiteren Tagen der Reise endlich Runhag und machten uns sogleich daran, einen Dorfbewohner vorsichtig auszuhorchen, ob er von einem berühmten, besonders tiefen See im Sichelgebirge wusste, erhielten jedoch nur ein schlecht gelauntes »Weiß nicht« zur Antwort.

Auch zwei weitere Bauern, die wir ansprachen, gaben nur einsilbige, unergiebigere Auskünfte, weshalb wir das

Nachfragen nach kurzer Zeit auch schon wieder aufgaben und stattdessen die einzige Gaststätte des Ortes aufsuchen.

Die Wirtin, Feengunde hieß sie, wenn ich mich recht entsinne, war, wie es sich für jemanden in einem solch traviagefälligen Gewerbe geziemt, wesentlich freundlicher und auch wesentlich reicher an Geschichten als die anderen Dörfler. Sie wusste nicht nur zu berichten, dass die Wüstenei, welche die Bannstrahler, Hesinde-Geweihten und Silberfalken-Ritter nun bewachten, von einer Gruppe merkwürdiger Abenteurer, die im Jahre 22 Hai auf ihrem Wege zum Örtchen Dragenfeld gewesen waren, hervorgerufen worden war - wobei sie dunkle Andeutungen dazu, dass diese Fremden auch bei der Rückkehr des Dämonenmeisters ihre Hand im Spiel gehabt hätten - , zusätzlich konnte sie uns gleich zwei tiefe Wasser in der Roten Sichel nennen: Zum einen gebe es den Ort Dunkelbrunn, dessen Namen man ja schon entnehmen könne, dass dort eine Quelle zu finden sei, zum anderen liege das Dörfchen Zollhaus direkt am Ufer eines unheimlichen, unergründlichen Sees. Da der meiner Ansicht nach vielversprechendere Ort Dunkelbrunn jedoch auf sicherem Wege nur von Norden aus zu erreichen war und somit ein Besuch dort einen weiten Umweg für uns notwendig gemacht hätte, verabredeten wir wohl oder übel, zunächst in Zollhaus unser Glück zu versuchen. Die Wirtin warnte uns zwar erneut, dass die Abzweigung nach Zollhaus unmittelbar vor der Grenze zur Dragenfelder Ödnis liege und dort unzählige Gefahren drohen mochten, dies schreckte uns jedoch, nachdem wir bereits von Weißentrauts wesentlich farbigeres Schreckensmärchen erduldet hatten, nicht ab. Allerdings gab uns die gastfreundliche Frau auch den guten - und geschäftstüchtigen - Rat, unsere Pferde bei ihr zurückzulassen. Hinter Runhag würde bis Zollhaus kein weiterer Ort zu finden sein, und um Zollhaus zu erreichen, mussten wir über schmale Pfade tief ins Gebirge hinein.

Mein Berge gewohntes Paavipony mochte den Weg noch finden, für die anderen Pferde würde dieser Weg jedoch kaum gangbar sein. Also gaben wir unsere Reittiere in die Obhut der Dame, ehe wir am nächsten Morgen weiterreisten.

Auf dem Weg ohne Gnade

Immer höher führte uns die Straße hinter Runhag. Auch der Waldbewuchs nahm wieder zu, bis der Weg endlich rechts und links von den breiten Stämmen uralter Bäume begrenzt wurde. Und inmitten dieses Waldes gelangten wir bald an eine merkwürdige Brücke: Einige Trümmer zu beiden Seiten einer sicherlich acht Schritt breiten und wohl ebenso tiefen Klamm zeugten davon, dass hier einst eine stabile Steinbrücke gestanden hatte. Statt dieser waren jedoch nur noch einige nicht besonders vertrauenserweckende Holzbalken über die Schlucht gelegt; die Reste der eigentlichen Brücke lagen dagegen tief unten im Abgrund. Ich fragte mich, was wohl geschehen war, das die Brücke zerstört hatte. Na ja, eigentlich dachte ich nicht wirklich lange darüber nach, sondern eher darüber, wie in Phexensnamen wir hinüberkommen sollten.

Ich war noch nie sonderlich geschickt gewesen. Wenn wir als Kinder Gassenimman gespielt hatten, gehörte ich immer zu den Letzten, die in die Mannschaft gewählt worden waren. Nur der fette, linkische Torben, der meines Wissens heute an der Universität zu Punin lehrt, war noch unbeliebter als Mitspieler. Eigentlich war das ziemlich ungerecht, stellte ich fest. Wie konnte es sein, dass ich bis heute darunter litt, dass Kinder wie der hässliche Ugdalf heute ein Schmied wie sein Vater - oder die ziegenhafte Merina, die letztlich Näherin geworden war, mich nicht in ihrer Imman-Mannschaft haben wollten? Ob es irgendwann einmal eine Zeit geben würde, in der ich dies endgültig vergessen haben würde? Ich merkte, wie ich sinnlos wütend wurde auf Ugdalf, Merina, von Weißen traut, Tsaja, Silvana und die Zwölfgötter, die ständig so alberne,

überflüssige Dinge wie laufen, Pässe spielen, Tore schießen und über Schluchten klettern von mir verlangten.

»Na prima. Hier geht es nicht weiter, wir müssen umkehren! Das war es dann wohl mit unserem großen Abenteuer, vielleicht können wir ja dann im nächsten Jahr wiederkommen, wenn die Brücke repariert ist«, erklärte ich missmutig.

Von Weißentraut sah mich verblüfft an, schritt dann auf eine der Planken, trat mehrmals heftig auf und brummelte: »Was soll's, es scheint zu halten, wir kommen da rüber. Die Götter sind mit uns, vergesst das nicht. Wer will zuerst?«

Ich wusste zwar, dass er Recht hatte und ich mich lächerlich benahm, wollte dies aber keinesfalls zugeben. »Nein, wir kommen da nicht rüber. Ich bin ein Abenteurer, keine Bergziege. Wenn die Götter gewollt hätten, dass wir da übergehen, hätten sie die Brücke nicht zerstört«, sagte ich trotzig.

Leider ignorierten die anderen meinen Protest völlig.

»Ich mache den Anfang, würde ich vorschlagen. Aber du hast nicht vielleicht zufällig ein Seil in deinem tragbaren Wandschrank?« Natürlich war es wieder einmal Tsaja, die sich durch Entschlossenheit auszeichnete. So hilfreich ihr praktisches Denken bisher gewesen waren, stellte ich doch fest, dass ihre ständige Überlegenheit mich irritierte. Konnte diese Frau nicht einmal ebenso hilflos und unbeholfen sein wie wir anderen, genauer, wie ich? Ich meine, wie soll man ein tapferer Held sein, wenn immer ein anderer, viel tapfererer dabei ist? Ich überlegte kurz, ob ich sie vielleicht nun ebenfalls ignorieren sollte ... sollten sie doch sehen, wie sie ohne mein Seil da hinüberkamen. Aber andererseits *hatte ich* natürlich ein stabiles Seil in meinem Rucksack. Und in dem derzeitigen Streit mit meinen Gefährten schien ich ohnehin nicht besonders ernst genommen zu werden. Also entschloss ich mich, meine Taktik zu ändern und meinen billigen Triumph voll auszukosten, indem ich überlegen grinste und laut und vernehmlich in

süffisantem Tonfall sagte: »Seht ihr! Ohne meine Voraussicht beim Packen müssten wir nun umkehren!«, während ich Tsaja das Seil übergab.

Diese würdigte mich jedoch nicht einmal einer Antwort, schlang ein Ende des Seils sorgsam um ihre Hüfte, drückte das andere von Weißentraut in die Hand und tänzelte dann graziös und leichtfüßig über die Schlucht. Tatsächlich bewegte sie sich auf den beunruhigend knarrenden Brettern so schnell, als laufe sie über eine Reichsstraße. Schon war sie auf der anderen Seite angekommen, band sich wieder los und befestigte das Seil in Kopfhöhe mit einem doppelten Knoten an einem der Bäume. Von Weißentraut blickte mich fragend an. Es dauerte einen Moment, ehe ich begriff, dass er wissen wollte, ob ich bereit war, das Seil zu opfern. Denn wenn auch er es an unserer Seite festbände, könnten wir es zwar als Halt verwenden, mussten es aber natürlich zurücklassen. Ich zögerte einen Moment, während ich darüber nachsann, ob es nicht sinnvoller wäre, wenn jeder sich selbst, wie es Tsaja vorgemacht hatte, das Seil um den Leib band um solcherart gesichert über die Balken zu klettern. Nach einem Blick auf die scharfkantigen Ränder der Schlucht, an denen das Seil bei einem Sturz zerfransen oder zerreißen mochte, und auf die raue Felswand der gegenüberliegenden Seite, gegen die ich bei einem Absturz prallen würde, verwarf ich die Idee jedoch wieder. Also nickte ich von Weißentraut bestätigend zu, der sich sogleich daran begab, das Seil festzuknoten.

Silvana war die Erste, die sich an unserer selbstgebauten Leine entlanghangelte. Wie erhofft gelang es auch ihr ohne größere Schwierigkeiten, die Klamm zu überwinden. Von Weißentraut gab mir zu verstehen, dass ich als Nächster gehen sollte. Zuvor nahm er noch meinen Rucksack an sich und schleuderte diesen mit einem gezielten Wurf über die Schlucht. Beim Aufprall erklang ein lautes Scheppern, das nichts Gutes zu verheißen schien, wenn ich keinen besonderen Wert auf mit Nägeln gespickten Proviant oder aus-

gelaufenen Balihoer Barentod über meiner Kleidung legte. Ich schluckte jedoch die ärgerlichen Flüche über unseren Krieger herunter und ergriff zaghaft das Seil mit beiden Händen, während mein Fuß einen einigermaßen sichern Halt auf dem Holz suchte, sodass ich nun seitwärts auf der Holzbohle stand. Halb kletterte, halb schob ich mich Spann für Spann voran. Immer heftiger wackelte das Seil unter meinen Händen, immer stärker schien sich das morsche Holz unter meinen Füßen zu biegen. Bloß nicht nach unten schauen, dachte ich mir. Ich hatte schon mehrfach davon gehört, dass Menschen, die während so einer Kletterei auch nur für einen Moment nach unten geschaut hatten, sich danach keinen Schritt mehr weitertrauten. Sicherheitshalber kniff ich die Augen zusammen, während ich mich fragte, was für ein Zusammenhang zwischen mach unten sehen< und >sich nicht weiter trauen< bestand. Schließlich wusste ich doch auch ohne in die Tiefe zu sehen, dass unter mir ein bald acht Schritt tiefer Abgrund war und dass ich einen Aufprall aus dieser Höhe sicherlich nicht überleben würde. Vermutlich wäre jeder Knochen meines Körpers gebrochen, wenn ich dort unten aufschlug. Ich konnte bei dieser Vorstellung ein schwaches Zittern nicht unterdrücken.

Dummerweise ist ein schwaches Zittern genau das, was man nicht gebrauchen kann, wenn man an einem Seil über einem acht Schritt tiefen Abgrund hängt. Besagtes Seil begann nämlich durch mein Zittern noch stärker zu schwingen, zog mich erst nach vorne, dann stieß es mich zurück, dann wurde ich wieder nach vorne gerissen ... wobei erst mein rechter, dann mein linker Fuß von der Planke abrutschten, ich hektisch um mich trat, um wieder etwas Festes unter meinen Füßen zu spüren, dabei mit den Schuhen zu heftig gegen die nicht allzu stark befestigten Bretter schlug und diese damit dazu brachte, erst mit einem schabenden Geräusch ebenfalls zur Seite zu rutschen und dann mit einem Rumpeln in den Abgrund zu stürzen. Ver-

zweifelt klammerte ich mich an dem Tau fest. Ich hörte meine Gefährten aufgereggt rufen, nahm aber in meiner Panik keine verständlichen Worte wahr. Nur nicht fallen, nur nicht abstürzen. Das Herz pochte mir laut in den Ohren, ein brennender Schmerz stieg in meinen Händen auf, wo das Seil ins Fleisch schnitt. Ich versuchte mich zu erinnern, was die echten Helden aus den Geschichten in solchen Situationen getan hatten. Merkwürdigerweise fiel mir gerade kein Held ein, der je an einem Seil über einem Abgrund gehangen hätte. Dabei musste es solche Situationen doch hundertfach im Leben jedes Helden gegeben haben. Die Erkundung des Orklandes im Auftrag der damaligen Hetfrau Garheit zum Beispiel ... da musste es doch auch Schluchten gegeben haben, die es zu überqueren galt. Oder Ranak, wo eine Gruppe namenloser Helden mit bösartigen Fischmenschen gerungen hatte, hatte das nicht auf einer Steilküste gelegen?

Vielleicht waren solche Lagen aber auch einfach zu alltäglich, als dass die Barden die diesbezüglichen Erzählungen überhaupt noch weitergegeben hätten. Ich meine, was war schon dabei, an einem Seil zu hängen. Man nahm eine Hand vor die andere, bis man wieder festen Boden unter den Füßen hatte. Das war weder besonders heldenhaft, noch gäbe es eine sehr unterhaltsame Schilderung ab, wie mir nun, da ich darüber nachdachte, auffiel. Auch dürfte es recht schwer fallen, auch noch verschiedenen solcher Kletterpartien einen angemessen einzigartigen Anstrich zu geben. Eine Schlucht sah doch eigentlich wie die andere aus, und auch die Wörter, sie zu beschreiben, waren letztlich eher begrenzt... bodenlos, endlos, schroff, rau, tief, felsig, gezackt, scharfkantig... schon gingen mir die Worte aus. Ich überlegte gerade, ob aber nicht vielleicht während einer solchen Kletterpartie ein bösartiger Drache oder auch nur ein tollwütiger Blaufalke die Helden hätte angreifen können, und ob dadurch nicht vielleicht doch eine erzählenswerte Ballade entstehen konnte, als ich festen Boden

unter den Füßen verspürte. Vorsichtig öffnete ich die Augen wieder. Tatsächlich, ich hatte es geschafft, ich war auf der anderen Seite. Erleichtert fiel ich auf die Knie, um den Göttern für meine Rettung zu danken - es scheint, wie mir damals auffiel, nicht einmal einen speziellen Gott oder Heiligen zu geben, an den man sich für eine Errettung nach einer Kletterei in Schwindel erregenden Höhen wenden sollte, also dankte ich gleich allen Zwölfen, wobei mein Dank gegenüber Boron doch eher etwas leiser auffiel. Statt dass aber meine Gefährten mir, wie erwartet oder doch zumindest erhofft, überglücklich um den Hals gefallen wären, stöhnte Tsaja nur: »Kann bei dir eigentlich nie irgendetwas einfach gehen? Musst du wirklich selbst aus so einer Brücke noch ein Hindernis machen?«

Ich wollte schon empört auffahren, als mir das spöttische Funkeln in ihren Augen verriet, dass die Vorwürfe wohl doch nicht ganz so ernst gemeint waren.

Unterdessen hatte sich auch von Weißentraut mit wenigen kräftigen Klimmzügen über unser Seil zu uns herübergehängt: »Ich dachte schon, ich müsste dich mit herübertragen, als du da mit zusammengekniffenen Augen, hochrotem Kopf und weiß hervortretenden Fingerknöcheln wie ein nasser Sack mitten über dem Abgrund baumeltest«, grinst er.

Ich zuckte nur mit den Schultern. Normalerweise hätte ich mir von diesem tumben Kriegsmann keine solche Bemerkung bieten lassen, aber ich hatte Angst, dass meine Gefährten bemerken könnten, wie ich immer noch am ganzen Leib zitterte, also schwieg ich lieber. Natürlich wussten aber in Wahrheit alle drei, wie ich mich fühlte, und so starteten sie abwechselnd in die Luft, auf den Waldrand und auf ihre Füße, während sie darauf warteten, dass ich mich ausreichend erholt hätte. Von Weißentraut entblödete sich nicht einmal, ein munteres Liedchen zu pfeifen. Nachdem ich so eine Weile im Straßenstaub gekauert hatte und mir wieder zutraute, aufrecht zu gehen, erhob

ich mich langsam, klopfte meine Kleidung ab und nahm meinen Rucksack an mich - wobei ich feststellte, dass die Flasche Branntwein, die ich aufbewahrt hatte, im Gegensatz zum Balihoer Barentod, wie befürchtet den Flug über den Abgrund nicht unbeschadet überstanden hatte und Rucksack samt Inhalt nun derart stark nach Alkohol rochen, dass man damit einen Tatzelwurm hätte betäuben können. Erst dann rief ich endlich meinen Freunden ein »Kommt, weiter geht's! Worauf wartet ihr, es ist noch zu früh für die Nachtruhe, wir haben noch einen weiten Weg vor uns« zu, wobei ich geflissentlich übergang, dass alle drei belustigt die Köpfe schüttelten.

Zum Glück gab es bis zum Abend keine weiteren Hindernisse auf unserem Weg. Allerdings schien sich die Landschaft allmählich auf eine merkwürdige Art zu verändern. Zunächst waren die Unterschiede kaum greifbar: Die Pflanzen waren vielleicht von etwas weniger stolzem Wuchs, die Tiere des Waldes hörte man seltener, sogar der Himmel schien ein wenig grauer. Doch je weiter wir vordrangen, desto deutlicher wurde der Wandel. Es schien, als habe alles Leben hier einen Teil seiner Kraft eingebüßt, als könne selbst das Auge Praios nur noch durch einen Schleier zu uns herabblicken. Zugleich war es jedoch trotz des schwachen Sonnenlichts unangenehm schwül-warm. Hin und wieder wehte zwar ein schwacher Wind aus Nordosten durch die beiden Sichelgebirge, doch auch dieser brachte keine Linderung, sondern führte stattdessen einen feinen, grauen Staub mit sich, der Augen, Mund, Ohren und Nasenlöcher in kürzester Zeit verklebte.

Und auch wir selbst waren von dieser Leblosigkeit nicht ausgeschlossen. Hatte ich unmittelbar nach meinem Triumph beim Überqueren der Schlucht noch mit vollem Elan unsere kleine Gruppe angeführt, so fühlte ich mich mit jedem Schritt erschöpfter, geradezu zerschlagen. Ein Blick auf meine Freunde, die mit tief hängenden Augenlidern und mühsamen Schritten vorwärtsstolperten, verriet mir,

dass es auch ihnen nicht besser erging. Schließlich konnte ich einfach nicht mehr, meine Beine weigerten sich, mich auch nur einen Schritt weiter zu tragen. Ächzend ließ ich zunächst meinen immer noch stinkenden Rucksack zu Boden purzeln, ehe ich mich selbst, an einen Baum gelehnt, langsam herabgleiten ließ. Ich saß noch nicht richtig, als ich bereits eingeschlafen war.

Als ich erwachte, stand die Sonne schon wieder hell am Himmel. Wirklich erholt fühlte ich mich nicht. Im Gegenteil, es schien fast, als hätte meine Müdigkeit nur noch zugenommen. Doch wir mussten weiter. Mit heftigem Rütteln gelang es mir, meine ebenfalls einfach auf der Straße liegenden und noch immer schlafenden Freunde zu wecken, und bald schleppten wir uns wieder mit langsamen, tapsigen Schritten voran.

Immer öder war die Welt um uns herum, wobei ich nicht zu sagen vermochte, ob mir dies nur so erschien, oder ob tatsächlich alles immer grauer und toter wurde. Eine Stille wie in einer uralten, längst vergessenen Gruft umfing uns; von Tieren war überhaupt nichts mehr zu hören und zu sehen. Einzig unsere immer länger werdenden Schatten strichen in dieser fahlen Welt als unsere ständigen Begleiter neben uns her. Es war schon fast wieder dunkel, als wir endlich an die erwartete Abzweigung gerieten. Während der eigentliche Goblinpfad weiter nach Nordosten führte - wo das Land endgültig jedes Leben verloren zu haben schien und sich eine Wüste aus grauem Felsgestein und Staub ausbreitete - führte ein schmalerer, sanft ansteigender Pfad gen Nordwesten, zurück in fruchtbarere Gefilde.

Silvana seufzte schwer: »Da wollen wir rauf? Lasst uns lieber zuerst rasten, dass schaffe ich heute nicht mehr.«

Ich drehte mich zu ihr um und sah, dass sie schwer auf ihren Magierstab gestützt mit starrem Blick auf den Bergpfad stierte: Ihr Gesicht war nicht mehr blass, sondern nur noch grau zu nennen, ihre rissigen Lippen bluteten an ei-

ner Stelle. Auch Tsaja, die ohnehin weit hinter uns zurückgefallen war, bot keinen besseren Anblick: Schweiß rann ihr in dicken Tropfen über die staubverkrustete Haut, und ihre Füße schlurften bei jedem Schritt wie die einer alten Frau, während ihr Oberkörper so weit nach vorne gebeugt war, dass sie fast schon auf dem Boden kroch. Alleine von Weißentraut schien besser mit unserer Umgebung zurechtzukommen, oder vielleicht war er durch den Drill auf der Akademie auch einfach nur daran gewöhnt, mit Erschöpfung umzugehen. Obzwar auch er bei jedem Schritt vernehmlich keuchte, war er doch immer noch in der Lage, das schwere Kettenhemd und den großen Streithammer zu tragen. Ehe ich ihn aber fragen konnte, ob er nicht vielleicht auch noch meinen Rucksack schleppen wolle, erklang eine fremde Stimme, die - in Bosparano, und das ausgerechnet im wilden Weiden - die merkwürdigen Worte »Plumbumbarum schwerer Arm« brüllte.

Kaum waren die Worte verklungen, als von Weißentrauts Waffe auch schon mit lautem Scheppern in den Staub stürzte. Mit verwirrtem Gesichtsausdruck bemühte sich der Ritter, den Hammer wieder aufzuheben, jedoch schien sein Arm derart unbeweglich und ungeschickt, dass ihm die schwere Hiebwaffe immer wieder aus den Händen glitt. Ich hatte jedoch keine Zeit, ihm längere Aufmerksamkeit zu schenken: Im gleichen Augenblick schien nämlich Silvana wenigstens teilweise aus ihrer Lethargie zu erwachen: Sie richtete sich auf, hob ihren Stab hoch über den Kopf und ließ ihn einmal im Kreise rotieren. Ich fragte mich, wen sie wohl mit dieser Drohgeste abschrecken wollte.

Kaum hatte sie ihren Zauberstab wieder gesenkt, als die fremde Stimme wieder donnerte: »Paralysis starr wie Stein«. Plötzlich stürzte Tsaja, die immer noch leicht vorgebeugt etwas abseits gestanden hatte, kopfüber in den Staub und bewegte sich nicht mehr.

Ich schrie bei diesem Anblick auf und wollte gerade zu ihr laufen, als Silvana mich am Ärmel packte und festhielt:

»Nicht! Du darfst meinen Schutzkreis nicht verlassen, sonst kann ich dir auch nicht helfen!«, zischte sie mir zu.

Widerstrebend beugte ich mich ihrem Wunsch; hier schien es um finstere Magie zu gehen, und für Magie war wohl sie die Expertin. Statt also Tsaja zur Hilfe zu eilen, reckte ich meinen Hals, um unseren Gegner zu entdecken. In diesem Moment krachte auch schon ein schwerer Stab von hinten auf Silvanas Schädel; sofort sank die junge Magierin zu Boden. Ich wirbelte herum und stand einem höchstens fünfundzwanzig Götterläufe alten Mann gegenüber. Seine großen, runden Augen, die mich staunend anblickten, schienen mit den scharfen Gesichtszügen, der hohen Stirn und der hageren, sicherlich zwei Schritt großen Gestalt kaum in Einklang zu bringen. Der Angreifer war in die Tracht eines Hesindegeweihten gehüllt, dazu blitzte hin und wieder eine Fibel, bestehend aus einer metallene Nadel in Schlangenform, an der eine zweite Schlange aus einem schwarzen Edelstein befestigt war, auf. Während an seinem Gürtel ein merkwürdig gewundener, ebenfalls fast schlangenförmiger Dolch zu sehen war, führte er mit beiden Händen einen langen, schlichten Stecken aus rötlich schimmerndem Holz.

Gerade hob er zu einem auf meinen Kopf gezielten Schlag an, während er die Worte »Weichet von hier, Dämonendiener! Ihr werdet die Wüstenei nicht betreten!« zwischen den Zähnen hervorstieß.

Mühevoll tauchte ich unter dem Schlag hinweg, woraufhin mein Gegner die Balance verlor und an mir vorbeitor kelte. »Dämonendiener? Wir sind keine Dämonendiener! Und in die Wüste dort wollen wir schon gar nicht, wir sind froh, wenn ...« Weiter kam ich nicht, bis der Geweihte sich gefangen und umgewendet hatte und erneut nach mir schlug, aber wieder nur ins Leere traf. Wie sollte ich mich verhalten? Ich konnte wohl kaum einen Geweihten angreifen, wollte ich nicht den Zorn der Zwölfgötter - und sämtlicher Aventurischer Gerichte - auf mich laden. Mich

einfach verprügeln lassen wollte ich aber auch nicht. »Hallo? So hört mir doch zu, wir wollen nur nach Zoll.«

Wieder sauste der Holzstab haarscharf an meiner Nase vorbei. »So hört doch, wir sind nicht euer Feind...« Mit einem vernehmbaren Krachen schlug mir ein Ende des Stabs gegen das rechte Schienbein. Ich hatte vor lauter Erklärungsversuchen gar nicht beachtet, dass mein Gegner seine Taktik geändert hatte und nun nicht mehr nach meinem Gesicht schlug, sondern mich durch Angriffe auf die Beine zu Fall zu bringen versuchte.

Jetzt endlich wurde es mir zu bunt. Als der Angreifer gerade weit ausholte, um mir die Spitze seines Stabs in den Magen zu rammen, trat ich mit einem raschen Schritt zur Seite. Mein Feind wurde wieder von seiner eigenen Wucht mitgerissen, als seine Waffe ins Leere fuhr, und stolperte an mir vorbei.

Diese Gelegenheit nutzte ich, um ihm - in Gedenken an all die Gassen-Imman Spiele, die ich verloren hatte - mit aller Kraft dorthin zu treten, wo es uns Männern erfahrungsgemäß besonders weh tut. Das beendete den Kampf abrupt. Mit hölzernem Klappern rauschte der Stab aus seinen Händen, während er sich vor Schmerzen zusammenkrümmte und dann auf den Hosenboden setzte. Rasch stellte ich meinen Fuß auf den Stab, damit mein Gegenüber nur ja nicht auf die Idee kommen würde, erneut anzugreifen.

Er dachte jedoch gar nicht daran, wieder aufzustehen; vielmehr keuchte er, während dicke Tränen seine Wangen herabkullerten: »So habt Ihr mich geschlagen, Sklave der Niederhöllen. Tut Euer Schlimmstes, ich werde Euch zeigen, wie ein Diener der Zwölfgötter für seinen Glauben stirbt! Doch die Rache der Zwölfe wird Euch zehnfach für alles treffen, was Ihr mit antut, das schwöre ich Euch!«

»Wollt Ihr wohl endlich aufhören, hier von Dämonen und Niederhöllen zu sprechen?«, fauchte ich ihn verärgert an, während ich den Gedanken, wie die Zwölfgötter

höchstselbst mir zehnfach das zufügten, was ich ihm >an-
getan< hatte, zu unterdrücken suchte.

»Wir sind harmlose Reisende und wollen nur nach Zoll-
haus. Ihr könnt diese scheußliche Wüstenei hinter Euch
bewachen, solange Ihr wollt, aber lasst uns in Ruhe weiter-
ziehen. Es tut mir ja Leid, dass ich Euch weh tun musste«,
ergänzte ich, als sich die Erkenntnis, dass ich gerade einen
Geweihten der Zwölfgöttern in seine empfindlichsten Teile
getreten hatte, langsam gegenüber meine Zufriedenheit
über den gewonnen Kampf und die Wut über diesen un-
gerechtfertigten Angriff durchzusetzen begann. »Aber Ihr
habt mir ja keine Wahl gelassen. Wirklich, wir sind treue
Diener der Zwölfe, wir wollen weder Euch noch irgend-
wem sonst etwas Böses.« Während meine Rede immer
weniger selbstsicher klang und immer mehr ins Stocken
geriet, hatte ich nicht bemerkt, wie von Weißentraut her-
angetreten war. Entweder war der Zauber, den der An-
greifer über ihn gelegt hatte, bereits verfliegen, oder aber
er hinderte ihn nur am Kämpfen, nicht aber am Gehen.

»Wie kommt es, dass ein Geweihter der Allwissenden so
kriegerisch ist und harmlose Reisende überfällt?«, fragte
er, wobei er nicht einmal verärgert, sondern nur ehrlich
verwundert klang.

»Ich bin Achlan ben Melekham, treuer Bruder des Heili-
gen Drachenorden zur Vertiefung allen Wissens unserer
Göttlichen Herrin Hesinde«, rief der Zauberer, der sich
offenkundig wieder etwas erholt hatte, mit halb stolzer,
halb trotziger Stimme aus. »Es ist meine göttingegebene
Aufgabe, die Diener der Finsternis daran zu hindern, jene
unheilige, durch verderbte Magie entstandene Wüstenei
zu betreten und die dort wirkenden Kräfte für böse Zau-
berei auszunutzen.«

Der Heilige Drachenorden! Ich hatte schon von dieser
Bruderschaft gehört: Die Praiosgeweihten an der Vinsalter
Rechtsakademie, die den Predigern der Schlangengöttin
sonst eher eine gewisse Skepsis entgegenbrachten -

immerhin galt sie auch als Göttin der Magie und hatte ein gemeinsames Kind mit dem Herrn der Diebe - sprachen durchaus mit einem missmutigen Respekt von jenen Akoluthen der allwissenden Göttin, die sich dem Kampf gegen schwarze Magie verschrieben hatten. Ob sie dabei gewusst hatten, dass der Orden auch Magier in seine Reihen aufnahm, erschien mir allerdings zweifelhaft. Und auch Firuna hatte einmal erwähnt, dass sie darüber nachdachte, sich dem Orden anzuschließen: In den heutigen, finsternen Zeiten, so meinte sie, sei es richtig, neben dem bloßen Sammeln von Wissen auch die Bereitschaft zu zeigen, notfalls im Namen der Göttin die Waffen zu ergreifen, um die Schrecken der Dämonen zu bannen und die Gläubigen der Zwölfe zu schützen. Ich selbst war dagegen immer der Ansicht gewesen, dass schon die >ewige Suche< die die Lebensaufgabe der einfachen Hesindegeweihten war, als Ziel durchaus ausreichen würde, und dass es die Erkundung der Welt nicht sonderlich vorantreiben würde, wenn man sich in langwierige Kämpfe mit Dämonengezucht verstrickte - wie wir ohnehin, wie mir im Nachhinein klar wurde, sehr häufig unterschiedliche Ansichten hatten. Andererseits war ich nun derjenige, der ein Schwert führte und durch die Wildnis zog, während sie meines Wissens noch immer in Vinsalt weilte ...

Aber wie dem auch sein mochte, als dieser Jüngling, der uns so übereifrig angefallen hatte, im Brustton der Entrüstung von seiner hohen Aufgabe kündete, konnte ich nicht länger an mich halten. Zuerst war es nur ein leises Glucksen, dann jedoch brach ein lautes, lang anhaltendes Lachen aus mir hervor, während sich die Anspannung der letzten Augenblicke löste. Von Weißentraut wie auch der Draconiter blickten mich zunächst verwirrt an, fielen dann aber nach kurzem Zögern in ebenso hysterischem Tonfall in mein Lachen ein.

Es dauerte eine ganze Weile, und mein Bauch schmerzte schon, als ich mich endlich so weit beruhigt hatte, dass

ich mich an die wesentlichen Fragen erinnerte. »Was ist mit unseren beiden Gefährtinnen, könnt Ihr ihnen helfen?«, sprach ich den Magier erneut an, während ich zu Tsaja hinüberschritt, die immer noch mit dem Kopf voran auf der Erde lag. Verletzt schien sie sich bei dem Sturz nicht zu haben, aber sie regte auch keinen Muskel, als ich sie vorsichtig herumdrehte.

Der Magier schwieg zunächst, bis ich mich mit auffordernder Geste zu ihm herumdrehte. An seinem peinlich berührten Gesichtsausdruck konnte ich jedoch die Antwort ablesen, ehe er sie ausgesprochen hatte: »Es ... ahem ... es tut mir Leid, ich bin kein Antimagier, ich kann den Versteinerungszauber nicht lösen ... Aber er sollte eigentlich bald von allein abklingen. Keine Bange, ihr ist nichts passiert. Sie ist unter diesem Zauber nicht nur so unbeweglich, sondern auch so unverletzlich wie Stein. Aber ...«, plötzlich erhellte sich seine Miene. »Aber ich kann die Verletzung, die ich Eurer Kameradin mit meinem Stab zugefügt hatte, heilen.«

Sofort begab er sich daran, sein Versprechen wahr zu machen: Er trat zu von Weißentraut, der gerade Silvanas Kopfverletzung untersuchte, legte der Magierin eine Hand auf die große, blutende Wunde, die der Schlag hervorgerufen hatte, und murmelte einige unverständliche Worte. Tatsächlich, sofort schloss sich die Wunde; nicht einmal eine Narbe oder auch nur eine Beule blieb zurück.

Mit einem leisen Stöhnen erwachte Silvana aus ihrer Ohnmacht und ließ sich von unserem Krieger vorsichtig auf die Beine helfen. Ich war jedoch nicht bereit, den Dracniter so leicht davonkommen zu lassen: »Ihr behauptet, Ihr bewacht die Wüstenei vor den Dämonen, aber Ihr seid nicht einmal in der Lage, Euren eigenen Zauber aufzuheben?«, schimpfte ich.

Zaghafte erwiderte er: »Na ja... also... ich bewache ja nicht die ganze Wüstenei, nur diesen kleinen Abschnitt hier. Und streng genommen bewache auch nicht ich den Abschnitt,

sondern eigentlich meine Mentorin ... aber die ist vor einigen Tagen von einem der Silberfalken-Ritter zu einer magischen Untersuchung gerufen worden und hat mich hier alleine gelassen. Und ich habe mich doch recht erfolgreich geschlagen, drei von Euch vieren habe ich ganz alleine ausgeschaltet. Und wenn Ihr nicht unsportlich und gegen die Regeln gekämpft hättet, hätte ich auch Euch besiegt!«, endete er in trotzigem Tonfall.

Ich musste an mich halten, um nicht erneut loszulachen. Die Grenze zur Wüstenei, in der ein Portal zur Welt der Dämonen liegen mochte, wurde von einem Jüngling bewacht, der von seinen Gegnern einen >sportlichen< Kampf erwartete. Eigentlich war dies nicht lustig, wie mir schlagartig bewusst wurde, sondern eher erschreckend. Ich fragte mich, was passieren mochte, wenn dieser >Drache< erstmals einem echten Dämonenanbeter gegenüberstünde. War in Aventurien seit dem Fall Tobriens überhaupt noch Platz für solche Unschuld? Und wenn nicht, was sagte das über die Zukunft Aventuriens aus? Doch noch irgendetwas anderes erschien mir plötzlich merkwürdig an dieser ganzen Begegnung, ohne dass ich aber den Finger darauf hätte legen können. Vielleicht würde es helfen, mit den anderen darüber zu reden, sobald wir den Drachenjünger hinter uns gelassen hatten.

Dieser winkte allerdings mir und von Weißentraut gerade, Tsaja anzuheben. »Ich ... ich scheine einen Fehler gemacht zu haben, als ich Euch ... angriff. Nun ... ahem ... es tut mir Leid. Ich kann das Geschehen nicht vollständig wieder gutmachen, und ich kann Euch keine Entschädigung bieten, aber ich kann Euch wenigstens zu einem Essen in unser Lager einladen, ganz hier in der Nähe. Meine Mentorin wird zwar erst in einigen Tagen zurückkehren, aber wir wären dort zumindest etwas vor den Elementen geschützt. Und gutes Essen gäbe es auch. Ich mag kein besonders guter Kämpfer sein, aber kochen kann ich«, stotterte er.

Diese Angebot nahmen wir gerne an, zumal unser eigener Reiseproviant nach der bisherigen Reise durch die staubige Ödnis zunehmend nach Asche zu schmecken schien - beziehungsweise in meinem Fall nach Branntwein, was nicht angenehmer war. Also trugen von Weißentraut, der Draconer und ich gemeinsam die versteinerte Tsaja zu einer in der Nähe stehenden kleinen Gruppe vertrockneter Bäume - wobei ich feststellte, dass auch die Haut der Wildhüterin kalt war wie die eines Steins -, während Silvana, anscheinend immer noch etwas benommen, hinter uns her trottete.

Zwei Zelte waren an besagtem Lagerplatz aufgebaut, und ein kleines Feuer flackerte im Schutze eines niedrigen Steinkreises. Vorsichtig luden wir unsere Begleiterin auf einer von Silvana zuvor ausgebreiteten Wolle ab. Der Geweihte zog zwei kleine Kessel aus einem der Zelte und begann mit Hilfe eines üppigen Vorrats an Reis und Lammfleisch, etwas Butter und zahllosen kleinen Säckchen voller Gewürze ein köstlich duftendes Gericht, von ihm als »Original tulamidischer Pilaw« bezeichnet, zuzubereiten, wobei er jeden einzelnen Schritt mit begeisterten, blumigen Worten erklärte: »Seht ihr, noch ein wenig von dem maraskanischen Pfeffer, so ... mit aranischem Pfeffer ist es besser, nur leider habe ich keinen hier - einer der Nachteile solcher Missionen in der Wildnis. Und normalerweise nehme ich auch etwas Gūldenländer dazu, doch in Weiden ist der selbst in den Städten kaum zu bekommen. Aber ich denke, es sollte auch so gehen. Und, wie schmeckt es euch?«

Es schmeckte. Ausgezeichnet schmeckte es sogar. Mit vielen Lobpreisungen seiner Kochkunst konnte ich den Geweihten sogar dazu bewegen, das Rezept auf ein Blatt Pergament zu schreiben, das ich bis heute bei mir führe. Und so gehört dieser tulamidische Pilaw zu den wenigen Dingen, die ich selbst zubereiten kann. Tatsächlich kann es übrigens für einen Abenteurer äußerst hilfreich sein,

wenn man wenigstens ein Essen zubereiten kann ... Man hat zwar äußerst selten alle Gewürze zur Hand, und auch Hammelfleisch und Reis gehören eher nicht zum Inhalt einer normalen eisernen Ration. Aber wenn man sich beim Hofe eines südaventurischen Potentaten einschleichen will, kann ein solcher Pilaw hilfreicher sein als ein zweihändig geführtes Schwert - und selbst einen Stamm wilder Gjalskerländer habe ich schon damit beeindrucken können.

Aber zurück zu unserer Reise: Wir saßen also beim Lager dieses Draconiters und aßen köstlichen Pilaw. Auch Tsaja hatte zu unserer Erleichterung, kurz bevor das Mahl fertig zubereitet war, begonnen, sich zu bewegen: Sie reckte und streckte sich zunächst, als habe sie in einer sehr unbequemen Haltung geschlafen, setzte sich dann mit knackenden Gelenken aufrecht hin und nieste mehrmals lautstark. Während wir ihr die jüngsten Ereignisse berichteten, kramte der Geweihte kurz in den Taschen seines Gewands herum und zog dann eine Bronzeflasche hervor, die er uns entgegenreckte. Neugierig betrachtete ich das Gefäß. Eine Aufschrift oder sonst eine Form der Markierung war nicht zu erkennen; keine Hinweise darauf, welche Mixtur sich darin befinden mochte. »Was ist es? Ein Zaubersaft, um die Nachwirkungen ihrer Starre zu kurieren?«, wandte ich mich endlich direkt an den Magier.

Nun war es an ihm, zwar nicht zu lachen, wohl aber vergnügt zu kichern: »Ein Zaubersaft? Wo denkt Ihr hin? Sehe ich aus, als trüge ich ein alchemistisches Labor bei mir? Aber kurieren, kurieren kann das Tränklein hier in der Tat allerlei. Echten Raschtulswaller habe ich hier, den habe ich mir aus Khunchom mitgebracht, denn dieser Roggenschnaps hier, dieser Balihoer Bärenod, der passt nun wirklich nicht zu einem guten Essen. Sikramtaler wäre zwar noch ein Tüpfelchen besser zum Pilaw, aber, es ist eben so, in meinen derzeitigen beschränkten Verhältnisse kann man keine völlige Perfektion erwarten.«

Vorsichtig kosteten wir von diesem Raschtulswaller. Wie sich herausstellen sollte, handelte es sich dabei um einen schweren, sehr dunklen Rotwein - und ich muss zugeben, ich habe seither nie wieder so guten Wein getrunken. Während des Mahls erzählte uns der Draconiter, der wohl auch ausgesprochen dankbar dafür war, endlich einmal neue Gesichter um sich herum zu sehen, wie es ihn dorthin verschlagen hatte: wie er nach seinem Studium an der Halle der Metamorphosen zu Kuslik im Dienste der Göttin durch die Lande gezogen war und im Tulamidenlande geholfen hatte, ein finsternes schwarzmagisches Komplott aufzudecken. Und wie er daraufhin dem Ruf der Allweisen gefolgt war und in Keshal Nanduria, dem Khunchomer Erzhort des Drachenordens, in den Orden der Draconiter aufgenommen worden war. Und so bewachte er, der eigentlich ein viel besserer Koch als Kämpfer war, nun eben im Namen seines Ordens die Wüstenei. Wobei er sich allerdings auch auf meine wiederholte Anfrage weigerte, zu erklären, was genau es eigentlich zu bewachen gab und durch welche Schrecken diese Wüstenei überhaupt hervorgerufen worden war. Ich hegte insgeheim die Vermutung, dass er selbst von seinen Ordensoberen gar nicht genau in diese Fragen eingeweiht war. Dafür wusste er aber viele Details von den Abenteuern der Gezeichneten zu berichten, jenen damals bereits legendären Helden, die von den Göttern zu Streitern gegen Borbarad bestimmt worden waren.

Es war wohl schon nach Mitternacht, als unsere Müdigkeit endlich ihren Tribut forderte und wir nacheinander in einen tiefen, traumlosen Schlaf sanken. So tief und fest war unser Schlaf, dass ich nicht zu sagen vermag, ob wir uns überhaupt je wieder erhoben hätten, wenn uns der Magier nicht gegen Mittag geweckt hätte. Es war erneut ein nebliger, unangenehm schwül-warmer Tag. Die Nähe der verbotenen Wüstenei war trotz der fehlenden Sicht fast greifbar, bereits das Aufstehen fiel schwer und jeder einzelne

Atemzug erforderte eine ungewöhnliche Anstrengung. Während ich mich noch orientierte, hörte ich, wie der Magier Silvana, die er wohl als seinesgleichen erkannt hatte, entschuldigend erklärte: »Ich nahm an, dass Ihr nicht dauerhaft hier bleiben wollt, sonst hätte ich Euch schlafen lassen«, um dann, mehr für sich selbst als für seine Zuhörerinnen, zu ergänzen: »... faszinierend, selbst derart weit vom Zentrum entfernt hat sich die temporale Ruptur ausgewirkt ... Ich wünschte, ich wäre dabei gewesen und hätte jenes Ritual, vermutlich alte Magie der Achaz, miterlebt... dann hätten wir heute vielleicht die Möglichkeit, eine Umkehr zu entwickeln ... aber auch ohne einen solchen Erfolg ... wenn man bedenkt, welche Möglichkeiten die Kraft, in die Ketten Satinavs zu greifen, in den richtigen Händen eröffnen würde ...«.

Offenbar wusste er doch etwas von der Ursache der Wüstenei, ich muss aber einräumen, dass ich selbst kaum etwas von dem verstand, was er vor sich hinhin murmelte, Silvana betrachtete ihn jedoch gespannt mit zusammengekniffenen Augen. »Wovon ...«, wollte ich ihr eine Frage zuflüstern, wurde jedoch sofort durch ein entrüstetes »Schschttt!« unterbrochen.

Achselzuckend packte ich mein Gepäck zusammen und sah nach den anderen beiden. Von Weißentraut war schon bereit für den Aufbruch, alleine Tsaja schien von der gespenstischen, lebensfeindlichen Umgebung und vielleicht auch von den Nachwirkungen des Versteinerungszaubers äußerst mitgenommen. Etwas unsicher stand sie auf den Beinen und schwankte bei jedem vorsichtigen Schritt ein wenig. Ich bot ihr an, ihren kleinen Proviantbeutel für einen Teil des Wegs zu tragen, wofür ich ein dankbares Lächeln, aber auch ein ablehnendes Kopfschütteln erntete. Für längere Gespräche blieb keine Zeit, denn von Weißentraut drängte nun zur Weiterreise, wiewohl Silvana deutlich anzumerken war, dass sie gerne auch den Rest dieses Tages mit dem Hesindegeweihten über das Phänomen der

Wüstenei debattiert hätte. Doch auch sie sah ein, dass jede Verzögerung gefährlich sein konnte, da nicht nur die Gebirgspässe im Winter kaum zu durchqueren waren, sondern die Erlebnisse der letzten Tage uns auch die Gefahr, dass die Borbaradianer doch noch in Weiden einfallen und das Artefakt dann in die Hände des Feindes fallen könnte, wieder deutlich gemacht hatte. Wir verabschiedeten uns von dem Draconiter, wünschten ihm viel Glück bei seiner einsamen Wacht und schritten dann den schwach aber stetig bergauf führenden Pfad in die Rote Sichel entlang.

Die rote Sichel

Schon bald ließen wir die graue, fremdartige Ödnis hinter uns - Silvana nuschelte als Erläuterung irgendetwas wie »An Linien astraler Energie gebunden?«, ich schenkte dem jedoch keine weitere Aufmerksamkeit.

Die Welt um uns herum schien an Farbe, ja an Leben zu gewinnen, und auch unsere Lebensgeister erwachten wieder. Durch einen dichten Wald aus starken, knorrigen Sichel-tannen, den charakteristischen gelb-roten, hoch gewachsenen Firunföhren und vereinzelt mächtigen, säulenhaften Zirbelkiefern gelangten wir auf die kahleren Hänge des Sichelgebirges selbst. Nun, da wir das Gebirge erstmals aus der Nähe bestaunen konnten, bot sich uns ein beeindruckender Anblick. Gewaltige Türme ragten schroff in die Höhe; Platten von Gestein schienen wie von Riesenhand zu seltsamen, an Fabelwesen gemahnende Figuren aufgeschichtet.

Dieses Gebirge hatte so gar nichts gemein mit den fruchtbaren Weinbergen meiner Heimat. Ich fühlte mich bei diesem Anblick an die alten Erzählungen über geheime Trollburgen erinnert, die in den verschiedensten Gebirgen Aventuriens verborgen sein und sich, wenn man sie am richtigen Tag des Götterlaufs und zur richtigen Tageszeit aufsuchte, auch menschlichen Besuchern öffnen sollten. Was jedoch den Besucher dann im Inneren dieser Burgen erwartete, ob märchenhafte Schätze oder grausame, nach Menschenfleisch hungernde Riesentrolle, darüber gingen die Meinungen der Märchenerzähler auseinander.

Jedenfalls war deutlich zu sehen, woher die Rote Sichel ihren Namen hatte: Auch wenn die Sonne unter den dich-

ten Wolken verborgen war, so war die intensive rötliche Farbe der Felsen trotz des dichten Nebels nicht zu übersehen.

Plötzlich erkannte ich auch, was mir an der Begegnung mit dem Hesinde-Geweihten so merkwürdig erschienen war ... zwar erschien mir mein eigener Gedanke sogleich lächerlich und ich schalt mich innerlich einen Narren, dass ich trotz meiner bisherigen Erfahrungen im Abenteuerdasein anscheinend noch immer ein Bild in mir trug, das von den Geschichten der Barden geprägt war.

Dennoch, ganz sicher war ich mir doch nicht, dass es sich um Unsinn handelte, und so beschleunigte ich meine Schritte etwas, um die uns voranschreitende Silvana - die ich für die Gebildetste unserer kleinen Gruppe hielt - einzuholen und nach einigem Zögern und einem vorsichtigen Blick, um sicherzustellen, dass die anderen nicht zuhören konnten und ich mich nicht gleich vor allen lächerlich machen würden, leise anzusprechen: »Ist dir ... ist dir aufgefallen, dass dieser Hesinde-Geweihte ein Draconiter, ein Mitglied des Drachenordens, war? Es mag merkwürdig klingen«, - ich hasste mich für diese Phrase, kaum, dass ich sie ausgesprochen hatte -, »aber es scheint mir, als nähme unsere Reise tatsächlich immer mehr die Züge einer der großen, legendären Questen der alten aventurischen Helden an. Geron der Einhändige, Festo von Aldyra, Alrik und Nedime... immer taucht im Laufe der Reise ein mächtiges Ungetüm auf, das der Held erschlägt. Und jetzt haben auch wir einen *Drachen* bezwungen.«

Silvana zog die rechte Augenbraue hoch und erwiderte: »Du hast einem ungeschickten, tollpatschigen Forscher einen Tritt in den Unterleib versetzt, wenn ich das richtig mitbekommen habe. Ich will dir ja nicht die Freude an deinem Sieg nehmen und ich bin sogar bereit, einzuräumen, dass es durchaus heldenhaft von dir war, dich ganz alleine dem Kampf gegen diesen Angreifer zu stellen, aber meinst du nicht, du überschätzt dich nun ein wenig?«

»Ja, ich weiß, ich meine das nur ... nun ... symbolisch. Wenn dieser *Drache* das Einzige gewesen wäre, würde ich dir wohl auch zustimmen. Aber da wäre noch der Raschtulswaller und der Pilaw ...«

»Und? Was ist damit?« Sie klang nun ziemlich belustigt.

»Na ja, in den Heldengeschichten erlangt der Held auch immer eine Gabe, nachdem er das Untier besiegt hat. Geron erschlug den Wurm von Chababien, und die Götter gewährten dafür ihm und seinen Kindern die ewige Herrschaft über Chababien und ernannten ihn zu einem Heiligen der Rondrakirche. Festo von Aldyra tötete den Lindwurm des Bornlands und durfte dafür der Stadt Festum seinen Namen geben, auch machten die Zwölfe seine Nachfahren zu den Herrschern über das Horasreich. Und Alrik, Alrik erhielt die Hand Nedimes, nachdem er den Mantikor gemeuchelt hatte. Und wir erhielten eben den Raschtulswaller und den Pilaw.«

»Eine Gabe? Pilaw und Raschtulswaller?«, echote Silvana.

»Und da war dieses Spielhaus in Baliho ...« Für einen Moment hatte ich mich fast entschieden, nicht fortzufahren, sah ich doch, dass sie bereits kurz vor einem Lachanfall stand. Jedes weitere Wort konnte die Situation eigentlich nur noch peinlicher werden lassen. Dann jedoch entschied ich mich, wenigstens meinen Gedankengang konsequent zu Ende zu führen, da ich mich ohnehin schon lächerlich gemacht hatte. Sollte sie doch lachen, wenn sie das für richtig hielt. »... also, in den Sagen begegnet der Held auch immer einer Versuchung, einer Verlockung, der er widerstehen muss, um zu beweisen, dass er würdig ist, ein Held zu sein. Geron traf auf die schlangenleibigen Schwestern, die ihn verführen wollten, seine Wachsamkeit einschlafen zu lassen. Alrik durfte sich nicht vom Schleiertanz der Haremsdamen ablenken lassen - und wir wären fast in jenem Vergnügungshaus geblieben, statt unsere Reise fortzusetzen.« Ich setzte bereits an, auch noch darauf hinzuweisen, dass unsere ganze Reise sogar mit der Errettung

einer Jungfrau begonnen hatte, besann mich aber dann eines Besseren: Immerhin enthielte diese Behauptung implizit auch die Unterstellung, ausgerechnet Silvana selbst sei eine Jungfrau - und das Gelächter, das das Kundtun dieser Annahme hervorrufen würde, wäre wohl selbst durch die deutliche und wiederholte Betonung, dass auch das Wort >Jungfrau< in diesem Kontext nur symbolisch gemeint sei, nicht mehr zu aufzuhalten gewesen.

Doch Silvana benötigte diese weiteren Ausführungen auch gar nicht, um sich köstlich zu amüsieren. Lautstark prustete sie los, wobei ich mich selbst dafür verachtete, dass es mir trotz der Peinlichkeit doch zumindest ein wenig Freude bereitete, ihre glockenhelle Stimme so fröhlich zu hören. »Du bist wirklich ein echter Alrik«, rief sie, immer noch kichernd, aus. »Ein ganz großer Held, wirklich. Einen Draconiter verdroschen, einem Spielhaus widerstanden und einen Raschtulswaller getrunken... da kann selbst der heilige Leomar nicht mehr mithalten. Sagt mir aber bitte Bescheid, ehe ihr eure nächste Heldentat vollbringt, o edler Recke, ich will mir auf keinen Fall eines Tages nachsagen lassen, ich hätte den berühmten Alrik den Zweiten begleitet und all seine Heldentaten verpasst.« Sie wollte sich schier nicht mehr einkriegen vor Gelächter, sodass unweigerlich auch die anderen beiden aufmerksam wurden.

»Heda, Ihr, was gibt es? Wir könnten auch etwas zu lachen gebrauchen!«, rief von Weißentraut fröhlich.

»Alrik hier meint, er werde zu einem großen Helden. Er hat festgestellt, dass er schon einer Versuchung widerstanden und einen Drachen erschlagen hat, und nun sucht er einen Streitwagen, um das große Donnersturmrennen zu gewinnen!«, entgegnete Silvana, obwohl sie meinem flehenden Blick sehr wohl entnehmen konnte, dass ich sie um Stillschweigen bat. Hastig ergänzte ich: »Nein nein, ich meinte nur, dass unsere Reise einige Züge der großen Heldentaten Aventuriens zu haben scheint, aber nur auf symbolische Art... statt eines Drachen eben ein Draconiter,

statt eines halben Königreichs als Belohnung ein Glas Raschtulswaller ...«

Tsaja lächelte knapp, als sie dies hörte, sah mich dabei aber merkwürdig an und bemerkte: »Du bist ein seltsamer Abenteurer, Alrik. Da meint man gerade, du seiest immer noch der nüchterne Rechtsgelehrte, und dann machst du plötzlich aus einer Reise durch das herbstliche Weiden eine mythische Queste.«

Ich war ihr dankbar dafür, dass sie mich nicht auch auslachte, wobei ich mir allerdings nicht sicher war, wie viel ihrer Zurückhaltung sich der Tatsache verdankte, dass sie immer noch eine gewisse Abneigung gegenüber Silvana verspürte. Mehr verwunderte mich daher, dass auch von Weißentraut meine Idee keinesfalls so abwegig zu finden schien. Er runzelte nur die Stirn, sah mich etwas überrascht an und sprach dann langsam: »Ich weiß nicht... es klingt seltsam, was du sagst, und doch scheint es so, als wärest du da etwas Wahrem auf der Spur.« Wieder einmal nötigte er mir erstaunten Respekt ab. Zum einen hatte ich angenommen, er würde als der stolze Rondra-Anhänger eher verärgert sein, wenn ein einfacher Herumtreiber wie ich unsere doch etwas seltsame Gruppe mit den großen Helden Aventuriens verglich, zum anderen war ich davon ausgegangen, dass er sich ohnehin in jedem Falle Silvanas Meinung anschließen würde. Dass ich mich in beider Hinsicht geirrt hatte, zeigte mir, dass ich ihn immer noch keineswegs so gut kannte, wie ich angenommen hätte.

Ungläubig schaute Silvana, nachdem sie endlich aufgehört hatte zu lachen, in die Runde, ehe sie, die Handflächen in einer Geste gespielten Entsetzens vor das Gesicht führend, ausrief: »Ich kann es kaum glauben. Ich lebe in einer Zeit, in der Bücher nicht mehr mit der Hand geschrieben werden, sondern gedruckt werden können, in der es ganze Journale wie den Aventurischen Boten, den Hesindespiegel oder das Bosparanische Blatt gibt und jeder Mensch für wenig Geld Zugang zu allen Neuigkeiten Aventuriens

haben kann, und dennoch stehe ich hier vor einem Rechtsgelehrten aus Vinsalt und einem Edlen aus Garetien, die wie die Thorwaler wildestem Aberglauben anhängen.«

Achselzuckend entschied ich mich, ihr Gespött zu ignorieren und den Weg fortzusetzen. Die anderen folgten mir, wobei jedoch aus Silvanas Richtung von nun an den ganzen Tag über immer mal wieder ein nur mühsam unterdrücktes Glucksen und Kichern zu hören war.

Unser Pfad führte, sich langsam in Serpentinaen aufwärts windend, zunächst an der gen Prais gewandten Seite des Gebirges entlang, knickte dann jedoch zwischen zwei hohen Gipfeln in Richtung Firun ab, mitten in die Sichel hinein. Bald taten sich zu unserer linken Seite tiefe Schluchten auf, zum Teil völlig karge, felsige Schlünde, zum Teil dagegen dicht bewaldete, tiefe und stille Täler, aus denen die Wipfel der Kiefern und Tannen zu uns herauflangten und sich still im Wind wiegten. Zu unserer Rechten dagegen ragte ständig der Fels des Gebirges rau und unbezwingbar empor. Der Weg selbst war ausgesprochen mühsam. Hin und wieder mussten wir gar über große, scharfkantige Felsen, wohl die Überbleibsel älterer Bergrutsche, steigen und klettern, wobei sich Tsaja erneut als die Geschickteste von uns erwies, während ich in Gedanken wieder die Zwölfe, meine alten Freunde aus der Kindheit und meine eigenen Gelenke verfluchte, nachdem ich als Einziger der Gruppe ein-, zweimal abgerutscht war und mir dabei Hände und Knie aufgeschürft hatte. Dennoch war ich diesmal dankbar für Tsajas Überlegenheit, zeugte sie doch davon, dass die Wildhüterin die Durchquerung der Ödnis und den Zauber des Draconiters folgenlos überstanden hatte.

Nachdem wir so wohl einen ganzen Tag lang emporgestiegen waren, waren wir am vorläufigen Höhepunkt des Pfads angelangt, der nun nach einer scharfen Kurve recht steil in eines jener zerklüfteten Täler herabführte, von denen wir schon etliche passiert hatten. Die Wolkendecke riss

für einen kurzen Moment auf, und ein atemberaubendes Bild bot sich unseren Augen: Die im Efferd langsam hinter dem Gebirge versinkende Abendsonne sandte ihre letzten Strahlen auf den Hang des Bergs, sodass die Felsen grellrot zu leuchten schienen. Tatsächlich gemahte das Felsmassiv in diesem Lichte an eine riesenhafte, bronzene Klinge, es schien auf einmal gar nicht mehr so schwer, sich vorzustellen, dass die Kriegsgöttin diese als Waffe gegen die Dämonenbrut geschwungen hatte. Weit hinter uns, im Süden, konnte man dagegen nahezu den gesamten Goblinpfad überblicken, selbst die Spitzen des Schwestergebirges, der Schwarzen Sichel - der Legende nach Sokramur, die Klinge des grausamen Kor -, waren zu erkennen. Eine Bewegung lenkte jedoch meinen Blick zurück auf die Felsen zu meiner Rechten: Dort, auf der anderen Seite einer schmalen, aber tiefen Schlucht, bemerkte ich nun einen einzelnen, grauen Gebirgsbock mit imposantem, gebogenem Gehörn, der uns einen Moment unverwandt musterte und dann mit grazilen Sprüngen im bereits völlig in den Schatten versunkenen Tal verschwand.

Auch für uns wurde es Zeit, an die Nachtruhe zu denken. Wir wanderten noch ein wenig weiter, bis Tsaja endlich eine einigermaßen windgeschützte Stelle entdeckt hatte, die uns als Lagerplatz dienen sollte. Da wir alle von dem Gebirgsmarsch erschöpft waren, fiel die Nachtwache uns diese Nacht besonders schwer. Hätte nicht von Weißentraut wiederholt und unerbittlich auf der Einteilung von Wachen bestanden, hätten wir wahrscheinlich ganz darauf verzichtet. Es wollte jedoch auch niemand von uns den Zorn des Kriegers auf sich ziehen, und so musste jeder von uns einen Gutteil der Nacht ein Auge auf unsere Umgebung werfen. Wobei der gute von Weißentraut im Ergebnis schon deshalb im Recht war, weil es sehr rasch wirklich äußerst kalt wurde, und ich nicht weiß, ob wir die Nacht überhaupt überstanden hätten, wenn nicht ständig jemand darauf geachtet hätte, das Feuer in Gang zu halten.

Immerhin hatten wir daran gedacht, im Wald noch ausreichend Holz zu sammeln und in unseren Rucksäcken zu verstauen, sodass wir keinen Mangel an Brennstoff litten. Ich selbst wurde also mitten in der Nacht von Silvana, die die erste Wache übernommen hatte, geweckt. Nur äußerst ungerne wickelte ich mich aus meiner Decke und schritt ein wenig umher, um die Müdigkeit wie auch die Kälte zu vertreiben. Jeder meiner Schritte über den felsigen Boden schien von den Steinwänden um uns herum zehnfach verstärkt durch die Stille der Nacht zu hallen. Aus dem Wald, tief unter uns, klang dagegen leise der wehklagende Ruf eines Käuzchens, »Kumm mit! Kumm mit!«, an mein Ohr. Dazu war irgendwo in der Ferne das unaufhörliche Rauschen eines Wasserfalls zu vernehmen. Hin und wieder brach der Schein des Madamales durch die Wolken; in dessen weißlichen Licht wirkte jedoch das nächtliche Gebirge nur noch spukhafter. Ich blickte gerade hinauf auf den Gipfel des Bergs, weit über uns, als ich dort oben für einen kurzen Augenblick zwei rote Augen in der Dunkelheit aufblitzen sah, die auf mich herunterstarrten.

Erschreckt taumelte ich einen Schritt zurück, stolperte dabei über einen Stein und setzte mich, wild mit den Armen rudernd in der sinnlosen Hoffnung, doch noch das Gleichgewicht zu bewahren, rücklings auf den Hosenboden. Als ich mich wieder aufgerappelt hatte, waren die Augen jedoch nicht mehr zu sehen. Misstrauisch umschritt ich unser gesamtes Lager, hielt immer wieder inne, um zu lauschen, schaute wieder und wieder in Richtung des Gipfels oder aber in die Schlucht zu unserer Linken, das Tal, das vor uns lag und auf den Weg, den wir bereits zurückgelegt hatten, doch nirgendwo fand ich auch nur die geringste Spur eines Lebewesens.

Und so verging auch der Rest meiner Wache ereignislos. Ich weckte also endlich von Weißentraut, um mich selbst wieder schlafen zu legen, und berichtete ihm von den roten Augen.

»Goblins«, flüsterte er mit grimmigem Blick. »In der Sichel soll es noch Tausende von ihnen geben. Es war zu erwarten, dass ihre Späher uns bemerken würden. Doch ab jetzt müssen wir doppelt wachsam sein, die kleinen Biester können jederzeit über uns herfallen. Unterschätzt sie nicht, sie mögen schwach, klein und feige sein, aber sie sind auch geschickt, schnell, und vor allem sind sie sehr viele.«

Beunruhigt darüber, wie ernst von Weißentraut diese neue Gefahr nahm, dauerte es lange, bis ich einschlief. Dennoch erwachte ich am nächsten Morgen, ohne dass ein Rotpelz mir seinen Speer an die Kehle gehalten hätte. Tsaja, welche die letzte Wache halten musste, hatte bereits meinen kleinen Kessel genutzt, um etwas Wasser zum Kochen zu bringen, über dem sie nun einige grün-braune, handtellergroße, fleischige Blätter, die sie wohl am Vortag gesammelt hatte, zerkleinerte. Anschließend warf sie die Blätter ins Wasser und erklärte uns, wir sollten diesen Tee eine Weile ziehen lassen, er werde uns Kraft für den weiteren Weg geben. Jedoch schmeckte das Gebräu, wie ich beim ersten Schluck feststellen musste, ausgesprochen bitter, sodass ich meine Tasse nur deshalb leerte, weil ich Tsaja nicht kränken wollte. Tatsächlich hatte der Tee aber andererseits wirklich den Effekt, den Tsaja uns versprochen hatte: Ich fühlte mich auf einmal wacher und kräftiger, als hätte ich die Nacht nicht auf einem unbequemen, kalten Felsuntergrund im zugigen Gebirge verbracht, sondern im edelsten Bett des Hotels *Seelander* in Gareth.

Derart erfrischt zogen wir also weiter. Schwere schwarze Wolken waren über Nacht aufgezogen, die der schwache Wind nur träge vorantrieb. Schon bald brach auch ein kräftiger Regenguss über uns herab, der unsere Kleidung schwer werden ließ und den schmalen Bergpfad rutschig und gefährlich machte. Einmal konnte von Weißentraut Silvana in letzter Sekunde zurückreißen, ehe genau dort, wo sie eben noch gestanden hatte, quaderweise Felsgestein, das wohl der Regen losgespült hatte, von der Spitze

des Bergs auf den Pfad hinabstürzten - wofür sich Silvana, nachdem sie den Schrecken überwunden hatte, bei ihm mit einem langen Kuss bedankte. Ich muss wohl nicht erwähnen, dass Tsaja dabei wieder einmal mit den Augen rollte und etwas von »Was braucht Ihr ein Spielhaus als Versuchung, wo Ihr diese Magierin habt« murmelte.

Einerseits gab ich ihr Recht - auch mir selbst erschien Silvanas Verhalten noch immer etwas unecht und affektiert, zumal ich mich auch sehr gut an unser Gespräch in jenem kleinen Weiler nahe Braunschweig erinnerte. Andererseits beneidete ich von Weißentraut sehr wohl für einen Moment. Abgesehen von diesem Zwischenfall (und zahllosen weiteren Kletterepisoden, die dazu führten, dass sich das Aussehen meiner Kleidung immer mehr dem der Lumpen eines Orkräubers annäherte) verlief unsere Reise jedoch völlig ereignislos. Auch die nächste Nacht blieb ruhig. Wir hatten gegen Nachmittag eine leere, kleine Höhle gefunden, die uns Schutz vor dem weiterhin andauernden Regen bot, und beschlossen daher, unser Nachtlager vorzeitig aufzuschlagen.

Gegen Mittag des nächsten Tages konnten wir, leise zuerst, jedoch an Lautstärke zunehmend, je weiter wir zogen, ein unentwegtes Hämmern und Klopfen vernehmen, das auf nahe gelegene Steinbrüche oder Schmiedewerke hinwies. Von Weißentraut wusste zu berichten, dass die Rote Sichel berühmt für den dort hergestellten Stahl sei, weshalb die Herzöge von Weiden seit jeher die Schwerter ihrer Rundhelme aus Sichelstahl schmieden ließen. Wenn wir also nun schon in der Nähe der Stahlwerke und Minen waren, dann musste dies bedeuten, dass auch Zollhaus nahe war, schließlich benötigten die Minenarbeiter einen sicheren Zufluchtsort vor den zahllosen Gefahren des Gebirges. Und tatsächlich, gegen Nachmittag erreichten wir den Weiler, der wie eingeklemmt in einem tiefen Tal zwischen zwei besonders hohen Gipfeln lag. Der Zugang zum Tal wurde dabei von einer kleinen, aber stabil

aussehenden Mauer begrenzt, was nicht überraschend war, mir aber insoweit zu denken gab, als ich mich fragte, ob nicht angreifende Goblins ohnehin die Gipfel zu erklimmen vermochten und das Dorf dann von oben unter Beschuss nehmen konnten. Als ich jedoch näher herantrat, wurde ich einer abweisenden, düsteren Burg gewahr, die gleich dem Horst eines gewaltigen Kaiseradlers auf den Abhängen eines weiteren jener steilen, roten Berge thronete. Bei diesem Anblick konnte ich nicht umhin, mir selbst gegenüber einzuräumen, dass ich wieder einmal meine Mitmenschen, in diesem Fall den örtlichen Baron, drastisch unterschätzt hatte. Dieses Dorf musste in der Tat keinen Angriff von Goblinstämmen fürchten; selbst ganze Heerscharen von Goblins mochten sich an dieser Feste die Hauer ausbeißen.

Am Fuße des Burgbergs war ein weiterer Pfad zu erkennen, der aus dem Ort in Richtung Firun herausführte. Dieser schien, soweit ich das aus dieser Entfernung zu beurteilen vermochte, breiter und besser ausgebaut zu sein als der Weg, auf dem wir hierher gekommen waren, und ich nahm an, dass auf diesem Weg die Schmiedewaren aus dem Gebirge heraustransportiert wurden.

Im Dorf selbst drängten sich die kleinen, aber durchaus schmucken und ausgesprochen gepflegten Häuschen dicht an dicht an die schroffen Felswände. Im Zentrum der Schlucht jedoch lag ein See, auf dessen Oberfläche der herabströmende Regen zahllose Ringe entstehen ließ. Einige schlichte Ruderboote lagen am Ufer und ließen darauf schließen, dass dieses Gewässer auch für den Fischfang genutzt wurde.

»Dieser See ... meint Ihr nicht auch, dass er das Oval auf der Karte sein könnte? Und er würde auch zu dem Spruch passen: Wo die Klinge der Göttin bis ins Herz Sumus schnitt und der Launische die Wunde schloss. Tief scheint der See schon zu sein, man könnte also wohl davon sprechen, dass er bis ins Herz Sumus reicht. Und gefüllt wäre dieses Loch

in der Erde mit Wasser, also dem Element des launischen Gottes Efferd.« Silvana war die Erste, die das Wort ergriff.

Ich nickte zustimmend. »Aber was nun? Müssen wir da hinein, vielleicht sogar tauchen? Oder sollte uns irgendetwas hier im Dorf weiterhelfen?« Mir graute bei dem Gedanken, nach den Kletterpartien der letzten Tage nun auch noch schwimmen oder gar tauchen zu müssen. Niemand hatte mir gesagt, dass Abenteuer derart anstrengend sein würden! Doch auch Tsaja und von Weißentraut waren von dieser Vorstellung nicht besonders angetan. Gleichzeitig sprachen sie sich dafür aus, zunächst eine Unterkunft zu suchen und sich bei den Dorfbewohnern zu erkundigen, ob diese irgendetwas wussten, was uns bei unserer Suche weiterhelfen konnte.

Also kehrten wir im einzigen Gasthaus des Ortes ein. Besagte Gaststätte hatte schon bessere Tage gesehen, der Boden war mit einer dünnen Schicht Schlamm belegt, die Tische zerkratzt und wackelig, und im Kessel über dem Ofen kochte eine widerliche dickflüssige Pampe, die der Wirt uns als >Thorwaler Blutsuppe< verkaufte. Dennoch war die Schänke gut besucht. Mehrere Fuhrleute hatten an den Tischen und an der Theke Platz genommen und unterhielten sich lautstark über ihre bevorstehende Reise nach Sinopje. Den Wortfetzen, die an mein Ohr drangen, glaubte ich entnehmen zu können, dass die Goblins derzeit eine geringere Gefahr darstellten, da die Barone der Umgebung unlängst einen Feldzug gegen die Rotpelze durchgeführt hätten und zahllose der kleinen Kreaturen, die in den letzten Monden immer frecher geworden waren, erschlagen hatten.

Es war mir jedoch nicht möglich, Näheres in Erfahrung zu bringen, da während dieser Unterhaltung eine andere Gruppe von Kutschern sich unter lautem Gebrüll mit >Deutschnackeln<, einem Spiel, bei dem es augenscheinlich darum ging, an einer Scheibe aufgehängte Münzen mit einer Peitsche zu Boden zu schlagen, die Zeit vertrieb.

Mehrmals ließ mich der Knall der Peitsche zusammenzucken; weil die Kutschleute während ihres Spiels auch nicht auf den Barentod verzichten mochten, gingen mit der Zeit auch immer mehr Schläge fehl und drohten in der doch etwas beengten Kneipe statt der Münzen uns oder andere Gäste zu treffen. Auch der Wirt hatte aufgrund des Andrangs keine Zeit, sich länger mit uns zu unterhalten und konnte uns nur mitteilen, dass noch kein Mensch je den Grund des Sees, den er >Dunkelwasser< hieß, erreicht habe. Deshalb nahm man an, dass der See vielleicht völlig grundlos sei und bis - hier senkte er seine Worte zu einem Flüstern - in die Welten der Dämonen hinabreichen mochte.

Wir zahlten für unser Essen und mieteten auch gleich das letzte noch unbelegte Kämmerchen an - der Wirt bot uns an, zu den zwei dort vorhandenen Decken noch zwei Strohsäcke hinaufzutragen, wir zogen es aber, nachdem wir bereits die Bekanntschaft seines >sauberen< Essbestecks und seiner >frisch geputzten< Bierkrüge gemacht hatten, vor, uns von vorneherein auf unsere eigenen Wolldecken zu beschränken.

Doch es war ohnehin nicht an Schlaf zu denken. Die Fuhrleute tobten und schrien, stritten und lachten unaufhörlich, hin und wieder hörte man auch Schmerzensschreie, die Geräusche zerklirrender Krüge und brechender Holzmöbel und sonstigen Lärm, der auf kleinere bis mittelschwere Schlägereien schließen ließ. Irgendwann gaben wir es einfach auf, auch nur zu versuchen, ein Auge zuzubekommen, und verließen unser Zimmer wieder, um uns noch etwas im Dorf umzusehen. Dankenswerterweise hatte wenigstens der Regen aufgehört, und so stapften wir eine ganze Weile am Ufer des Sees entlang und spekulierten darüber, wo wohl der nächste Hinweis zu finden sein sollte. Silvana war nach unserem Abstecher in die Gaststätte deutlich schlechter Laune - und merkte resigniert an, es könne ja durchaus sein, dass unser nächster Hinweisgeber schon gar nicht mehr existiere. Möglicherweise

habe es sich um einen Fischer gehandelt, der zur Zeit der Erstellung der Karte noch sehr bekannt war, aber nun, da doch - wenn man nach der Verwendung Alt-Imperialer Glyphen auf der Wegbeschreibung urteilen wollte - erhebliche Zeit seither vergangen war, längst in Borons Reich eingefahren war. Ich dagegen wollte dem keinen Glauben schenkte. Es konnte nicht sein, dass unsere Reise uns bis in dieses götterverlassene Nest mitten im Gebirge geführt hatten, nur um hier kläglich zu enden - die Götter mochten zwar manchmal ihr Spiel mit den Menschen treiben, aber einen derart merkwürdigen Humor traute ich ihnen beim besten Willen nicht zu.

In den Höhlen des Seeogers

Während also Silvana noch über die Aussichtslosigkeit unserer weiteren Suche lamentierte und ihr von Weißentraut tröstend und aufmunternd zuredete, kniete ich mich neben Tsaja schweigend an den Rand des Sees, der nun, da der Regen ihn nicht mehr aufrührte, völlig glatt und regungslos dalag. Das Wasser, das schon bei Tage derart undurchsichtig gewesen war, dass der Name >Dunkelwasser< nur zu verständlich war, sah nun, im schwachen Licht des hin und wieder durch die Wolken funkelnden Madamals, tiefschwarz aus. Innerlich trug ich einen schweren Kampf zwischen meinen wohl noch aus der Zeit als Rechtsgelehrter herrührenden Instinkten, sich jederzeit an alle Regeln zu halten, und der Überlegung, ob wir uns nicht möglicherweise eines der Fischerboote >ausleihen< sollten, um den See näher zu begutachten, aus.

»So, es sind also neue Sucher gekommen!« Die Stimme, die plötzlich an mein Ohr drang, hatte einen merkwürdigen, gurgelnden Klang, so als müssten sich die Worte an großen Wassermassen vorbei aus der Kehle des oder der Sprechenden drängen, und die Figur, deren Oberkörper sich nun aus dem kalten Wasser erhob, war genau die Sorte Wesen, von dem die älteren, wunderlichen Dorfbewohner in kalten Boronsnächten den kleinen Kindern erzählen mochten, um sie zu erschrecken: Kalte, froschartige Augen starrten uns aus einem bleichen, aufgedunsenen Gesicht unverwandt an. Braungrünliche, modrige Haarsträhnen bedeckten den nackten, aschgrauen Oberkörper des Wesens. Erneut sprach es und entblößte dabei mehrere Reihen scharfer, gezackter Zähne in seinem übergroßen Maul. »Ich kann Euch zeigen, was Ihr sucht, und Euch bei

Morgengrauen hierher zurückbringen. Wenn Ihr das wünscht.«

Tsaja räusperte sich kurz, um ihre Stimme wiederzufinden, war jedoch die Erste, die ihren Ekel über diesen Anblick so weit überwunden hatte, dass sie dem Ding eine Antwort geben konnte: »Warum solltet Ihr uns helfen ... meine ... schöne ... Dame?« Die letzten Worte kosteten sie erkennbar Überwindung, und ich fragte mich, warum sie dieses Monstrum derart höflich anredete.

»Ich habe versprochen, jedem, der den Schatz sucht, den Weg zu weisen. Und ich halte meine Versprechen.« Die Kreatur bewegte sich nun näher an das Ufer heran. »Aber Ihr werdet mich bezahlen müssen für meinen Dienst. Doch darüber reden wir, wenn Ihr Eure Antworten habt. Ihr könnt mich natürlich auch wegschicken und die Suche aufgeben. Es liegt ganz alleine bei Euch.« Ein lauernder Tonfall hatte sich in die Stimme geschlichen.

Ich brachte vor Schreck immer noch kein Wort heraus, aber Tsaja dachte für einen Moment nach und nickte dann. »Na gut, wir...«

Noch ehe sie den Satz beendet hatte, schossen vier lange, tentakelartige Arme aus dem Wasser und packten uns alle in einem stählernen Griff. Mit einer ruckartigen Bewegung wurden wir in das eisige Wasser gerissen. Ich spürte etwas Weiches, Schleimiges an meinem Gesicht und ein Übelkeit erregender Gestank nach totem Fisch und vermodernder Vegetation stieg in meine Nase, ehe ich entsetzt feststellte, dass das Unwesen uns an seine kalten, schleimigen Brüste drückte. Dann schlossen sich auch schon die bitterkalten Fluten über meinem Kopf, und alles wurde dunkel.

Ich weiß nicht, wie viel Zeit vergangen war, bis ich wieder erwachte. Ich lag auf einem großen weichen Bett in einem dunklen Raum. Wände, Boden und Decke schienen aus einem merkwürdig glatten, völlig schwarzen Stein zu be-

stehen. Bis auf das Bett war der Raum völlig leer, aber meine gesamte Ausrüstung, soweit ich sie nicht in der Gaststätte gelassen hatte, führte ich noch bei mir; auch waren weder meine Kleidung noch mein Haar nass, wie ich feststellte. Jedoch umgab mich eisige Kälte. Vorsichtig bewegte ich die Glieder - wobei zunächst jede Bewegung ein unangenehmes Brennen auslöste, das aber mit der Zeit nachließ. Ich sah mich etwas näher um und bemerkte irritiert, dass in einem Kamin zu meiner Seite ein Feuer munter flackerte. Doch irgendetwas schien mit diesem Feuer nicht zu stimmen; die Flammen verbreiteten keinen Lichtschein, sondern vielmehr schienen Schatten von ihnen auszugehen, und die Kammer, die durch ein hohes Fenster auf der gegenüberliegenden Seite erhellt wurde, in Finsternis zu tauchen. Und auch Wärme verströmte dieses Feuer keines, stattdessen ging die von mir zuvor schon wahrgenommene Kälte offenbar von diesem Feuer aus. Verblüfft wendete ich mich zum Fenster, um vielleicht ausmachen zu können, wo ich mich befand.

Doch noch ehe ich das Fenster überhaupt erreicht hatte, ließ mich der Anblick dahinter zusammenschrecken. Ein fettes, längliches Wesen mit zwei kreisrunden, völlig unbeweglichen Augen schob sich von außen vor das Fenster und gaffte mich für eine schier endlose Zeit an, wobei es immer wieder das breite, zahnlose Maul auf- und zuklappte. Erst als die Kreatur sich, wohl gelangweilt, wegbewegte, wurde mir klar, dass es sich um einen sicherlich vier Schritt langen Fisch gehandelt haben musste. Ich nahm all meinen Mut zusammen und trat nun entschlossen auf die Fensteröffnung zu. Wiewohl ich den Anblick fast erwartet hatte, erstaunte er mich doch: Das Fenster befand sich offenkundig in einem sehr hohen Turm eines trutzigen, völlig aus demselben seltsamen Stein wie mein Kämmerchen gebauten Schlosses. Doch dieses Schloss schien sich am Grunde eines Sees zu befinden. Ich sah einen ganzen Schwarm kleiner, bleicher, augenloser Fische vorbeiziehen, auch eine

bläuliche Eisforelle schoss vorüber, verschwand aber sofort wieder in der Dunkelheit. Überhaupt herrschte außerhalb des Turms keinesfalls das helle Sonnenlicht, das mich der durch das Fenster hereindringende Schein hatte erwarten lassen. Stattdessen war es außerhalb fast völlig finster, nur aus verschiedenen anderen Fenstern des Schlosses drang ein schwacher Lichtschein. Und doch musste es diese Düsternis sein, die seltsamerweise mein Zimmer beleuchtete. Ich schüttelte verwirrt den Kopf und entschied, dass für das Licht vielleicht derselbe Zauber verantwortlich war, der verhinderte, dass das Wasser durch das Fenster in die Burg eindrang - denn um Magie musste es sich dabei wohl handeln, da ich keinerlei Glas und überhaupt kein sichtbares Material irgendeiner Art zwischen der Fensteröffnung und dem See dort draußen erkennen konnte. Dem Drang, dies zu überprüfen, indem ich den Arm hinausstreckte, gab ich jedoch lieber nicht nach. Und da ich auch nicht wusste, wie lange dieser Zauber Vorhalten mochte, beruhigte mich die Erkenntnis, dass es sich um Magie handeln musste, nicht im Geringsten. So saß ich also wieder auf dem Bett und versuchte noch, die Situation zu verstehen, als sich die einzige Tür zu meiner Kammer öffnete und nacheinander Tsaja, Silvana und von Weißentraut hereintraten.

»Ah, hier steckst du also. Wir hatten schon befürchtet, unsere Gastgeberin habe dich als Preis behalten«, grüßte mich Tsaja mit einem schiefen Grinsen. »Gastgeberin? Meinst du dieses ... dieses Ding, das uns beinahe ersäuft hätte? Was war das? Und wo sind wir hier?«

Sie zuckte die Schultern: »Tja, darauf kann ich auch keine Antworten geben. Ich nehme an, dass es sich um ein Feenwesen, eine Dryade vielleicht, oder so etwas handelt, und da es in den Märchen immer heißt, dass man das kleine Volk auf keinen Fall verärgern solle, dachte ich mir, es sei wohl das Beste, wenn ich die Verhandlungen führe. Nicht, dass ich dir misstrauere, aber ich war mir nicht sicher, ob die-

ses Wesen deinen Sinn für Humor verstanden hätte.« Nun lächelte sie sogar für einen kurzen Moment wirklich, ehe sie wieder ernst wurde.

Ich sinnierte darüber, was sie gerade gesagt hatte. Eine Dryade? Aber waren Dryaden nicht wunderschöne, nackte Frauen, die in irgendwelchen Seen oder Bäumen lebten? Na gut, das Wesen war nackt, es lebte in einem See, und es schien auch eine Frau gewesen zu sein ... aber mein Begriff von >wunderschön< beinhaltete eigentlich weder faulende Algen noch tote Fische, auch Haifischzähne oder Froschaugen standen nicht unbedingt ganz oben auf meiner Liste attraktiver Erscheinungsmerkmale.

»Ich denke, wir sollten zusehen, dass wir dieses Wesen wiederfinden. Wir waren gerade dabei, dieses Schloss zu erkunden, als wir dich fanden. So faszinierend dass alles hier vom wissenschaftlichen Standpunkt aus ist - ich bin keine Expertin, würde aber annehmen, wir haben eine Art Globule betreten, vielleicht aber gar die Anderswelt selbst? - ich möchte hier nicht mehr Zeit verbringen als unbedingt notwendig. Zumal die wenigen brauchbaren Untersuchungen, die es zum Reich der Feenwesen gibt, häufig auch von temporalen Anomalien sprechen«, unterbrach Silvana meinen Gedankengang.

Ich musste zugeben, dass sie diesmal Recht hatte: Auch ich hatte kein besonderes Bedürfnis, mehr Zeit als unbedingt notwendig in diesem seltsamen Palast zu verbringen. Ich folgte also den anderen, als sie meine Kammer wieder verließen und die vor der Tür befindliche Wendeltreppe weiter nach unten herabstiegen.

Tsajaklärte mich darüber auf, dass weiter oben nur ihre eigenen Zimmer gewesen seien, Silvanas Zimmer ganz an der Spitze des Turms. Doch mehr Räume als diese vier Gästezimmer wies der ganze Turm auch nicht auf - schier endlos in die Tiefe stiegen wir über schmale, durch zahllose Füße abgenutzte Stufen, sodass ich bei jedem Schritt befürchtete, auszugleiten und den Rest des Wegs auf dem

Hintern rutschend zurückzulegen. Wie durch ein Wunder behielt ich aber diesmal das Gleichgewicht, auch wenn mir von der spiralförmigen Bewegung etwas schwindlig war, als wir endlich am Boden des Turms ankamen. Eine breite, hohe Tür aus einem fremdartigen, rötlichen Metall versperrte uns den Weg. Vorsichtig legte Silvana ihre rechte Hand auf die Türklinke und drückte die langsam hinunter, um sogleich mit einem hohen Schrei des Entsetzens die Hand wegzureißen. »Die Türklinke, sie hat sich bewegt«, schrie sie.

Obwohl mir ein eisiger Schauer über den Rücken lief, sprudelten mir die Worte: »Naja, das war der Sinn des Herunterdrückens, oder? Herzlichen Glückwunsch, du hast gerade das Wunder der Mechanik erfahren!« aus dem Mund, bevor ich mich bremsen konnte.

»Könnt Ihr Eure albernen Späße nicht endlich unterlassen? Ich sage Euch Bescheid, wenn wir einen Hofnarr brauchen! Ihr wisst doch schließlich genau, dass ich nicht diese Bewegung meinte. Wie ein Fisch, wie ein kalter, schleimiger Aal hat sich die Klinke unter meinen Finger gewunden«, fauchte Silvana mich wenig amüsiert an, wobei mir die Tatsache, dass sie mich plötzlich wieder mit *Sie* anredete, mehr über das Ausmaß ihrer Wut verriet, als ihr zorniger Tonfall.

»Nana, ist ja schon gut, jetzt ist nicht die Zeit für Streitigkeiten«, bemühte sich von Weißentraut um ein väterlich-beruhigendes Einschreiten, das zu seinem noch jugendlichen Milchgesicht nicht wirklich passen wollte.

Tsaja dagegen hatte bereits den hinter der Tür liegenden Raum betreten; von Weißentraut folgte ihr als Erster und winkte uns, ihm nachzukommen.

Ich ließ Silvana den Vörritt und murmelte ihr verschämt und so leise, dass es die anderen, so hoffte ich, nicht zu hören vermochten, zu: »Tut mir Leid, ich werde versuchen, mir anzugewöhnen, meine Zunge in Zukunft etwas besser in Zaum zu halten.«

Silvana sah mich für einen Moment forschend an, nickte dann aber nur. Ich überlegte noch einen Augenblick, ob diese Entschuldigung wirklich die richtige Entscheidung gewesen war ... immerhin hatte der Wutausbruch Silvana die Möglichkeit verschafft, von ihrem vorherigen Erschrecken abzulenken, weshalb mein Scherz vielleicht sogar eigentlich ganz in ihrem Interesse gewesen war. Dann jedoch dachte ich mir, dass derartige Überlegungen nun wirklich bei der Erkundung eines düsteren, verzauberten Palastes am Grunde eines viele hundert Schritt tiefen Sees ausgesprochen fehl am Platz waren und ich mich wohl doch eher auf die wichtigeren Fragen - wo der Ausgang war, welche Fallen, Monster und Schurken auf uns lauern mochten und welche Belohnung wir am Ende erhalten würden - konzentrieren sollte. Das heißt, ich war mir nicht ganz sicher, ob das die richtigen Fragen waren, nahm aber an, dass sie in etwa dem nahe kamen, was die echten, professionellen Alriks Aventuriens sich in einer solchen Lage gefragt hätten. Wenn ich dagegen mehr über mein Verhältnis zu Silvana spekulierte, bewies ich damit wohl wieder einmal, dass ich eigentlich nicht zum Abenteurer geboren war.

Und so grübelte ich immer noch, als von Weißentraut wieder im Türrahmen stand, mich kurzerhand am Arm packte und durch die Tür in den dahinter liegenden Saal schleifte.

Wiewohl ich mittlerweile auf seltsame Dinge gefasst war, rieb ich mir doch verwundert die Augen, als ich diese Halle betrachtete. Der Boden bestand auch hier aus demselben glatten, kalten, schwarzen Felsgestein wie im Turm. Eine Decke hatte die Halle jedoch nicht; hoch über uns konnte man das volle Rund des Madamais schimmern sehen, dazu eine Vielzahl heller Sterne, die jedoch mit keinem der mir bekannten Sternbilder übereinstimmten. An den Wänden strömten an vielen Stellen mit leisem Rauschen kristallklare Fluten in Kaskaden hinab, vereinte sich am Boden zuerst zu Bächen, kleinen Flüsschen dann, um endlich einen

einzigem, gewaltigen Fluss zu bilden, der sich wiederum in einen großen, unergründlichen See an der Wand zu unserer Linken ergoss. Fische oder andere Lebewesen konnte ich jedoch keine im Wasser sehen. Zu unserer Rechten, also gegenüber des Sees, stand dagegen auf einer kleinen, podestförmigen Erhebung ein unbequem aussehender, schlanker Thron mit hoher Rückenlehne aus einem mir unbekanntem Material in einer weißen, leicht gelbstichigen Farbe; zwar hatte ich dieses Material für Möbel noch nie gesehen, ich hatte aber eine sehr ungute, nicht unbedingt borongefällige Vorstellung davon, wo es wohl herkommen mochte.

Die Frau zu beschreiben, die auf diesem Thron Platz genommen hatte und uns bedeutete heranzutreten, fehlen mir dagegen bis heute die Worte. Mit der Kreatur, die uns hierher gebracht hatte, hatte diese erhabene Schönheit jedenfalls kaum noch etwas gemein: Schlank und hoch gewachsen war sie, langes, glattes, nachtschwarzes Haar langte bis zu ihrer Hüfte hinab. Ihre Gesichtszüge waren eckig, die kreisrunden, pupillenlosen Augen pechscharf und ohne jede Emotion, die volle Lippen dagegen von einer eisigen, hellblauen Farbe. Leichenblass war ihre Haut, wobei sie im Lichte des Madamais einen schwachen, silbernen Glanz aufwies. Ihr langes, seidenglatte, eng anliegende Kleid war dagegen so schwarz, dass es jeden Lichtschein zu verschlucken schien. Ein breiter, ebenfalls schwarzer Gürtel aus einer Art Leder, über dessen Herkunft ich lieber nicht spekulieren wollte, war um ihre Hüfte geschlungen; schwere, silberne Ringe trug sie an jedem ihrer dünnen, langgliedrigen Finger. In ihr Haar hatte sie eine einzige auffällige, fünfblättrige Blüte von blass-rosa Farbe gesteckt, von der ein betörender Duft ausging, der mir selbst auf diese Entfernung den Atem raubte und den Verstand verwirrte. Schatten schienen zu ihren Füßen hin und her zu tanzen, obwohl sie selbst völlig regungslos vor uns saß.

Wie von einem Seil gezogen wankten wir auf sie zu - wobei ich kaum noch bemerkte, dass die Luft um uns immer kühler wurde, je mehr wir uns ihr näherten -, um uns auf einen weiteren Wink ihrerseits zu den Füßen ihres Throns hinzuknien.

Mit leiser Stimme, die wie das sachte Dahinplätschern eines ruhigen Flusses auf dem Weg zum Meer, wie das Eintauchen eines Ruders in das Wasser, wie das Rauschen der Wellen an einem einsamen Strand, aber zugleich wie das Röcheln eines Ertrinkenden klang, hob sie zu sprechen an: »Ihr seid erwacht.« Keine Frage lag in ihren Worten, nur eine Feststellung. »So werde ich Euch mitteilen, was Ihr wissen müsst, um Eure Suche fortzusetzen.«

»Na, das war ja zur Abwechslung mal einfach«, schoss es mir durch den Kopf, und ich bemühte mich, mich an diesem Satz festzuklammern. Doch sofort überwältigten mich der Geruch der Pflanze, die eisige Kälte und die unheimliche, kalte Schönheit der Dame wieder und verdrängten jeden Gedanken an Spott.

»Zurück wird Euch Euer Weg führen, sowohl in der Zeit als auch im Raum. Dort, wo andere wie Ihr die Silberflamme fanden, wo die in die Finsternis getretenen dem Ende ihrer Zeit einen Schritt näher gebracht wurden, wo dereinst die Herrscher der Felder mit den Herrschern der Wälder den ersten Pakt schlossen und die Herrin des Sturms den Kaiser der Lüfte erschlug, und nicht fern von dem Ort, wo nun die Herzöge über dem Boden mit dem neuen Kaiser in den Lüften den zweiten Pakt schließen, dort wartet das Ende Eurer Reise.« Ihre Worte drehten sich in meinem Kopf, ohne einen Sinn zu ergeben, doch das störte mich in diesem Moment nicht. Mit einer graziösen, fließenden Bewegung erhob sich die Herrscherin des Sees von ihrem Thron. »Und nun ist es an der Zeit, dass Ihr den Preis für Eure sichere Rückkehr bezahlt«.

Rasch trat, nein strömte sie auf von Weißentraut zu und murmelte ihm einige leise Worte ins Ohr. Ich bemerkte

vage und desinteressiert, dass sein Gesicht plötzlich einen aschfahlen Ausdruck annahm, er nickte jedoch entschlossen, woraufhin die fremde Frau ihm einen kurzen Kuss auf den Mund gab, sich von ihm abwendete und auf Tsaja zutrat. Auch ihr flüsterte sie einige Worte zu. Tsaja zögerte einen Moment, ehe auch sie zustimmend den Kopf neigte und einen Kuss von dem Wesen empfing. Nun war ich an der Reihe. Als die Wasserfee, wenn es sich denn um eine solche handelte, direkt vor mir stand, spürte ich noch intensiver als zuvor die eisige, stechende Kälte, die sie umgab; es schien, als zöge sie die gesamte Wärme aus meinem Körper und ersetze sie durch eine völlige Erschöpfung.

Dennoch klangen ihre gewisperten Worte aber kristallklar, ja fast schmerzhaft in meinen Ohren: »Und Ihr, Abenteurer, Wanderer, Streuner, Held, Euch biete ich einen Pakt. Ich werde Euch sicher dorthin zurückbringen, wo Ihr herkommt. Außerdem verspreche ich Euch, dass ich und meinesgleichen Euch immer mit Wohlwollen betrachten werden, und möge ich in der Sonne zerfließen, wenn ich mein Versprechen breche. Ihr dagegen müsst mir schwören, niemals ein Tier zu verspeisen, das im Süßwasser geboren wurde. Doch seid gewarnt: Wenn ihr Euren Schwur jemals brecht, dann werdet Ihr langsam und qualvoll im eisigen Wasser ertrinken.«

Soweit ich überhaupt noch zu klaren Gedanken in der Lage war, wunderte ich mich darüber, was sich die Fee von diesem Eid versprach. Jedenfalls erhob ich feierlich die Hand und sprach leise: »Ich schwöre es.«

Ich hatte die Wort kaum ausgesprochen, als die Fee ihre brennend kalten Lippen auf meine presste. Ich spürte bei diesem Kuss, wie ihre Kälte meinen ganzen Körper durchdrang und für immer einen Teil meiner Lebenskraft aus mir herauszog. Ohne mich noch eines weiteren Blickes zu würdigen, trat die Fee auf Silvana zu und flüsterte auch ihr einige Worte ins Ohr. Erst viel später fiel mir auf, dass

die Fee gegenüber unser Magierin auf den Kuss verzichtet hatte, wobei ich nicht zu sagen wusste, ob dies vielleicht an der magischen Kraft lag, die Silvana umgeben mochte, ob sie gar einen Schutzzauber über sich hatte legen können, oder ob der Fee schlicht die von uns anderen gestohlene Wärme ausreichte. Für den Augenblick aber war ich zu solchen Überlegungen und Wahrnehmungen gar nicht mehr in der Lage; ich verspürte noch, wie mir plötzlich sogar der Atem in der Lunge zu gefrieren schien, der Raum sich abrupt völlig verdunkelte, so als habe jemanden eine dicke Decke über den Sternenhimmel geworfen, und meine Beine unter mir nachgaben.

Spur in die Vergangenheit

Als ich das nächste Mal die Augen öffnete, befand ich mich in meine Wolldecke gewickelt auf dem unbequemen, harten Boden des Doppelzimmers, das wir im Gasthaus gemietet hatten. Das Licht des Tages fiel schon hell in die Stube, was es mir ermöglichte, rasch zu erkennen, dass auch meine Gefährten anwesend waren. Sie begannen ebenfalls gerade damit, sich zu recken und zu strecken. Ich wartete darauf, welcher meiner Begleiter zuerst den Satz »Ich hatte einen seltsamen Traum« aussprechen würde, wurde jedoch enttäuscht: Keiner von ihnen gab auch nur den leisesten Ton von sich.

Damit stand ich nun ratlos vor der Frage, ob ich die Begegnung mit der dunklen Fee tatsächlich nur geträumt hatte, oder ob die anderen einfach ihrerseits ebenso wie ich befürchteten, sich durch diese abgedroschene Phrase - die in den Geschichten über die großen Helden nach nahezu jeder seltsamen nächtlichen Begegnung fallen musste - als altmodische Amateur-Abenteurer zu erkennen zu geben. Ich überlegte noch einen Moment und kam dann zu dem Ergebnis, dass man eine derart rätselhafte Wegbeschreibung nicht einfach erträumte und ich im Übrigen auch noch nie zuvor von Fischen geträumt hatte, es sich daher um eine echte Begebenheit gehandelt hatte. Also eröffnete doch ich die Besprechung, indem ich geradewegs das eigentliche Problem ansprach: »Und, wisst ihr, was mit diesen Worten gemeint war? *Zurück wird Euch Euer Weg führen, sowohl in der Zeit als auch im Raum. Dort, wo andere wie Ihr die Silberflamme fanden, wo die in die Finsternis Getretenen dem Ende ihrer Zeit einen Schritt näher gebracht wurden, wo dereinst die Herrscher der Felder mit den Herrschern der*

Wälder den ersten Pakt schlossert und die Herrin des Sturms den Kaiser der Lüfte erschlug; und nicht fern von dem Ort, wo nun die Herzöge über dem Boden mit dem neuen Kaiser in den Lüften den zweiten Pakt schließen, dort wartet das Ende Eurer Reise?»

Halb befürchtete ich, als Antwort nur Unverständnis ausdrückende Blicke zu erhalten.

Zu meiner Erleichterung schüttelte von Weißentraut aber, offenbar tief in seinen eigenen Gedanken versunken, den Kopf und meinte dann: »Die Silberflamme, davon habe ich gehört. Ein legendäres Schwert, das die Mannschaft von Phileasson Foggwulf bei ihrer Reise um ganz Aventurien aufspürte. Ich meine, es war im Bornland oder in Tobrien ... sicher bin ich mir aber nicht. Die Herrscher der Wälder, das könnten Elfen sein, und die Herrscher der Felder wir Menschen ... der Pakt wäre dann der Tralloper Vertrag. Aber das passt nicht zusammen, dieser Pakt wurde, wie der Name schon sagt, in Trallop besiegelt. Und der Kaiser der Lüfte... ein Königsadler? Aber wieso sollte Rondra einen Königsadler töten? Nein, ich fürchte, ich weiß keine Antwort auf dieses Rätsel.«

Mir fiel auf, dass er seltsam traurig, fast resigniert klang, und ich fragte mich, ob ihn die nächtliche Begegnung nicht mehr mitgenommen hatte, als er sich anmerken lassen wollte. Was wohl die Fee von ihm verlangt hatte?

»Ich glaube nicht, dass die Herrscher der Wälder Elfen sein müssen«, meldete sich Tsaja zu Wort. »Wir müssen zurück, in Zeit und Raum, so sprach sie, richtig? Nun, zurück im Raum würde doch wohl bedeuten, dass wir zunächst einmal wieder grob Richtung Südost reisen müssen. Das würde also zu Eurer Annahme, dass wie nach Tobrien müssen, passen - der schnellste Weg nach Trallop würde dagegen von hier aus nach Norden bis Sinopje und dann gen Südwest führen, wenn ich den Fuhrleuten gestern Abend richtig zugehört habe, womit Trallop meiner Ansicht nach ausscheidet. Doch wohin wir genau in Tobrien müssen, das ist mir nicht klar. Wohl an einen Ort, der in

der Geschichte schon einmal von besonderer Bedeutung war?«

Silvana, die uns bisher schweigend zugehört hatte, sprach plötzlich mit leiser Stimme: »Ich kenne unser Ziel. Es ist das Tal der Türme, inmitten der Drachensteine gelegen. Dort schlossen die Bauern einst einen Pakt mit den Waldwölfen, auf dass diese nicht ihr Vieh rissen, dort erschlug Rondras Blitzkeil einen böartigen Riesenlindwurm, und dort fand auch die Phileasson-Expedition ein Geheimnis, über das nur Gerüchte bekannt geworden sind, das aber mit dem weiteren Rückzug der in grauer Vorzeit *aus dem Licht in die Dunkelheit* Deres getretenen Elfenvölker aus Aventurien zurück in ihre Lichtwelt zu tun haben soll. Was den zweiten Pakt angeht, da bin ich auch überfragt.«

Erst jetzt sah sie auf und bemerkte, dass wir sie alle mit aufgesperrten Mündern angafften - keiner von uns hatte von der doch häufig ein wenig lebensfremden Magierin solche profunde Kenntnisse der weidenschen Sagenwelt erwartet.

Achselzuckend und mit einem feinen Lächeln erläuterte sie: »Der alte Elganor, mein Lehrer, hatte nicht viele Bücher, die sich nicht mit der arkanen Kunst befassten. Eines aber handelte von den Reisen des berühmte Phileasson Foggwulf. Ich nahm zwar an, dass es sich weitgehend um nette Erfindungen handelte, wenn der Autor von versunkenen echsischen Königreichen oder Eistürmen im Yetiland berichtete - immerhin ist Aventurien doch längst kein wildes, urtümliches Land mehr und die Zeit der Erkundungen ist endgültig vorbei, selbst das Orkland wurde schließlich schon Vorjahren kartographiert. Aber nun, da unsere Reise uns immer noch neue, seltsame und wohl von keinem Autor bisher beschriebene Geheimnisse selbst hier im mittelreichischen Weiden enthüllt, muss ich wohl die Möglichkeit in Erwägung ziehen, dass doch mehr Wahrheit in diesem Buch steckt, als ich zu glauben bereit war. Und das, was dort über das Tal der vier Türme geschrieben

stand, entspricht doch dem, was wir nach Aussage dieser Lamifaar - wobei ich bereit bin, einzuräumen, dass meine Klassifizierung des Wesens eventuell etwas voreilig ist und ich mich insoweit irren könnte - suchen sollten.«

Ich wandte mich rasch ab, damit Silvana mein Grinsen nicht als Kränkung fehldeuten würde. Wer hätte gedacht, dass selbst unsere schlaue Magierin, die eher von stolzen Palästen, prunkvollen Bällen und vielleicht noch den an der Vinsalter Oper interpretierten Geschichten schwärmte, sich einmal mit den Tavernen-Geschichten über aventurische Heldentaten befasst hatte? Und dass ausgerechnet sie über genau das Wissen verfügte, das wir zur Fortsetzung unserer Reise benötigten, war wohl ein Beweis dafür, dass die Götter sehr wohl Sinn für Humor hatten.

Da wir nun also unser nächstes Ziel kannten, hielt uns nichts mehr in Zollhaus. Der Wirt sah uns traurig nach, als wir die Gaststätte verließen, hatte er sich doch zuvor noch vielfach für die Unruhe und die Unannehmlichkeiten der letzten Nacht bei uns entschuldigt und uns versichert, dass die Fuhrleute trotz ihrer nächtlichen Feier schon sehr früh am Morgen aufgebrochen waren und er uns nunmehr vier Einzelzimmer anbieten könne. Wir dagegen zogen, nun, da wir das Ende unserer Reise schon vor Augen hatten, frohgemut weiter. Und zunächst kamen wir auf dem Rückweg nach Salthel auch gut voran. Vielleicht lag es daran, dass wir alle langsam Übung im Klettern hatten, aber diesmal zog selbst ich mir keine größeren Blessuren zu. Auch das Wetter war diesmal günstiger, die Regenwolken hatten noch einmal der Herbstsonne Platz gemacht, und wir genossen die bis zum Frühling voraussichtlich letzten warmen Tage. Und doch war unsere Fröhlichkeit nicht mehr dieselbe wie zu Beginn unserer Reise, eine leise Melancholie lag wie ein dunkler Schatten über uns. Während der nächsten Tage wechselten wir nur wenige, kurze Worte untereinander; jeder hing seinen eigenen Gedanken nach und keiner von uns brachte wirklich die Kraft auf,

sich noch um die Sorgen der anderen zu kümmern. Niemand wagte es auszusprechen, aber jeder spürte, dass sich seit der Begegnung mit dieser Wasserhexe etwas verändert hatte. Sicher, wir waren auch vorher schon durch Gefahren gegangen, wir hatten Verletzungen erlitten, wir waren bestohlen worden und hatten Opfer bringen müssen. Doch diese letzte Begegnung hatte etwas Dauerhaftes hinterlassen, hatte jeden von uns auf eigene Art innerlich verwandelt. Mit keinem Wort sprachen wir über den Preis, den die Wasserfee von jedem von uns verlangt hatte. Ich wusste nicht einmal, wieso dem so war, aber es erschien einfach, als sei dieses Thema zu persönlich, um vor den anderen ausgebreitet zu werden. Ganz besonders schienen jedoch Silvana und von Weißentraut unter den Folgen des Treffens mit der Wasserhexe zu leiden: Zwar war von Weißentraut noch immer äußerst zuvorkommend gegenüber seiner Geliebten, er trug sie über Erdrutsche hinweg, nahm ihr Gepäck, wenn sie ermüdet schien, bot sich an, ihre Wachsichten noch zusätzlich zu den seinen zu übernehmen. Und doch war da etwas in seinen Augen, eine Kälte, eine Traurigkeit, wenn er sie ansah, die ich mir nicht zu erklären wusste. Aber auch Silvana schien sich ihrerseits vor unserer Gruppe zurückzuziehen, immer öfter ließ sie sich so weit zurückfallen, dass wir uns schon Sorgen machten, ihr könne etwas zugestoßen sein; dann war sie wiederum nach einer Rast die Erste, die aufbrach und uns hundert Schritt vorauseilte.

Wir hatten die Rote Sichel noch nicht hinter uns gelassen, als ich eines Nachts von lauten Schreien Silvanas, die die letzte Wache übernommen hatte, aus dem Schlaf gerissen wurde. »Sie sind überall, sie haben uns eingekreist«, schrillte sie in höchster Angst.

Ich sprang auf, griff nach meinem Schwert und bemühte mich dann, mich zu orientieren. Die Sonne war noch lange nicht aufgegangen, und auch unser Feuer war fast völlig

niedergebrannt, sodass ich einen Moment brauchte, ehe meine Augen sich so weit an die Dunkelheit gewöhnt hatten, dass ich Näheres erkennen konnte. Tatsächlich, Silvana hatte nicht übertrieben. Überall in der Dunkelheit um uns herum glommen rötlich-leuchtende Augen. Schemenhafte, kleinwüchsige Gestalten waren zu sehen - einige huschten mal hierhin, mal dorthin, andere standen einfach nur da und starrten uns an. Von Weißentraut ergriff sofort das Kommando und beorderte uns an seine Seite, um dort einen Kreis zu bilden, damit die Rotpelze wenigstens keinem von uns in den Rücken fallen konnten und wir unsere Haut so teuer wie möglich verkaufen mochten.

So rasch, wie es mir in meinem immer noch schlaftrunkenen Zustand möglich war, kam ich dieser Aufforderung nach, auch Silvana und Tsaja taten es mir gleich. Mit Besorgnis und Verärgerung registrierte ich, dass einer der Rotpelze, kaum, dass ich mich an die Seite unseres Kriegers begeben hatte, sich an meinen dadurch etwas abseits liegenden Rucksack schlich und neugierig darin herumzukramen begann. Doch zu einem Angriff waren die Goblins anscheinend trotz ihrer zehnfachen zahlenmäßigen Überlegenheit nicht bereit. So standen wir also fröstelnd und ängstlich da und wagten es kaum, uns zu bewegen, während die rotäugige Horde uns unter zischelnden Lauten anstarrte. Endlich war eine deutliche Bewegung zu einer Seite des Kreises, der sich um uns geschlossen hatte, zu erkennen, und eine gebeugte, graubepelzte Goblinfrau trat in den Lichtschein unseres Feuers. Eine auffällige Kette aus mehreren langen, gebogenen Wildschweinhauern lag um ihren Hals, ansonsten trug sie nur ein schäbiges, dickes Fellkleid und eine schwere Umhängetasche. Beim Gehen stützte sie sich auf einen großen Knochen, der wohl von einem Bären stammen mochte. Ohne jede Scheu trat diese kleine Figur mit schlurfendem Gang vor uns hin und ging dann einmal um unseren Kreis herum, wobei sie uns nacheinander direkt ins Gesicht sah.

»Jäger sagen, dass Orvai Kurim Euch als Böcke geschickt hat«, richtete sie unvermittelt in gebrochenem Garethi mit krächzender Stimme das Wort an uns. Erneut sah sie uns an, wobei ich nicht zu sagen vermochte, ob sie nur unsere Reaktion auf ihre unverständlichen Worte überprüfen wollte, oder ob sie sich selbst noch im Unklaren darüber war, was sie von uns wollte. »Ich aber sehen, Ihr haben suul unvingul, wie sagen Mensch, Schweinsein?, in Euch, anders als große zweibeinige Tiere mit Säbelzähnen in der Hand, die Jagd auf Gragh Krigscha machen. Ich sagen, Weg von Gragh Krigscha sein nicht mehr Weg der Sau, sein Weg des Tigers, böser Weg. Ich führen Jäger Kinder zu neue Tochter von Mailam Rekdai.«

Zu meinem Erstaunen wandte sie sich von uns ab und begutachtete für einen Moment die hinter ihr abwartende Goblinhorde, die sich nach einem kurzen Moment des ehrfürchtigen Schweigens wieder unserem Gepäck gewidmet hatte und dieses unter vereinzelt Schreien der Begeisterung, aber auch immer wieder aufflammenden Streitigkeiten, durchwühlte. Ich sah gerade einen der Rotpelze mehrere Seiten aus meiner Ausgabe der >Ius Concordia< reißen, wobei ich - trotz der Gewissheit, dass ich dieses Gesetzesbuch ohnehin kaum jemals wieder brauchen würde - doch eine gewisse nostalgische Schwermut empfand. Die Goblinfrau bellte einige Befehle, woraufhin die angesprochenen Rotpelze schockiert aufblickten, unsere Habe fallen ließen und wieder in der Dunkelheit verschwanden, sodass erneut nur noch ihre roten Augen zu sehen waren.

Mit einem Seufzen drehte sich die alte Goblinin wieder zu uns um, wobei sie müde den Kopf schüttelte. »Ich nicht wollen, dass Ihr wieder schickt Eisenmänner zu machen Jagd auf Kinder, ich Euch nichts wegnehmen. Doch Ihr sehen, ich muss geben Kindern etwas, um zu trösten über Nichtjagd Menschenbock. Ihr haben klein Waffen? Anders Spielzeug für Mannkinder?«

Ich glaubte, ihren Worten entnehmen zu können, dass sie als Gegenleistung für unsere Freiheit Geschenke von uns erwartete. Allerdings war ich mir nicht sicher, ob es opportun war, mich zu meinem Gepäck zu begeben. Soweit ich wusste, konnten die Goblins im Schutze der Nacht allesamt Speere oder Bögen auf mich gerichtet haben und mich bei der kleinsten Bewegung mit Steinspitzen spicken. Ich konnte jedoch der alten Goblinfrau, nachdem ich natürlich zunächst mein Schwert hatte fallen lassen, durch ein mehrfaches Zeigen auf meinen Rucksack begreiflich machen, dass ich ihr etwas daraus geben wollte. Mit einem Kopfnicken wies sie ihre >Kinder< an, mich gewähren zu lassen. Ich kramte, während ich fieberhaft überlegte, auf was ich am ehesten verzichten könnte und was andererseits diesen kleinen Dieben besonders wertvoll erscheinen mochte, mein Fischernetz sowie Hammer und Nägel hervor und reichte sie einem der Rotpelze, der auf eine gebieterische Handbewegung der Alten herbeigeeilt war.

Tsaja übergab ihm, den Griff voran, einen schmalen Dolch, den sie aus ihrem Gürtel gezogen hatte, was ein zufriedenes Glucksen aus der Goblinschar hervorrief, woraufhin von Weißentraut verärgert knurrte: »Ihr wisst sicherlich, dass es ein schweres Vergehen ist, Rotpelze mit Waffen zu beliefern.« Tsajas Gesicht war anzusehen, dass sie ihm am liebsten ein Vortrag darüber gehalten hätte, was sie in dieser Situation von den Weidener Gesetzen hielt, angesichts unserer Lage schluckte sie jedoch ihre Worte hinunter.

Die Goblinhexe war aber leider noch immer nicht zufrieden; nun traten auch noch einige besonders kräftig wirkenden Goblins aus den Schatten, die sich mit langen Speeren, deren Spitzen auf uns gerichtet waren, neben ihrer Anführerin postieren. Von Weißentraut schwenkte seine Streithammer, woraufhin sich die Räuber tatsächlich für einen Moment erschreckt zurückzogen - bis ein weiterer, besonders flinker Rotpelz unbemerkt von der Seite her-

angehuscht war und unserem Ritter die Spitze seines Speers in die Flanke presste. Es war zwar deutlich zu erkennen, dass der Krieger förmlich vor Wut kochte, er ließ jedoch widerstrebend seinen Streithammer zu Boden fallen. Die Goblins schenkten der Waffe keine weitere Beachtung, da sie wohl doch zu schwerfällig für ihre kleinen Hände war. Da aber weder von Weißentraut noch Silvana Anstalten machten, den Rotpelzen ihrerseits Dinge anzubieten, ergriff ich schließlich erneut die Initiative, hob unter den misstrauischen Augen der Goblinskrieger Silvanas Rucksack auf und kramte, ohne auf Silvanas protestierendes »Lasst die Finger davon!« zu achten, darin herum, um weitere Geschenke für die rotfelligen kleinen Räuber zu suchen.

Sehr wohl fühlte ich mich nicht dabei - abgesehen davon, dass die Aufmerksamkeit sämtlicher Goblins nun auf mich gerichtet war, stöberte ich auch nur äußerst ungerne im Rucksack einer Magierin herum - ich befürchtete, merkwürdige Dinge wie Schlangenzungen oder Molchaugen oder was auch immer Magier für ihre Zaubersprüche brauchten, zu finden. Dazu kam noch, dass ich es mir eigentlich auch nicht zur Angewohnheit machen wollte, im Gepäck einer Frau zu wühlen, da ich mir, anders als eben beim Gepäck eines Magiers, nicht einmal ansatzweise ein Bild davon machen konnte, was eine Frau alles in ihrem Rucksack mit sich führen mochte. So war ich denn fast etwas enttäuscht, als ich neben dem Proviant, zwei schweren Zauberbüchern, einigen kleinen Tiegelchen, zwei kleinen Fläschchen sowie einer silbernen Halskette und einem Kamm aus Perlmutter nichts weiter vorfand. Ich nahm nach kurzer Überlegung Halskette und Kamm an mich und wollte gerade noch eines der Fläschchen ergreifen, als ich einen stechenden Schmerz in meiner Hand verspürte. Ich unterdrückte einen Aufschrei, um die Goblins nicht zu erschrecken, und zog rasch die Hand heraus. Eine blutende, tiefe Wunde zwischen Daumen und Zeigefinger war zu

sehen. Ich bemühte mich, das Blut an meiner Hose abzuwischen, worauf mehre kleine Abdrücke, wie von vielen winzigen Nadeln, sichtbar wurden. Ich verfluchte mich gleichzeitig dafür, dass mal wieder ich derjenige war, der verletzt worden war und gratulierte mir zugleich innerlich dazu, dass ich mit meinem Misstrauen gegenüber dem Gepäck von Magiern völlig richtig gelegen hatte. Außerdem wunderte mich allerdings ein wenig, dass ausgerechnet die zwei harmlos aussehenden Fläschchen, von denen ich angenommen hatte, dass sie Duftwasser enthielten, solcherart magisch geschützt waren. Meine Verletzung vorerst ignorierend, hielt ich den Goblins den Kamm und die Kette hin, die ich zum Glück trotz meiner Verletzung noch fest umklammert hatte, als ich die Hand aus dem Rucksack zog.

Die Goblinshamanin begutachtete die Gegenstände fasziniert, ehe sie selbst ihre Hände danach ausstreckte, sich den Kamm gleich einer Tiara in das Fell über die Stirn schob und die Halskette mühsam um den Bauch schlang, woraufhin sie einige Worte in der Sprache der Rotpelze ausrief und die gesamte Horde in ein lautes Gelächter ausbrach. Dann wurde sie jedoch sofort wieder ernst. Sie stocherte mit ihren langen Fingern ihrerseits für einen Moment in ihrer Umhängetasche und zog ein kleines Tongefäß mit einer braunen Pampe darin hervor. »Gebt Hand!«, forderte sie mich auf. Mangels Alternativen kam ich ihrer Aufforderung nach, woraufhin sie die Pampe auf meine immer noch blutende Verletzung auftrug. »Gut, schließ Wunde!«, erklärte sie.

Tatsächlich ging eine angenehme, die Schmerzen lindernde Kühle von dem Brei aus.

Die Goblinfrau beobachtete meine Hand noch einen Moment und nickte dann zufrieden: »Ihr haben Geschenke für Stamm gegeben, ihr jetzt Freunde. Wir gehen.« Bevor sie jedoch aufbrach, musterte sie Silvana noch einmal scharf, wobei sie bedenklich mit dem Kopf wackelte, um dann zu

murmeln : »Ah, Wjassus Blogai auf dich lauern, du müssen Schweinleben lernen!«

Entgeistert schaute Silvana auf die alte Goblinin herab. Trotz der immer noch nicht überstandenen Gefahr und meiner schmerzenden Hand schmunzelte ich innerlich bei der Vorstellung, wie entsetzt gerade Silvana über diese Aufforderung, ein »Schweinleben« zu führen, sein würde. Die Goblintame jedoch verschwand schon wieder in der Nacht, und mit ihr trollten sich auch ihre >Kinder<. Es dauerte nur wenige Augenblicke, bis der ganze Spuk vorüber war und außer meinem zerrissenen Gesetzbuch nichts mehr von der Anwesenheit einer ganzen Heerschar Rotpelze kündete.

Tsaja nutzte endlich die Gelegenheit, von Weißentraut anzufahren: »Anstatt kluge Kommentare darüber zu verbreiten, was ich den Goblins geben darf und was nicht, hätten Hochwohlgeboren vielleicht selbst nachsehen können, ob ihr nicht irgendwelche weniger gefährlichen Dinge bei euch führt, die wir den Wichten als Gegenleistung für unsere Freiheit hätten geben können.«

Von Weißentraut rümpfte nur die Nase und erklärte: »Ein von Weißentraut lässt sich nicht erpressen.«

Erstaunt überlegte ich, was wohl dazu geführt hatte, dass statt des fröhlichen von Weißentraut, der uns die letzten Tage begleitet hatte, nun wieder der mürrische, arrogante Adelssohn zurückgekehrt war, der am Anfang mit uns aus Dornensee aufgebrochen war.

Nach einer kurzen Pause setzte von Weißentraut aber hinzu: »Es ... es tut mir Leid, du hast Recht. Du hast das Richtige getan, indem du den Goblins deinen Dolch gabst. Ich weiß nicht, ich glaube, ich hätte gerne einen heldenhaften letzten Kampf mit ihnen ausgetragen, statt mich so unwürdig berauben zu lassen. Doch ich weiß, dass ich Euer Leben nicht derart in Gefahr bringen darf.«

Wir alle waren von dieser Erklärung gleichermaßen überrascht. Sicher, von Weißentraut hatte mir ja bereits von

seinen Träumen vom Heldendasein erzählt, aber dass er dafür bereits seinen Tod in Kauf nahm, beunruhigte mich ziemlich. Außerdem war es das erste Mal, dass von Weißtraut sich vor uns allen derart offen zeigte. Ich glaubte zu erkennen, dass er auch seit der Begegnung mit der Wasserfee immer noch etwas bleich und übermüdet aussah. Vielleicht hatte sie ihm ja tatsächlich mehr Lebenskraft entzogen als uns anderen? Doch wie dem auch sein mochte, ich ließ meine Wunde verbinden, wir rasteten noch, bis die Sonne aufging - denn keinem von uns war mehr nach Schlafen zu Mute -, dann brachen wir auf und zogen weiter. Während unserer Wanderung am nächsten Tage ließ ich mich jedoch etwas zurückfallen, um von Weißtraut, der schweigsam und träge hinter uns hertrötete, vorsichtig danach zu fragen, ob wirklich alles in Ordnung sei.

Als Antwort lächelte er müde und erklärte: »Ich freue mich, dass du danach fragst. Ja, es geht mir gut, keine Sorge. Aber ...«, er hielt für einen Moment inne, dann packte er unvermittelt mein rechtes Handgelenk mit stählernem Griff und zog mich dicht zu sich heran, ehe er mit plötzlich gepresster, kalter und harter Stimme flüsterte: »aber wenn du jemals die Hand gegen Silvana erhebst, dann verspreche ich dir, ich werde dich finden, wo ich auch bin.«

Das Verhalten des Kriegers erschien mir von Moment zu Moment mysteriöser. Na gut, es war vielleicht unhöflich von mir gewesen, Silvanas Rucksack zu durchwühlen, aber wir hatten wohl auch kaum eine andere Wahl gehabt. Dass er daraus aber die Befürchtung ableitete, ich könne seiner Silvana ernsthaft schaden, das verletzte mich mehr als sein schraubstockartiger Griff um mein Handgelenk.

Ich ließ mich jedoch nicht dazu hinreißen, die bissig Entgegnung auszusprechen, die mir auf der Zunge lag, sondern erwiderte ruhig: »Ihr seid nicht nur zufällige Wegbegleiter auf diesem Abenteuer, ihr seid meine Freunde. Keinem von euch werde ich jemals freiwillig schaden, das

solltest du eigentlich wissen. Und sei unbesorgt, ich werde Silvana einen neuen Kamm und eine neue Kette bezahlen, wenn wir wieder in eine richtige Stadt kommen.«

Noch eine Weile ließ von Weißentraut seinen Blick misstrauisch auf mir ruhen, dann lachte er plötzlich bitter auf und brummelte so leise, dass ich es gerade noch verstehen konnte: »Ich hatte ja zunächst wirkliche Zweifel, ob ein Alrik wie du der richtige Begleiter auf dieser Reise ist; ein echter Söldner, ein Kor- oder Rondradiener wäre mir lieber gewesen als einer, der dem Gotte Praios abgeschworen hat, um ohne festen Plan durch Aventurien zu streifen. Und nun erscheint es, als ob gerade ein solcher Alrik die einzige Hilfe ist, die kein Unheil verheißt.«

Ich begann langsam, mir Sorgen um seinen Geisteszustand zu machen. Vielleicht waren die Anstrengungen unseres Abenteuers einfach zu viel für ihn gewesen? Da ich während meines Studiums an der Vinsalter Rechtsschule auch hin und wieder im Therbünitenspital gearbeitet hatte, waren mir die Krankheiten der Seele nicht gänzlich unbekannt. So erinnerte ich mich an eine alte Frau, die nach Aussage der Geweihten am >Raschen Wahn< gelitten hatte, und die, ganz ähnlich wie von Weißentraut, zunächst zu wirren Äußerungen und dann zu völlig grundlosen Zornesausbrüchen geneigt hatte, die schlussendlich zu einer völligen Raserei geführt hatte, in der die Alte nur durch die tatkräftige Mithilfe von gleich drei von uns Pflegern festgehalten werden konnte. Ob von Weißentraut an derselben Krankheit litt? Aber andererseits erschien er insgesamt zu still, ja fast melancholisch, während die Alte auch ohne die Tobsuchtsanfälle hektisch und unruhig gewesen war. Ich nahm mir dennoch vor, ihn etwas genauer im Auge zu behalten und sicherheitshalber im nächsten Hesindetempel darum zu bitten, dass die Geweihten ein Gebet für ihn sprechen würden.

Nachdem ich wieder etwas Distanz zu von Weißentraut gewonnen hatte, nahm ich außerdem Tsaja zur Seite, um

die merkwürdigen Begebenheiten der jüngsten Tage zu besprechen: »Ist dir auch aufgefallen, dass unser Herr Ritter sich ausgesprochen wunderbarlich verhält? Ich meine, er scheint den ganzen Tag Trauer zu tragen, er stürzt sich fast in die Speere einiger Goblins - die wohl kaum würdige Gegner für ihn gewesen wären -, und sein Verhalten Silvana gegenüber erscheint mir ebenfalls seltsam unterkühlt und distanziert. Oder bilde ich mir das alles ein? Und Silvana selbst mag ja noch nie die Geselligste gewesen sein, aber mittlerweile scheint es fast, als wäre sie lieber alleine unterwegs.«

Tsaja sann für einen Moment nach und meinte dann: »Na ja, vielleicht haben die zwei sich einfach gestritten.«

Natürlich hatte sie Recht, das wäre wohl die naheliegendste Erklärung. Und da ich ja mittlerweile auch wusste, wie Silvana zu den Plänen des Ritters stand, wäre ein solcher Streit nicht einmal überraschend. Und doch, irgendwie erschien mir diese Erklärung zu simpel, zu banal. Auch Tsaja schien von ihren eigenen Worten nicht völlig überzeugt, jedenfalls ergänzte sie nach nochmaligem Nachdenken: »Na ja, andererseits, ich glaube, von Weißentraut ist nicht der Mensch, der bei einem solchen Streit leise bliebe, und wenn sie sich wirklich lautstark gezankt hätten, hätten wir wohl etwas davon mitbekommen. Hm. Ich weiß auch nicht, vielleicht hat den beiden diese Seenymphe einfach einen besonders hohen Preis abverlangt. Und dann diese Begegnung mit den Rotpelzen, in der seine großen Kriegskünste und ihre mächtige Magie angesichts der Überzahl so völlig nutzlos waren, auch diese Enttäuschung könnte sie mitgenommen haben. Lassen wir sie noch ein wenig in Ruhe und sehen, was sich ergibt, denn im Moment wüsste ich ohnehin nicht, was wir tun sollten. Ich glaube jedenfalls nicht, dass sie jetzt mit uns über ihre Probleme reden wollen.«

Richtig zufrieden war ich mit dieser Antwort nicht, ich musste aber zugeben, dass ich derzeit auch keine bessere

Lösung wusste. Also entschied ich, die zunehmende Isolation unseres Traumpaars vorerst zu ignorieren und das Gespräch auf erfreulichere Dinge zu lenken. Ich ließ mir von Tsaja erzählen, wie sie an ihre Stelle als Wildhüterin gelangt war - ihre Eltern waren einfache, aber aufstrebende Kaufleute in Gareth gewesen, sie selbst hatte jedoch kein Interesse gehabt, ihnen in diesem Beruf nachzufolgen. Stattdessen hatte sie früh ihre Begabung für das Bogenschießen und ein gewisses Talent im Umgang mit Tieren bemerkt, weshalb sie als Kind gewünscht hatte, sich der Garether Stadtgarde anzuschließen. Ihre Eltern hatten dies jedoch abgelehnt, da die Aufstiegschancen für Nichtadlige in der Garde immer noch nicht allzu gut waren. Stattdessen hatten sie ihre Tochter bei dem befreundeten Wildhüter eines niederen Adligen in die Lehre gegeben, und dieser hatte sie an den Hof Dornensees vermittelt, wo sie bis zu unserer Reise bereits mehrere Jahre gearbeitet hatte. Ich erzählte ihr meinerseits von meiner Kindheit in dem kleinen Dorf nahe Vinsalt und von meinen ersten Jahren an der Rechtsschule, und so vertrieben wir uns für eine Weile gegenseitig unsere Sorgen über das merkwürdige Verhalten unserer Freunde.

Nur wenige Tage später verändert sich aber unsere Situation weiter zum Schlechteren: Nachdem von Weißentraut und Silvana weiterhin mürrisch und schweigsam waren, brach nun, da wir wieder die seltsame >Todeszone< in der Nähe der Weidener Wüstenei erreichten, auch Tsajas Lebensmut wieder rasch zusammen. Schon bald schleppte sie sich erneut kraftlos hinter uns her - sie protestierte nicht einmal, als ich ihren Proviantbeutel übernahm, um etwas Last von ihr zu nehmen, was ich als besonders übles Zeichen wertete - während Silvana und von Weißentraut sich krampfhaft um einen möglichst großen Abstand zueinander und uns anderen bemühten - fast hätte man nun meinen können, jeder von uns sei alleine unterwegs und

unser Weg führte uns nur zufällig in die gleiche Richtung. Auch von dem Lager des Draconiters war leider außer einer alten Feuerstelle keine Spur mehr zu sehen, was ich persönlich schon deshalb ausgesprochen schade fand, weil ein paar Schluck Raschtulswaller jetzt genau das Richtige gewesen wären, um mich etwas aufzuheitern.

So waren wir also einen weiteren halben Tag gewandert, als es erneut Zeit für eine Rast wurde. Noch bevor wir unsere Decken ausgebreitet hatten, war Tsaja auch schon in einen tiefen Schlaf gesunken; vorsichtig wickelte ich sie zum Schutz vor der Kälte in ihre Decke ein, wobei mir die tiefen Ringe unter ihren Augen und die bleiche, fast graue Farbe ihrer kalten Haut erst richtig bewusst wurden. Leider kannte ich auch kein Heilmittel gegen diese merkwürdige magische Krankheit, weshalb ich mich darauf beschränken musste, sie zusätzlich noch mit meiner eigenen Wolldecke zuzudecken. Ich selbst hatte vorerst ohnehin nicht die Absicht, zu schlafen: Sobald auch vom Lager des Kriegers ein lautes Schnarchen ausging, begab ich mich zu Silvanas Ruheplatz und schüttelte sie kräftig, wobei ich: »Wach auf, wir haben zu reden«, flüsterte.

Offenkundig hatte sie jedoch noch gar nicht geschlafen - sofort öffnete sie ein Auge und murmelte: »Ich hatte mich schon gefragt, wann Ihr Euch wieder zu Wort melden würdet, Herr Abenteurer. Nun, ich will Euch zuvorkommen. Ich denke, Ihr alle solltet in Salthel bleiben, wenn wir dort ankommen. Ihr ward eine große Hilfe, aber den letzten Teil des Wegs sollte ich auch alleine finden. Und ich nehme an, ich bin von den Göttern dazu bestimmt, diese Queste durchzuführen, nicht Ihr. Ich kann Euch diese Last nicht länger aufbürden.«

Verblüfft starrte ich sie an; ich hatte mit vielem gerechnet, aber damit, dass sie uns nun wegschicken wollte, dann doch nicht.

»Bitte? Das meinst du nicht ernst, oder? Wir sind alle zusammen durch den Blautann gezogen, wir haben alle

gemeinsam Baliho erforscht, wir haben diesen Bannstrahler ertragen, den Draconiter besiegt und sogar diese Wassernymphe überlebt. Und du glaubst ernsthaft, wir ließen uns jetzt davon abbringen, das letzte Stück des Wegs mit dir zu gehen?«, entrüstete ich mich.

»Das ist nobel von Euch, aber wirklich, Eure Begleitung ist nicht mehr notwendig. Ich spüre, dass ich die weiteren Hindernisse, die noch kommen mögen, auch alleine meistern kann«, widersprach sie.

»Hör gefälligst auf, mich zu siezen. Und wie willst du denn etwaige Hindernisse meistern, mit deinem beißenden Rucksack etwa? Würde mich übrigens interessieren, wie du das hinbekommen hast und was in dem Fläschchen so Wichtiges drin war, aber das tut im Moment wohl nichts zu Sache. Es geht hier darum, dass wir alle eine Gemeinschaft gebildet haben. Wir mögen alle sehr unterschiedlich sein und ganz verschiedene Ziele verfolgen, doch wir sind auch alle Freunde geworden, denke ich. Und weder werde ich dich jetzt im Stich lassen, noch werde ich es tolerieren, wenn du von Weißentraut oder Tsaja fortschickst. Ich weiß nicht genau, was vorgefallen ist, aber ich denke, dass gerade jetzt von Weißentraut deine Hilfe braucht. Statt also missmutig durch die Gegend zu stapfen und dich in weinerlichen Märtyrerposen zu üben, solltest du endlich offen mit ihm reden!«, blaffte ich sie in einem schärferen Tonfall, als ich es eigentlich beabsichtigt hatte, an.

Mittlerweile war ich es ja bereits gewöhnt, dass ich auf meine Vorträge keinerlei Reaktion erhielt, und so war ich nicht allzu verwundert, als Silvana in völligem Schweigen verharrte.

Dann jedoch sprach sie leise: »Ich werde nicht mit Haduwulf nach Dornensee zurückkehren, wisst Ihr? Egal wie diese Reise auch ausgehen wird, eine Rückkehr ist mir nicht mehr möglich. Und es wäre für ihn vielleicht einfacher, wenn er nie erfährt, ob ich Erfolg hatte, wenn er zumindest glauben kann, ich sei für die Götter gestorben.«

»Was sind das denn für unsinnige Vorstellungen? Bei Travia, Rahja und Hesinde, du bist doch eine gebildete Magierin! Du kannst doch nicht ernsthaft diesen Unfug glauben! Nein, ich denke, du bist nur feige. Du willst den leichtesten Weg wählen, du willst dich jetzt trennen, damit du nicht mit von Weißentraut reden musst. Aber so funktioniert es nicht, und das weißt du auch. Er wird dich nicht einfach so alleine in wissen-die-Götter-was-für-Gefahren ziehen lassen, und wenn du ihn dazu überredest, dann wird er sich spätestens in einem Monat auf die Suche nach dir machen.« Ich redete mich immer mehr in Rage, wobei ich mir nicht sicher war, ob ich mich wirklich über sie ärgerte oder über das schiefe Pathos, das in meinen eigenen Worten mitschwang. War es etwa angesichts der zahlreichen Bardenlieder über die Leiden der Liebe völlig unmöglich, über diese Themen zu reden, ohne dass sich meine Rede selbst wie das Lied eines schlechten Minnesängers anhörte? Doch ich schob auch diesen Gedanken beiseite.

»Und Ihr? Was ist mit Euch und Tsaja?«

Ich spürte, wie ich errötete, woraufhin sie ein unfrohes Lachen ausstieß. »Nein, das meine ich nicht, obwohl Eure Reaktion durchaus aufschlussreich ist. Aber was werdet Ihr tun, wenn wir am Ziel dieses Abenteuers ankommen, und ich von Weißentraut erkläre, dass ich ihm nicht folgen kann? Auf welcher Seite werdet Ihr stehen?«

Ich schüttelte den Kopf und seufzte: »Ich glaube nicht, dass eine Wahl zwischen euch beiden nötig werden wird. Vielleicht geht ihr keine gemeinsamen Wege mehr nach dieser Queste, aber deshalb werdet ihr doch keine Feinde sein.«

Statt einer Antwort starrte mich Silvana nur noch an; dann bewegte sie den Mund und ich vermeinte ein: »Wenn Ihr Euch da nicht täuscht« zu vernehmen, war mir aber nicht wirklich sicher, was sie gesagt hatte. Endlich nickte sie und sagte etwas lauter: »Ich werde mit ihm reden, gleich, wenn seine Wache beginnt. Ich verspreche es Euch.«

Mir gefiel ihr plötzliches Nachgeben nicht besonders - zumal sie schon einmal ein ähnliches Versprechen geleistet hatte ich konnte jedoch auch kaum widersprechen, nachdem sie meinen Vorschlägen oder eher meinen Forderungen so vollkommen nachgegeben hatte. Also grummelte ich noch irgendetwas Unbedeutendes vor mich her und begab mich, um etwas Abstand zu ihr zu gewinnen, auf eine sinnlose, aber ausgedehnte Patrouille um unser Lager herum, wobei ich immer noch ihre Blicke im Rücken verspürte. Endlich war meine Wache beendet und ich weckte von Weißentraut, der die zweite Schicht übernommen hatte. Unter einem Hinweis auf Tsajas Notlage bat ich ihn, mir seine Decke zu überlassen und nach dem Ende seiner Wache Silvana um die ihre zu bitten. Ohne zu zögern kam er meiner Bitte nach, was mir zumindest etwas Hoffnung gab, dass er mir wenigstens mein Verhalten bei den Goblins nicht mehr nachtrug. Obwohl ich eigentlich durchaus neugierig war, ob Silvana ihr Versprechen, mit von Weißentraut zu sprechen, wahr machen würde, hatte die lebensfeindliche Umgebung offensichtlich auch auf mich nicht jede Wirkung verfehlt, und ich war binnen weniger Augenblicke eingeschlafen.

Am nächsten Morgen vermeinte ich aber, auf von Weißentrauts wie auch auf Silvanas Gesicht eine Zufriedenheit, ja ein Strahlen zu bemerken, das selbst von der grauen Einöde um uns herum nicht völlig unterdrückt werden konnte. Ich fragte mich, was in der Nacht wohl noch vorgefallen war, rechnete aber nicht damit, jemals wirklich eine Antwort auf diese Frage zu erhalten. Umso erstaunter war ich, als Silvana mich noch im Laufe des Vormittags beiseite nahm, um mir zu berichten, dass sie sich zwar lange mit von Weißentraut unterhalten (und wohl auch anderes) habe - diesmal war sie es, die errötete, was ich bei ihr wahrlich nicht erwartet hätte -, dass aber von Weißentraut sich dabei sehr merkwürdig verhalten hätte: Immer, wenn sie

von ihrem geplanten Abschied sprechen wollte, habe er sie zum Schweigen gedrängt, so als wisse er bereits, was sie zu sagen habe.

Mir erschien diese Vorstellung gar nicht so abwegig wie ihr, hatte ich doch bereits mehrfach festgestellt, dass der Krieger keineswegs der naive Adelssohn war, als den ich ihn zuerst eingeschätzt hatte. Andererseits, dass er derart ruhig und fröhlich bliebe, wenn er bereits wusste, dass die paar Nächte, die sie auf dieser Reise noch miteinander verbringen mochten, voraussichtlich auch ihre letzten gemeinsamen Nächte bleiben würden, erschien mir zweifelhaft. Oder hatte er sich etwa entschieden, seine eigenen Träume vom Ritterdasein aufzugeben und mit ihr durch Aventuriens Metropolen zu ziehen? Auch das konnte ich mir nicht recht vorstellen, er musste wissen, dass ihm für ein solches Leben seine Ehre und der Dienst an der Kriegsgöttin zu wichtig waren. Doch wie dem auch sei, entscheidend für mich war, dass meine zwei adligen Begleiter beide wieder froher Laune zu sein schienen - es wirkte fast, als hätten sich endlich dunkle Wolken von unserer Gruppe gehoben und die wärmenden Strahlen der Sonne hindurchgelassen; ganz im Gegensatz zum tatsächlichen Wetter übrigens, das verregnet und kühl war. Doch die Unannehmlichkeit der Witterung wurden durch die in den letzten Tagen schmerzlich vermisste und nun endlich wieder vorhandene tatkräftige Hilfe von Weißentrauts und Silvanas, die mein und Tsajas Gepäck unter sich aufteilten, wodurch es mir möglich wurde, die immer noch schwache Tsaja zu stützen, wettgemacht.

Schwingen im Schnee

Doch allmählich stellte sich auch die Frage, welche Richtung wir einschlagen sollten. Durch den Sichelstieg, in der Hoffnung, vor der Grenze zu Schwarztoerien einen Pfad zu finden, der uns in die Tiefen der Drachensteine führen würde? Diese Lösung war allerdings äußerst riskant, schließlich war uns nicht einmal bekannt, ob die Truppen der Schwarzen Lande nicht längst den Sichelstieg besetzt hatten.

Also beschlossen wir, stattdessen die Wüstenei, soweit uns dies möglich war, in südlicher Richtung zu umgehen; dass wir dabei querfeldein marschieren mussten und nicht länger auf Wege und Straßen vertrauen konnten, erschien uns im Vergleich als das geringere Übel.

Und tatsächlich kamen wir erstaunlich gut voran - zunächst lag dies daran, dass die Landschaft im nahen Umfeld der Wüstenei ebenfalls noch immer von Krankheit und Schwäche gekennzeichnet war und somit das dürre Buschwerk kein ernstes Hindernis darstellte. Bald - die Felsmassive der Schwarzen Sichel lagen nun fast direkt vor uns - verließen wir zwar wieder jene Region des Schreckens, und die Pflanzen um uns herum wurden wieder grüner und gesünder und daher auch die Wildnis schwieriger zu passieren. Dafür fanden wir aber nun hin und wieder kleine Trampelpfade, die wohl von anderen Reisenden oder auch von örtlichen Jägern stammen mochten, die uns das Vorankommen erleichterten. Auch Tsaja erholte sich rasch wieder, nun, da wir uns außerhalb des Umkreises der Ödnis befanden, und schon bald schritt sie wieder vergnügt vor uns her und half uns, den leichtesten Weg durch das Buschwerk zu finden.

Doch trotz allem kamen wir nicht so schnell voran, wie dies auf dem gut ausgebauten Goblinstieg der Fall gewesen war, und es dauerte daher mehrere Tage, bis wir endlich auf einen stabilen Pfad - den Drachentstieg, so nannte ihn von Weißentraut - stießen, der versprach, uns in die Wildnis der Drachensteine zu führen. Das Wetter hatte sich in diesen Tagen erneut zum Schlechten verändert, aber diesmal waren es nicht kalte, andauernde Herbststregen, sondern bereits der erste Schnee des Jahres, der in schweren, dicken Flocken aus grauen Wolken vom Himmel fiel.

Ich erinnerte mich an jene Gedichte über die wunderbare Schönheit des über den Hausdächern tanzenden und wirbelnden Schnees, die ich in Vinsalt noch auswendig gelernt hatte, und wunderte mich, wie der in Vinsalt so malerisch und romantisch scheinende Schnee hier in Weiden einfach nur noch erdrückend, kalt und nass sein konnte. Zu unserem Leidwesen schmolz er auf dem Erdboden auch nicht direkt, wie ich es erwartet hätte, sondern bildete stattdessen eine dichte, grau-weiße Decke, die unsere Umgebung verhüllte und jeden unserer Schritte schwer machte. Ich bemerkte, wie Tsaja und von Weißentraut, die sich mit den Tücken der Witterung besser auskannten als wir anderen beiden Bücherwürmer, sorgenvolle Blicke austauschten und in bedrücktem Tonfall miteinander flüsterten, wenn sie sich unbeobachtet glaubten. Doch was half es, dass wir uns Sorgen machten - es gab weit und breit kein Dorf, in dem wir Unterkunft hätten finden können, selbst wenn wir bereit gewesen wären, für mehrere Monde unsere Suche zu unterbrechen und uns in einem einsamen Bergdorf einschneien zu lassen. Also zogen wir weiter.

Und so gelangten wir endlich in die Drachensteine. Obwohl ich mich nach der Durchquerung der Roten Sichel bereits für einen echten Bergsteiger gehalten hatte, stockte mir doch für einen Moment der Atem bei dem Anblick des gewaltigen Felsmassivs aus schwerem, grauem Gestein vor uns. Hatte ich bisher angenommen, ein Gebirge sähe am

Ende wie das andere aus, so erkannte ich nun, nicht zuletzt durch Tsajas und von Weißentrauts ausführliche Erläuterungen, dass es doch erhebliche Unterschiede zwischen den Drachensteinen und den Sichelgebirgen gab. Nicht nur die rötliche Farbe war es, die die Sichelgebirge von jenen Bergen, in deren Höhe uns der Pfad nun führte, unterschied. Bis auf einige der wenigen, besonders hohen Gipfel schienen die Sichelgebirge auch viel niedriger zu sein als die Drachensteine; außerdem waren die Felsen, durch die wir uns nun auf verschlungenen Pfaden hindurchbewegten, weitaus weniger schroff und bildeten nur selten derart ungewöhnliche, bizarre Formen, wie ich sie auf dem Weg nach Zollhaus gesehen hatte. Die Drachensteine sahen eigentlich, fiel mir auf, genau so aus, wie ich mir als kleiner Junge immer ein großes Gebirge vorgestellt hatte. In der Entfernung waren Bergspitzen sichtbar, die bis in die Wolken hineinragten und sicherlich das ganze Jahr von dichtem Schnee bedeckt waren. Während man in der Sichel unwillkürlich mit kleinen, tückischen Gegnern wie eben den Goblins rechnete, die sich in dem zerklüfteten Gelände leicht verstecken und jederzeit aus den Felsspalten hervorbrechen konnten, war dies ein Gebirge, in dem man sich eher den legendären Herren des Erzes, die Riesen und Trolle der alten Zeit oder aber eben mächtige Drachen, die auf gewaltigen Schwingen durch die Lüfte rauschten, vorstellen konnte. Mochten wir Menschen mit unseren Erzminen und Steinbrüchen und unseren Straßen die Sichelgebirge auch unterwerfen, in den Drachensteinen würden wir immer nur belanglose, winzige Eindringlinge sein.

Leider wurde ich von meiner Schwärmerei dadurch wieder auf den Boden der Tatsachen zurückgeholt, dass wir eben im Gegensatz zu den Drachen gerade keine Schwingen hatten und uns immer mühsamer durch den dichten, pappigen Schnee vorankämpfen mussten. Derart anstrengend war die Wanderung hier, dass wir an unserem ersten Tag in den Drachensteinen schon lange vor Sonnen-

Untergang unser Lager aufschlugen. Wir hatten gerade mehrere verlassene Ruinen aus alten, zerbröckelnden Mauern entdeckt, die zumindest einen gewissen Schutz vor Wind und Schnee versprachen. Ich nahm an, dass wir hier, inmitten des alles umgebenden Schnees, auf ein wärmendes Feuer würden verzichten müssen, wurde jedoch angenehm überrascht: Silvana hieß uns, etwas Holz zu einem Lagerfeuer aufzuschichten und entzündete es dann mit einer Art feurigen Blitz, den sie aus ihrer Hand in die Holzscheite fahren ließ. Das Holz qualmte zwar zunächst fürchterlich, aber es brannte. Ich tat innerlich Abbitte für alle Zweifel, die ich je am Nutzen der Magie gehabt hatte, während ich mich, wie auch die anderen, möglichst nahe an den flackernden Flammen zur Ruhe legte.

Doch trotz unseres verhältnismäßig angenehmen Lagers sollte es eine sehr kurze Nacht werden. Ich hatte gerade meine Wache begonnen - nach Tsaja hatte ich die zweite Schicht übernommen -, und schlenderte, um die Kälte aus den Knochen zu vertreiben, um unser Lager herum, als ganz in der Nähe ein gellender Schrei erklang.

Sofort waren Tsaja, Silvana und von Weißentraut mit gezückten Waffen an meiner Seite, ich konnte ihnen aber auch keine nähere Auskunft dazu geben, woher das Geräusch stammen mochte. Die Nacht um uns herum war völlig finster, und das wärmende Lagerfeuer erwies sich nun als Hindernis, da unsere Augen aufgrund des Lichtes vor uns die Dunkelheit um uns herum nicht zu durchdringen vermochten, wir selbst aber sicherlich für jeden Angreifer wie auf dem Präsentierteller standen. Doch schon war ein lautes Rauschen in der Luft zu vernehmen. Ich fragte mich, ob wir nun etwa einem der Namensgeber dieses Gebirges gegenübertreten sollten und bereute für einen Augenblick, dass ich bereits dem Draconiter die Rolle des >Drachen< in unserem Abenteuer zgedacht hatte. Die Kreatur, die dann für einen kurzen Moment im Feuerschein zu sehen war, hatte jedoch nichts von einem Drachen an

sich. Lange, dürre Vogelbeine mit scharfen Greifklauen und die Flügel eines übermenschengroßen Adlers, an deren Spitzen zwei weitere gefährliche Krallen aufblitzten, waren mit dem nackten Oberkörper einer Frau gepaart. Wirres, schwarzes Haar stand wie Drahtwolle von ihrem Kopf ab, und Dreck und Schlamm bedeckten die nackten Brüste. Das Schlimmste aber waren die Augen: Auf den ersten Blick einfach die Augen einer menschlichen Frau, konnte man bei näherem Hinsehen nicht nur das Funkeln des Irrsinns in ihnen erkennen, sondern auch den grausamen, niemals endenden Schmerz dieser widernatürlichen Verbindung zwischen Mensch und Raubvogel.

Ich wunderte mich selbst, dass ich derart viel in dem kurzen Augenblick bemerkt hatte, den die Kreatur gebraucht hatte, um mit einem hämischen Kichern direkt über unserem Feuer durch die Luft zu gleiten. »Menschlein!«, krächzte es nun mit heiserer Stimme aus dem Dunkel.

»Sie wollen uns bestehlen!«, kreischte es kurz darauf aus einer anderen Richtung.

»Büßen sollen sie für ihre Verbrechen!«, ertönte nach einer weiteren Pause die Stimme erneut, wiederum von einer anderen Seite.

Ich wusste nicht zu sagen, ob es sich wirklich um mehrere Harpyien handelte oder ob nur eines dieser Monster um unser Lager herumflog. Jedenfalls schien ein Kampf unvermeidlich, und von Weißentraut übernahm wieder das Kommando. Diesmal befahl er uns aber nicht, uns so dicht wie möglich beieinander zu halten, sondern gebot vielmehr, einen Kreis mit mehreren Metern Abstand zueinander zu bilden. Er erläuterte dazu knapp, dass wir den zu erwartenden Sturzangriff der Vogelmonster kaum mit unseren Waffen parieren könnten, sondern nur hoffen konnten, den scharfen Krallen durch ein Ausweichen zu entgehen. Seine Worte ergaben durchaus einen Sinn, also dehnten wir den Zirkel, in dem wir uns instinktiv zusammengedrängt hatten, wieder etwas aus. Dann begann der

Angriff: Sehen konnte ich nichts, aber ich spürte mit einem Mal, wie sich mir die Haare im Nacken aufstellten. Da erklang auch bereits von Weißentrauts mittlerweile wirklich befehlsgewohnte und feste Stimme in meinem Rücken: »Runter, sofort!«

Ich warf mich nach vorne auf den Boden und spürte einen Luftzug über mir als dort, wo ich soeben noch gestanden hatte, die Klauen der Vogelbestie die Luft zerteilten. Von Weißentraut dagegen hatte nach seinem knappen Warnruf dem Heranrstürzen des Federviehs völlig ungerührt entgegengesehen. Erst im letzten Augenblick, als die Krallen schon beinahe sein Gesicht erreicht hatten, lehnte er sich ein wenig zur Seite, sodass die Kreatur genau an ihm vorüberglitt, und schlug dann, nachdem das Wesen ihn passiert hatte, mit aller Kraft zu. Das Untier kreischte getroffen auf, brach seinen Sturzangriff ab und verschwand erneut, in leicht torkelnder Flugbahn, im Nachthimmel.

Doch die Pause sollte nur von kurzer Dauer sein. Diesmal erfolgte der Angriff von Tsajas Seite aus, zu meiner Rechten. Das Herannahen der Harpyie war mehr zu ahnen als zu sehen, als Tsaja bereits einen Pfeil von ihrer Sehne surren ließ. Erneut kündete ein Aufschrei des Wesens von einem Treffer; auch behinderte der nun wohl im Flügel steckende Pfeil die Flugkünste der Bestie ganz erheblich. Sie rauschte dicht an Tsaja und mir vorbei und gewann dann mühsam wieder an Flughöhe. Als das Vieh an mir vorüberflog, bemühte ich mich, mit einem weit ausholenden Schlag ebenfalls einen Treffer zu laden, jedoch war meine Reaktion wohl zu langsam und mein Schwerthieb fuhr harmlos und ohne Schaden anzurichten hinter der Kreatur durch die Luft.

Plötzlich herrschte völlige Stille um uns herum. Ob das Wesen vielleicht genug hatte oder einfach plötzlich das Interesse an uns verloren hatte? Ich glaubte mich zu erinnern, in dem Exemplar des >Monster-Handbuchs<, das ich

im Vinsalter Hesindetempel irgendwann einmal eingesehen hatte, gelesen zu haben, dass Harpyien völlig unberechenbare und verrückte Kreaturen seien, in deren Köpfen ständig der Geist eines Raubvogels mit dem eines Menschen ringe. Demnach war es doch denkbar, dass nun der Geist des Menschen die Oberhand gewonnen hätte und das Vieh friedlich geworden war? Andererseits hatte in dem Buch, dessen war ich mir sicher, auch gestanden, dass Harpyien immer in Schwärmen von 13 Tieren aufträten und vornehmlich in finsternen Verliesen lebten, was nicht nur von vorneherein reichlich unwahrscheinlich klang, sondern durch diese Begegnung auch widerlegt sein dürfte.

Vor lauter Überlegungen hatte ich nicht bemerkt, dass der dritte Angriff bereits begonnen hatte. Nunmehr war es Silvana, die als Erste reagierte: Sie reckte ihren Arm in die Luft und brüllte einige bosparanische Worte, woraufhin eine weitere der mir bereits bekannten Feuerlanzen aus ihrer Hand fuhr, um das Federkleid der herannahenden Harpyie in Brand zu setzen. Diesmal zeugte das Kreischen der Kreatur nicht nur von Wut, sondern eher von panischer Angst. Entsetzt schlug sie mit den Flügeln, stürzte aber weiterhin gen Boden ... direkt auf mich zu, wie ich erst viel zu spät erkannte.

Es ist merkwürdig, aber in solchen Momenten der Gefahr scheint die Zeit langsamer abzulaufen. Ich hatte zwar ebenfalls noch immer mein Schwert gezogen, zitterte aber am ganzen Leib vor Angst, während die dolchgleichen Klauen immer näher auf mich zuglitten. Fast vermeinte ich ein metallisches Kreischen zu hören, als diese Mordwerkzeuge die Luft vor meinem Kopf zerschnitten.

Ich machte einen Schritt nach rechts, jedoch korrigierte auch die Harpyie in ihrem verzweifelten Bemühen, wenigstens einen von uns mit in den Tod zu reißen, ihren Angriffskurs. Ich sprang zurück nach links, und erneut folgte die Harpyie meiner Bewegung. Fast war sie nun heran, ganz deutlich konnte ich den getrockneten Kot des

Monsters und das geronnene Blut ihrer Opfer auf den Vogelbeinen erkennen. Mehr von Reflexen als von meinem Verstand gesteuert, warf ich mich rücklings auf den Boden und riss mein Schwert in die Höhe.

Diese letzte Bewegung war es, die mein Leben rettete: Die Harpyie folgte auch diesem Ausweichmanöver und stürzte geradewegs auf meinen Brustkorb zu - wobei sie sich durch ihre eigenen Wucht auf meinem Schwert aufspießte. Blut und andere Dinge, über die ich lieber nicht berichten möchte, ergossen sich über mich, während die Klauen über meinen Brustkorb schrammten und nur leichte Streifwunden hinterließen. Noch einmal erhob sich das Unwesen mühsam, um mit einem lang gezogenen Kreischen in die Lüfte aufzusteigen, wobei mein Schwert noch immer in seinem Körper steckte. Doch weit kam die Kreatur nicht; nur einige Flügelschläge später verlor sie die Balance und krachte auf den Felsboden, wo sie regungslos liegen blieb. Sofort herrschte wieder Stille um uns herum. Für einen Moment wagte es keiner von uns, sich zu bewegen. Waren vielleicht noch weitere der Vogelbestien in der Nähe?

Dann eilte Tsaja mit einer für mich bis heute unglaublichen Gelassenheit auf das gestürzte Monster zu, zog ihr Messer und durchtrennte mit einem raschen Schnitt den Hals der Kreatur.

Immer noch erfolgte kein weiterer Angriff, offensichtlich war die Harpyie tatsächlich ganz alleine gewesen. Erst jetzt getraute ich mich, trotz des nicht geringen Ekels, den ich angesichts des widerlichen Breis, der sich über mir ausgeschüttet hatte, empfand, und trotz der seltsamen Erschöpfung, die mich nun, da die Gefahr überwunden war, erfasst hatte, mich zu erheben. Es dauerte aber noch immer einen Moment, ehe es bis zu meinem Verstand durchsank, dass wir tatsächlich eine echte Harpyie besiegt hatten! Ein uneingeschränktes Hochgefühl machte sich in mir breit: Wir waren eben doch an unseren Aufgaben gewachsen,

wir waren von einigen Städtern und unerfahrenen Rumtreibern zu einer echten Heldengruppe geworden! Mochte die Harpyie auch nicht ganz so tödlich gewesen sein wie der Mantikor im Palaste Sultan Hasrabals, eine gefährliche Bestie war sie in jedem Fall. Und wir hatten sie ohne besondere Hilfsmittel bezwungen! Gut, wir waren zu viert gewesen und Alrik damals ganz alleine, aber Alrik war auch bereits ein echter Held gewesen, als er den Auftrag annahm. Wir dagegen waren nur Streuner, Abenteurer, Herumtreiber gewesen. Doch dieser Kampf hatte uns zu etwas anderem gemacht, wir waren zu einer echten Heldengruppe geworden, jeder von uns hatte seinen Teil zum Sieg beigetragen und zugleich hatten wir alle wie eine echte Heldengruppe zusammengearbeitet. Nun konnte es nichts mehr geben, was uns noch im Weg stehen würde, wir würden den Stab sicherlich finden und das ganz Aventurien drohende Unheil abwenden. Na gut, tief im Inneren glaubte ich das nicht wirklich alles, aber es war schön, sich zumindest einzureden, dass ich es glaubte und endlich nicht mehr der Zweifler und Spötter war, für den mich auch meine jetzigen Begleiter schon wieder zu halten schienen.

Auch die anderen waren im Übrigen hochofren, und nachdem ich mein Schwert zurückgeholt hatte und wir die Leiche des Vogelweibs durch einige Fußtritte bergab befördert hatten (und ich, darauf hatte ich bestanden, mich zumindest grob mittels etwas über unserem Lagerfeuer geschmolzenen Schnees gereinigt und dann umgezogen hatte), feierten wir unseren Sieg mit dem letzten Rest von Balihoer Bärenod, den der AlAnfaner in Baliho mir geschenkt hatte.

Yaquirwellen

Beflügelt durch diesen erstaunlichen Triumph kamen wir in den nächsten Tagen trotz des hohen Schnees gut voran. Hin und wieder stießen wir auf die längst verfallenen Ruinen alter Dörfer, die von den zahllosen Besiedelungsversuchen, die wir Menschen in dieser rauen Umgebung bereits erfolglos durchgeführt hatten, kündeten. Einmal sah ich auch eine Reihe schlichter, schwarzer Ritzzeichnungen an einer der Felswände zu unserer Seite, welche einen berittenen Mann mit einem außergewöhnlich großen Hund darzustellen schienen, ohne dass ich aber zu sagen vermocht hätte, welches Wesen eine solche Zeichnung inmitten des Gebirges anfertigen würde und welchen Zweck sie dienen sollte.

Und so war das Tal der Türme bereits in nächste Nähe gerückt, als wiederum etwas Seltsames geschah:

Wir hatten gerade einen Gebirgsbach oder vielmehr einen Gebirgsfluss erreicht, der zu unserer Rechten von einer hohen Felswand in die Tiefe stürzte, dort einen kleinen See bildete und von diesem wiederum in einem breiten, aber flachen und rasch fließenden Strom quer über unseren Pfad strömte, um sich links des Wegs wiederum als Wasserfall in die Tiefe eines für uns unerreichbaren Tals zu ergießen. Wieder einmal machte ich mir zunächst Sorgen, ob es mir ohne allzu große Blamage - wie zum Beispiel einem Sturz in das Wasser - gelingen würde, den Fluss zu überqueren.

In diesem Moment wurde ich jedoch auf ein merkwürdiges Geräusch aufmerksam, eine Art tiefes Brummen und Summen. Es dauerte etwas, bis ich begriff, dass es sich wohl um Gesang handeln musste. Nun wurden auch bereits

Wörter, ein ganzer Liedtext, verständlich ... ein Text allerdings, der so gar nicht in die Drachensteine passen wollte:

»Ich hatte zu drei Dingen
Im Leben stets Vertraun:
Zum Wein, zum Lied vom Yaquir
Und zu den schönen Fraun.
Sie stimmen als Begleiter,
Von Kindheit an bis heut,
Mich immer froh und heiter,
Drum sing ich allezeit:

Yaquirsche Lieder,
Schöne Fraun beim Wein,
Was braucht man mehr noch,
Um glücklich zu sein!«

Wer würde denn hier, im Nordosten des Kontinents, weitab jedes Weinbergs, Trinklieder aus meiner fernen Heimat singen? Auch meine Freunde hatten das Lied wohl vernommen und sahen sich suchend nach dem unbekanntem Sänger um. Weder auf dem Pfad vor oder hinter uns noch auf dem Gipfel über uns oder im Tal an unserer Seite konnten wir jedoch einen Menschen entdecken; dennoch kam der Gesang immer näher.

Plötzlich stieß Tsaja mir ihren Ellenbogen in die Seite und deutete dann auf den Wasserfall. Tatsächlich, aus den Wassermassen war ein hellgrauer, struppiger, kleiner Esel hervorgetrottet und stand nun auf einem schmalen Sims, der am Rande des Sees entlang direkt zu unserem Pfad führte, mir aber zuvor überhaupt nicht aufgefallen war. Weniger als der Esel selbst zog jedoch sein Reiter unsere Aufmerksamkeit auf sich: ein großer, kräftiger Mann, wobei man nicht sagen konnte, ob er eine Neigung zur Fettleibigkeit hatte oder nur in besonders dicke (und nach der Durchquerung des Wasserfalls natürlich völlig durchnässte) Klei-

dung gehüllt war. Ein schwerer, weicher Pelzmantel - Tsaja meinte später, es habe sich um das Fell eines echten Schwarzbären gehandelt - verbarg den Rest seiner Kleidung, abgesehen von hellen, wildledernen Beinkleidern und leichten Stiefeln. Dazu hatte er eine abgewetzte Pelzmütze aufgesetzt, an deren Rückseite der Schwanz irgendeines Wildtieres herunterhing. Sein Gesicht war, soweit man es unter den dicken, leuchten roten Lockene und dem etwas verfilzt wirkenden Vollbart überhaupt erkennen konnte, wettergegerbt und dunkelbraun, was es ausgesprochen schwer machte, sein Alter einzuschätzen. Auffällig war im Übrigen seine dicke Knollennase und die leuchtenden, graugrünen Augen. Eine Waffe trug er, soweit ich das erkennen konnte, nicht bei sich, was mich weiter verwunderte. Der Mann musste entweder außergewöhnlich mutig oder irrsinnig sein, wenn er in den wilden Drachensteinen keinen Bedarf für den Schutz einer Klinge sah.

Der Fremde nahm jedoch zunächst überhaupt keine Kenntnis von uns. Er hatte den Blick fest auf den Sims vor den Hufen seines Esels gerichtet und sang ungerührt und mit lauter, tiefer Stimme weiter, während er das Grautier langsam vorantrieb:

»Die Lese ist beendet,
Die Rebe bringt den Lohn,
Und auf den nächsten Jahrgang
Freu ich mich heute schon.
Komm, Sänger, nimm die Laute
Und sing mir Lieder vor
Vom Fluss, wo manchem Liebchen
Ich ew'ge Treue schwor.«

Er hatte unseren Pfad bereits fast erreicht, als sein Esel in ein mehrmaliges, protestierendes Iiii-Aaaah! ausbrach. Nun erst blickte der Fremde auf. Für einen Moment sprach niemand, während wir uns gegenseitig musterten.

Dann deklamierte der Rothaarige mit rauer Stimme: »Reisende im Winter inmitten der Drachensteine? Wenn Euch der Dämonenfreund schickt, muss ich Euch sagen, dass Ihr hier nichts finden werdet!« Auch diese Worte waren nicht ganz das, was ich als Begrüßung erwartet hätte.

»Die Zwölfe zum Gruße! Nein, wir dienen nicht den Schwarzen Landen, seid unbesorgt. Wir sind ganz im Gegenteil im Namen der Zwölfgötter unterwegs! Sagt an, guter Mann, sind wir hier noch auf dem richtigen Weg zum Tal der Türme?«, erwiderte ich.

»Zum Tal der Türme wollt Ihr? Ihr wisst aber sicherlich, dass da unten nicht mehr viel zu holen ist, seit Selflanatil geborgen wurde? Ich meine, es ist nicht so, als ob diese Dörfler ganze Schatzhorte aufbewahren würden ... diese eine Klinge, und mehr werdet Ihr da heute nicht finden. Und falls ihr den Hort Apeps sucht...« Hier betrachtete er uns abschätzig. »Nun, abgesehen von den moralischen Implikationen... hohoho, Implikationen, ich rede schon wie ein Praiospfaffe ... also, abgesehen von den moralischen Verwicklungen, die ein solcher Diebstahlsversuch ausgerechnet bei dem neuen Verbündeten des Mittelreiches mit sich bringen würde, muss ich Euch sagen, dass Ihr der Konfrontation mit einem Kaiserdrachen doch noch nicht so ganz gewachsen sein dürftet. Spart Euch so was für die Zeit auf, wenn Ihr Eure Abenteurerkarriere langsam beenden wollt, jetzt seid Ihr noch zu grün.«

Abgesehen davon, dass der Fremde ziemlich unhöflich war, fand ich es mehr als erstaunlich, dass er uns sofort als >Abenteurer< einstuft. Immerhin hatte eigentlich jeder von uns einen >seriösen< Beruf erlernt... aber durfte ich über die Bezeichnung als Abenteurer jetzt deshalb gekränkt sein? Immerhin hatte das Wort bei ihm anscheinend nicht die übliche Konnotation von Dieb, Herumtreiber, Faulpelz gehabt, sondern klang fast wie ein Kompliment. Jedenfalls wollte ich mich von einem solchen Fremden nicht völlig in die Defensive drängen lassen, also entgegnete ich: »Nun,

ja, wir sind auf einer Queste unterwegs, auf einem Abenteuer, wenn ihr so wollt. Aber wir wollen weder einen Drachen bestehlen noch haben wir je von diesem Selflantil gehört. Doch was führt Euch in diese Gegend? Ihr seht auch nicht unbedingt wie ein Hirte oder ein reisender Kaufmann aus?«

Der Fremde betrachtete uns gedankenverloren. Kurz schloss er die Augen, dann öffnete er sie wieder einen Spalt breit, neigte den Kopf mal in die eine, dann in die andere Richtung. Dann strich er sich nachdenklich über den zotteligen Bart: »Warum ich hier bin, soll nicht Eure Sorge sein. Ich bin auch im Dienste der Zwölfe hier, sozusagen. Soll hier etwas bewachen ... und anscheinend bin ich gerade rechtzeitig eingetroffen. Denn wenn Ihr weder Apep sucht noch Selflanatil ... ich nehme an, die Amazonenburg ist auch nicht euer Ziel?«

Ich schüttelte unwillkürlich den Kopf und ärgerte mich sogleich darüber, dass ich dem Fremden derart viele Informationen preisgab.

»Dann sucht Ihr den Stab, richtig? Ihr seid es also. Ich hatte ja eigentlich einen Einzelnen erwartet, nicht eine ganze Gruppe. Aber vielleicht kommt der Richtige noch, und in Wahrheit seid Ihr doch von Borbarad geschickt?«

Nun schaltete sich auch Silvana in das Gespräch ein: »Ihr wisst von dem Stab der Herrschaft? Sagt, wo ist er, wo finden wir ihn? Es ist von äußerster Bedeutung für das Schicksal Aventuriens!«

Der Fremde schürzte die Lippen, während er nachsann.

»Der Stab ist gar nicht weit von hier. Der Tunnel hinter dem Wasserfall ...«, er deutete auf den Weg, über den er zu uns gelangt war, »führt direkt dorthin. Aber...«, fuhr er rasch fort, als Silvana sofort Anstalten machte, auf den Sims zu kraxeln. »Aber Ihr werdet nicht weit kommen. Der Weg ist durch ein magisches Tor gesichert. Wir wollen schließlich nicht, dass der Stab den Schwarzen Horden in die Hände fällt, nicht wahr. Und auch der Namenlose oder die Dra-

chenanbeter oder die Orks oder die alten Echsengötter oder die finstere Elfe oder einer der anderen zahllosen Schurken könnte ja seine schmutzigen Griffel danach ausstrecken.«

»Aber woher wisst Ihr so viel? Und seid Ihr nicht gerade von dort gekommen? Könnt Ihr die Pforte öffnen?« Silvana redete nun so schnell, dass ihre Worte sich fast überschlugen.

»Sicher. Ich habe ja schließlich den Schlüssel«, grinste der Fremde.

Mir erschien diese ganze Begegnung von Moment zu Moment immer kurioser. Wir waren allen Ernstes >zufällig< mitten im Gebirge genau in dem Moment an der verborgenen Abzweigung zu dem von uns gesuchten Stab erschienen, als auch jemand mit dem passenden Schlüssel hier ankam?

Und wenn dieses Tor so gesichert war, welchen Sinn hatte dann unsere Queste überhaupt noch, bei der es doch eigentlich darum gegangen war, zu verhindern, dass die Orks den Stab in die Finger bekämen? Ich wollte gerade einige dieser Fragen an den Fremden richten, als Silvana bereits »Dann gebt uns den Schlüssel, es ist sehr wichtig! Wir bezahlen Euch auch dafür!« quengelte. Auch von Weißentraut hatte sich mittlerweile unterstützend hinter ihr aufgebaut, so als wolle er dem Fremden verdeutlichen, dass wir ihm den Schlüssel notfalls auch mit Gewalt abnehmen könnten. Der Fremde blieb jedoch davon unbeeindruckt.

»Soso, Ihr meint, wenn Ihr mit Geld nach einem Problem werft, verschwindet es, wie? Nun, so einfach wird es nicht werden. Wenn Ihr zum Stab wollt, müsst Ihr das Rätsel lösen! Es könnte ja schließlich sein, dass Ihr in Wahrheit doch Dämonenanbeter seid!«

»Natürlich!«, flüsterte ich. »Der Torwächter! In den Heldengeschichten mussten die Helden immer irgendeine magische Pforte öffnen oder einen bedrohlichen Torwäch-

ter passieren, einen Steingolem oder einen Gargylen. Und anders als im Kampfe gegen den Drachen ging es dabei nicht um Mut und Kampfkraft, sondern darum, ein Passwort zu erraten, ein Rätsel zu lösen! Der Held soll dadurch wohl neben Mut und Willenskraft auch Klugheit beweisen, jedenfalls nehme ich an, dass dies das Ziel solcher Rätselaufgaben ist.«

Silvana überhörte meine Worte, Tsaja und von Weißentraut sahen mich dagegen nachdenklich an.

»Na gut, weil Ihr mehr als einer seid, will ich Euch auch zwei Rätsel stellen. Das erste hier ist für unseren jugendlichen strahlenden Ritter. Also, Kleiner, bist du bereit?«

Von Weißentraut war von dieser Anrede nicht unbedingt begeistert, wie unschwer zu erkennen war. Wütend wurde er allerdings auch nicht, was vielleicht daran lag, dass auch ihn die seltsamen Umstände dieses Zusammentreffens verunsichert hatten. Mit einem bekräftigenden Nicken erklärte er: »Ich bin bereit. Stellt euer Rätsel!«

»Na gut. Also ...« Sinnierend starrte der Mann auf den Boden. Dann blickte er ruckartig auf, sah von Weißentraut scharf in das Gesicht und sprach: »Wie behält man die, die man liebt?«

»Wie bitte? Was ist das denn für ein Rätsel!« Silvana hatte offenkundig, wie wir anderen wohl auch, eher ein >traditionelleres< Rätsel erwartet - ein Rätsel eben wie in den Geschichten der Barden, wo die Antwort immer >Der Mensch< oder >Die Sonne< oder >Ein Netz< oder >Ein Grab< oder so etwas ist. Das hier dagegen war ja gar kein richtiges Rätsel. Jedenfalls keines, auf das man die Antwort einfach mit etwas Nachdenken finden konnte, oder? Und was sollte von Weißentraut mit der richtigen Antwort beweisen? Etwa Klugheit? Obwohl... während ich darüber nachdachte, fiel mir schon auf, dass vielleicht die richtige Antwort auf diese Frage weitaus eher von Klugheit zeugte, als die richtige Antwort auf die Frage nach dem Wesen, das zuerst mit vier, dann mit zwei, dann mit drei Beinen läuft...

Von Weißentraut aber verblüffte uns alle. Nach nur kurzem Zögern sprach er leise: »Gar nicht.«

»Gar nicht?«, wandte sich Silvana erstaunt an ihn.

Mit sichererer Stimme bekräftigte der Krieger: »Gar nicht. Liebe ist selbstlos, nicht besitzergreifend. Wenn du jemanden wirklich liebst, willst du ihn nicht für dich behalten. Du lässt ihn gehen.«

Wiewohl ich gar nicht abstreiten will, dass auch ich von dieser Antwort überrascht war, musste ich innerlich doch schmunzeln. Die beiden langen Gespräche, die ich mit Silvana geführt hatte, waren also völlig überflüssig gewesen ... von Weißentraut war keineswegs der unwissende Junge, für den wir ihn gehalten hatte, sondern wesentlich weiser als wir beide zusammen. Der Fremde starrte dagegen prüfend in die Luft, als denke er über die Antwort nach. Dann meinte er in fast entschuldigendem Tonfall: »Eigentlich gehört diese Frage ja auch gar nicht hierher. Also zur eigentlichen Frage: Was ist das Ziel Eurer Reise?«

Diesmal wagte keiner der anderen, zu antworten. Ich dagegen spürte plötzlich, dass diese Frage an mich gerichtet war. Doch was war das Ziel unserer Reise? Die Befreiung Silvanas aus den Klauen der Orks? Das Auffinden des >Stabs des wahren Herrschers<? Oder erst die Ablieferung dieses Stabs in den Garethter Hallen des Lichts, wo die Praiospriesterschaft über ihn wachen mochte?

»Unsere Reise IST bereits das Ziel. Es geht nicht darum, irgendein uns schon bekanntes Ziel zu erreichen, sondern darum, dass wir bereit sind, uns den Gefahren und Risiken der Reise zu stellen, dass wir es wagen, uns dort in den Wald zu schlagen, wo er uns am dichtesten und finstersten erscheint. Denn alles andere wäre kein Leben, sondern bereits der vorweggenommene Tod.« Ich hatte gar nicht wirklich bemerkt, dass ich es war, der da zu sprechen begonnen hatte. Meine Stimme klang seltsam fremd in meinen Ohren, selbstsicherer und deutlicher, als ich mich selbst je gehört hatte.

Der Fremde kramte jedoch unter seinem Mantel einen großen, bronzenen Schlüssel hervor, den er an einer langen schweren Kette um seinen Hals hängen hatte und drückte ihn mir mitsamt Kette in die Hand.

»Ihr glaubt, Ihr findet dort etwas, ja? Das ist aber nicht so leicht, wie Ihr denkt. Na ja, Ihr werdet es ja sehen. Viel Glück wünsche ich Euch jedenfalls, Ihr werdet es brauchen können. Aber nun verzeiht mir bitte, ich muss weiter. Meine Reise ist noch lange nicht beendet. Vielleicht sehen wir uns ja irgendwann wieder.« Er zwinkerte mir noch kurz zu, dann trieb er sein Eselchen wieder an und ritt, ohne sich noch einmal umzusehen, an uns vorbei, wobei er auch sogleich ein neues Lied anstimmte. Noch eine ganze Weile konnten wir in der Ferne seine dröhnende Stimme singen, oder vielmehr brummein, hören:

»Üüber mir scheint das Aaaaves-Licht..
Üüber mit scheint das Aaaaaves-Licht

Recht handelte die Mutter, die mich einst verstieß,
Nie gab's einen Ort, den ich nicht gern wieder verließ

Üüber mir scheint das Aaaaves-Licht.

Sumpf mag mich behindern, in den Augen sticht mir
Schnee
Wüste mag verbrennen, doch nur Menschen tun mir
weh
Heim ist, wo man herkommt und von der Rückkehr
träumt,
Rückkehr die - Aves sei Dank - ich jedes Mal
versäumt.

Üüber mir scheint das Aaaaves-Licht
Üüber mir scheint das Aaaaves-Licht

Für mich heißt es Verdammnis, am Orte still zu stehen,
Alveran heißt auf Wiedersehen, 's ist Zeit für mich zu
gehen.

Üüber mir scheint das Aaaaves-Licht
Üüber mir scheint das Aaaaves-Licht

Komm ich dereinst nach Alveran, so bind' mich an 'nen
Baum
Sonst werd' ich weiterziehen, durch Deres ew'gen
Raum.«

Wir dagegen legten zunächst eine letzte, kurze Rast ein; plötzlich war ich von einem merkwürdigen Zögern, einem unsicheren Zweifeln erfasst. Wir waren also direkt vor unserem Ziel. Nur eine Pforte lag noch zwischen uns und dem magischen Stab. Nun würde sich zeigen, ob all die Hindernisse und Gefahren, die wir überwunden hatten, es wert gewesen waren. Doch was, wenn alles ein Irrtum gewesen war und wir die Prüfungen einfach nur durch Glück überwunden hatten? Und was war nach dem Auffinden des Stabs, würde damit nicht meine große, eben noch von mir als so unendlich wichtig geschilderte Reise auch schon beendet sein? Doch was sollte dieser Reise folgen?

Wiederum erging es aber allen meinen Gefährten ähnlich. Für einen Moment hing jeder seinen eigenen Gedanken nach, während in der Ferne der Gesang des seltsamen Torwächters verklang.

Nahezu gleichzeitig fassten wir aber auch den Mut, uns dem Ende unserer Reise zu stellen. Wenn wir den Göttern das Recht abgetrotzt hatten, den Stab zu finden, dann würden wir dieses Recht auch nutzen.

Jenseits des Lichts

Da ich den Schlüssel hatte, balancierte ich als Erster über den schmalen Sims - wobei mir erst viel später auffiel, dass ich diesen Weg über einen engen, ständig vom heraufspritzenden Wasser überschwemmten, glatten Sims zurücklegte, ohne mir auch nur für einen kurzen Moment Sorgen darüber zu machen, welche Folgen ein Sturz haben würde. Dementsprechend schnell erreichte ich den silberweißen Vorhang des donnernden Wassers. Eine Entschlossenheit vortäuschend, die ich nicht wirklich verspürte, streckte ich den rechten Arm aus und reichte durch den Wasserfall hindurch. Meine Hand stieß auf keinerlei Widerstand, der Fremde hatte anscheinend wirklich die Wahrheit gesagt, was den Tunnel hinter dem Wasserfall anging. Ich drehte mich kurz zu der hinter mir wartenden Silvana um, um ihr mitzuteilen, dass ich nun versuchen würde, hindurchzugehen. Obwohl ich jedoch so laut brüllte, wie mir dies überhaupt möglich war, war ich mir nicht sicher, ob sie mich über das Tosen des Wasserfalls wirklich verstanden hatte. Doch eigentlich war das auch egal, schließlich gab es nur noch einen Weg - nach vorne.

Ohne weiteres Abwarten trat ich also so schnell ich konnte durch die nasse Wand hindurch. Woran ich nicht gedacht hatte, war, dass das Wasser eiskalt war, der Untergrund glitschig und der Druck der Strömung recht stark, und so war es wohl nur den Göttern zu verdanken, dass ich nach einem kurzen Ausgleiten nicht hinab in die Tiefe stürzte, sondern mich noch nach vorne werfen konnte, wo ich hart und völlig durchnässt auf festem Steinboden aufschlug. Die Übrigen, vielleicht durch mein Beispiel gewarnt, vielleicht aber auch einfach geschickter und vorsichtiger

als ich, folgten mir ohne Schwierigkeiten. Silvana, die meinen Sturz wohl als Einzige genau hatte beobachten können, zeigte sogar ein breites Grinsen. Vielleicht lachte sie auch, was aber zu meinem Trost hinter den donnernden Wassermassen weder ich noch die anderen beiden hören konnten. Stöhnend und meine aufgeschlagenen Ellenbogen begutachtend rappelte ich mich wieder auf und sah mich um. Wir schienen uns in einer kleinen Höhle zu befinden, es herrschte jedoch nahezu völlige Finsternis, sodass ich nicht allzu viel von meiner Umgebung erkennen konnte. Schnell trat aber Silvana, die sich von ihrem Lachanfall erholt hatte und sich nun wieder mit Feuereifer ihrer Suche widmete, an meine Seite, murmelte erneut einen ihrer Zaubersprüche und schnippte dann kurz mit den Fingern. Im gleichen Moment erschien eine bläulichweiße Lichtkugel über ihrer Hand, deren Licht zwar schwach war, aber ausreichte, um die gesamte Grotte zu erhellen.

Der Raum war höchstens fünf Schritt breit und annähernd kreisförmig geformt, die Wände aus grauem Felsgestein ohne jegliche Verzierung, die Decke mit knapp zwei Schritt recht niedrig. Für uns war aber natürlich die Tür in der Mitte der gegenüberliegenden Wand das Wichtigste. Sie war ... nun ... enttäuschend. Eine Tür in einer verborgenen Kaverne inmitten eines gefährlichen Gebirges voller Drachen, die den Weg zu einem mythischen Schatz versperrte, sollte prunkvoll, reich verziert, goldglänzend und mit Runen bemalt oder zumindest unheimlich mattschwarz sein, sie sollte durch ihren bloßen Anblick schon Ehrfurcht erwecken und auf ihre immense Bedeutung hinweisen.

Diese Tür jedoch war einfach nur eine Tür. Eine schlichte, keine zwei Schritt hohe und nicht mehr als anderthalb Schritt breite, völlig unverzierte bronzene Tür, um genau zu sein. Erst als Silvana mich anstupste, erinnerte ich mich daran, dass meine Hände noch immer den Schlüssel umklammerten.

Vorsichtig trat ich auf die Tür zu, halb befürchtend, halb aber sogar hoffend, dass ihre Unscheinbarkeit nur über irgendwelche besonders raffinierten und tödlichen Fallen hinwegtäuschen würde. Doch nichts geschah. Ohne Schwierigkeiten ließ sich der Schlüssel in das Schloss einführen und dann herumdrehen, woraufhin die Tür, ohne auch nur das leiseste angemessen ominöse Quietschen von sich zu geben, wie von Geisterhand bewegt nach innen aufschwang. Und hinter ihr lag ... Schwärze. Das heißt, nein, es gab natürlich nicht völlig undurchsichtige Dunkelheit, immerhin erhellte Silvanas Leuchtkugel noch die Umgebung. Doch so weit deren Licht reichte, war nur ein Tunnel zu erkennen, so breit, dass zwei Personen bequem nebeneinander herschreiten konnten, mit Wänden, Boden und Decke aus glattem, kalten Felsen, so als habe sich ein gigantischer Wurm durch den Berg gefressen.

Diesmal stürzte Tsaja voran, während zunächst ich und dann auch die anderen folgten. Wobei, um der Wahrheit Genüge zu tun, von >stürzen< konnte eigentlich nicht die Rede sein. Denn leider war ihre Lichtkugel nicht, wie ich zuerst angenommen hatte, beweglich, sondern schwebte weiter regungslos in der Luft hinter uns. Folgerichtig wurde auch die Beleuchtung immer schlechter, je weiter wir in den Tunnel hineinschritten, zumal auch unsere eigenen Schatten nun den Weg vor unseren Füßen verhüllten. Aus diesem Grund war es selbst für Tsaja in all ihrem Eifer gar nicht möglich, wirklich schnell zu gehen oder gar zu laufen, mussten wir doch rasch die Hände zu Hilfe nehmen, um uns an den Wänden entlangzutasten.

Ich weiß nicht, wie lange wir so durch die Dunkelheit getappt waren, als plötzlich in einiger Entfernung ein Lichtschein zu sehen war, erst schwach, dann immer deutlicher und heller, je näher wir kamen. Es dauerte noch eine Weile, bis wir sicher waren, einen zweiten Ausgang vor uns zu haben. Silvana trat als Erste ins Freie, blieb dann aber abrupt stehen. Vor uns lag ein kleines Tal, das von allen Seiten

von hohen, unbezwingbaren Felswänden umschlossen wurde. Der Boden war, was nicht sonderlich überraschte, mit Schnee bedeckt. Auffälliger war dagegen das weit geöffnete Flügeltor, das in die uns gegenüberliegende Felswand eingesetzt worden war. Ich unterdrückte ein befriedigtes Nicken, als ich bemerkte, dass DIESES Tor genau den Vorstellungen einer magischen Pforte entsprach. Selbst im schwachen Licht der Spätherbstsonne gleißte es hell und strahlend, als habe Praios selbst es als Wall gegen die Finsternis erkoren. Wobei die Tatsache, dass das Tor bereits offen stand, dieser Vorstellung doch wiederum etwas abträglich war. Andererseits, der Segen Praios war hier vielleicht doch gar nicht derart fern liegend. Zugleich mit dem Tor war ich nämlich einer großen, steinernen Statue gewahr geworden, die im Zentrum des Tals stand. Ein nackter Mann mit weit ausgestreckten Vogelflügeln war dort abgebildet, ihm fehlte der Kopf. Auch ohne Kopf war jedoch klar, dass ein solches Abbild eines geflügelten Mannes direkt vor dem Versteck des >Stabs der Herrschaft nur eines bedeuten konnte: Besagter Stab stand bereits unter dem Schutz des Praios. Vielleicht handelte es sich gar um ein heiliges Artefakt des Sonnengottes ... immerhin war Praios der Gott der Herrscher und Herrscher der Götter. Ja, so musste es sein. Aber dürften wir dann überhaupt den Stab von hier entfernen? Wäre dies nicht Tempelraub? Und war wirklich zu befürchten, dass es den Orks gelingen konnte, ihn aus einem solchen Heiligtum zu rauben? Ich blickte mich ratlos zu meinen Kameraden um. Auch Tsaja sah so unsicher aus, wie ich sie noch nie erlebt hatte.

Silvana dagegen schien wenig beeindruckt. Ohne auf uns zu achten eilte sie voraus, dem großen Portal entgegen. Wirklich ungewöhnlich erschien mir nur von Weißentrauts Verhalten. Er hatte Statue und Portal nur eines kurzen Blickes gewürdigt, dann jedoch seinen schweren Streithammer zur Hand genommen und sich suchend im Tal umgeblickt. Nun starrte er in den Tunnel, durch den wir hierher

gelangt waren. Dann nickte er grimmig und stampfte hinter Silvana her. Tsaja und ich folgten ihm, wobei wir unwillkürlich einen größeren Bogen um die Praisstatue machten, als das nötig gewesen wäre.

Silvana hatte unterdessen das Portal erreicht und rannte, ohne auch nur anzuhalten, hindurch. Doch nein, sie versuchte nur, hindurchzurennen. Noch im Torbogen stürzte sie plötzlich mit einem Schmerzensschrei zu Boden, wo sie regungslos liegen blieb. Ich war zu Tode erschreckt. Sollte etwa unser Abenteuer so kurz vor dem Erfolg doch noch tragisch enden? Hatte die Magierin etwa in letzter Sekunde durch ihre unangemessene Hast eine tödliche Falle ausgelöst? Doch nein, sie erhob sich wieder, wenngleich unter lauten, fast unmenschlichen Schmerzensschreien, und kniete sich mühsam hin. So rasch unsere Beine uns trugen, eilten Tsaja und ich zu ihr.

Der Anblick, den die Magierin bot, erschütterte mich: Mit zu einer Fratze verzerrten Gesichtszügen kauerte unsere Begleiterin im Schnee. Ein grellgrünes Leuchten ging von ihrer Schulter aus; es dauerte etwas, bis ich erkannte, dass dort irgendetwas ein Loch in ihre Kleidung gebrannt hatte und darunter eine merkwürdige, sich windende Tätowierung auf ihrer Haut zu sehen war. Schriftzeichen in den verschiedensten, mir völlig unbekanntem, Sprachen schienen sich dort zu bilden und ständig zu verändern, ich musste jedoch bereits nach einem kurzen Blick die Augen abwenden, da der Anblick mir Schwindel, Ekel und einen schrecklichen, stechenden Schmerz in meinem Schädel auslöste. Ich glaube, ich wusste in diesem Moment bereits, was dieses Zeichen zu bedeuten hatte, dennoch keuchte ich entsetzt: »Was ... was ist geschehen, was ist das? War es eine magische Falle, ist es das?«

Silvana kreischte jedoch immer noch vor Schmerz und war wohl zu einer klaren Antwort nicht in der Lage. Tsaja, so viel bemerkte ich, starrte immer noch erschreckt und angewidert auf die sich windenden Zeichen, die sich in

Silvanas Haut eingebrannt hatten. Ich fuhr auf, als hinter mir eine tiefe, mir irgendwie bekannt vorkommende Stimme erklang:

»O nein, Ihr Narr, das wisst Ihr besser! Welcher Praios-tempel würde mit einer magischen Falle gesichert sein! Ich habe Euch gewarnt, dass das Auge Praios über Euch wachen würde, Dämonenanbeter! Hattest du wirklich gedacht, das Mal, das von deinem Pakt mit den Niederhöhlen kündet, vor dem Auge des Gleißenden verbergen zu können, Dämonenbuhle?«

Langsam wandte ich mich um, während mir tausend Gedanken gleichzeitig im Kopf herumgingen. Natürlich, so ergab vieles einen Sinn. Die Freiheit, die Silvana bei den Orks genossen hatte ... Sie war gar nicht Gefangene gewesen, sondern hatte ihrerseits mittels ihrer Magie und wilden Versprechungen oder dem Geld ihrer Eltern die Strauchdiebe für ihre Suche nach dem Stab angeworben. Wahrscheinlich hatte auch die Wegbeschreibung gar nicht den Orks gehört, sondern Silvana selbst hatte sie auf irgendwelchen finsternen Wegen erhalten. Und da war noch so viel mehr: Ihre Weigerung, irgendeinen der Tempel zu betreten, die wir anderen während unserer gemeinsamen Reise aufgesucht hatten. Die Wassernymphe, die ihr als Einzige keinen Kuss gegeben hatte - weil Silvanas Lebenskraft gar nicht mehr ihr gehörte, sondern schon an die Niederhöhlen verkauft war. Die Goblinhexe, die ausgerechnet Silvana so merkwürdig gemustert hatte. Und nicht zuletzt war da noch diese kaum verborgene Feindseligkeit, die die beiden Praiosdiener aus den Nordmarken uns entgegengebracht hatten.

Natürlich war es eben jener Bannstrahler-Ritter, der kampfbereit nur wenige Schritt hinter uns stand. Nun, da er direkt vor dem Bösen stand, dessen Vernichtung er sein Leben geweiht hatte, wirkte er noch imposanter, als dies damals in Anderath der Fall gewesen war. Seine Augen waren von einem goldenen Leuchten erfüllt; das krause

Haar schien vor Energie zu knistern. Seinen langen, tiefroten Mantel hatte er soeben von sich geworfen, er bildete einen roten Fleck im Schnee, der schon von dem Ausgang dieser Begegnung zu künden schien. Das mehr als manns hohe Zweihandschwert, das ich zuvor an seinem Pferd bestaunt hatte, hielt er nun kampfbereit vor sich.

Womit ich nicht gerechnet hatte, war allerdings, dass auch von Weißentraut bereits zum Duell gerüstet war. Wiewohl auch er gesehen haben musste, was geschehen war und kaum anders konnte, als dieselben Schlussfolgerungen wie ich und der Bannstrahler zu ziehen, war er offenkundig noch immer bereit, für seine Geliebte zu streiten, mochte er damit auch ein für allemal jegliches Recht, sich einen Diener der Kriegsgöttin zu nennen und eines Tages als einer der Sterne des göttlichen Schwerts in den Himmel aufzufahren, verlieren. Nicht einmal wirklich überrascht schien er von dem Geschehen. Fast wirkte es, als habe er bereits mit Silvanas Zusammenbruch und dem Auftauchen des Praioten gerechnet. Mit unbeweglicher Miene und erhobenem Streithammer hatte er sich zwischen Silvana und den Bannstrahler geschoben.

»Tretet beiseite, Ritter«, donnerte die Stimme des Praioskriegers. »Auch Ihr werdet Bestrafung erfahren, doch diese Metze ist es, die für ihre Missetaten den Tod verdient!«

»Ich werde nicht zulassen, dass ihr sie verletzt«, erwiderte von Weißentraut mit leiser, ungewöhnlich klarer Stimme. Mir fiel auf, dass er bei aller Entschlossenheit, die seine Stimme verriet, anders als der Bannstrahler nicht einmal ansatzweise wie ein von einer göttlichen Mission erfüllter Krieger wirkte. Kein Strahlen ging von ihm aus, kein helles Licht schien aus seinen Augen, seine Haare glänzten nicht golden, sondern waren immer noch stumpf und Straßenköterfarben, ja selbst seine Augen hatten ihr Leuchten verloren und waren einfach nur von einer hellen, wässrigen blauen Farbe. Auch seine Rüstung blitzte nicht in der Sonne, sondern sah nur nach mattem, länger nicht

mehr poliertem Metall aus. Seine Waffe wirkte nicht wie ein eindrucksvolles Mordinstrument, sondern nur noch wie ein zu groß geratenes Schmiedewerkzeug. Dieser Kampf, soviel war sicher, war bereits entschieden, ehe er begonnen hatte. Ich sollte wohl eingreifen, ihm helfen ... und doch, ich gestehe es, es mangelte mir am Mut, jenem weißgoldenen Alveraniar entgegenzutreten, den die Götter gesandt hatten, um uns zu strafen.

»Dann sterbt auch Ihr!«, klangen die Worte wie Donnerhall aus dem Munde des Bannstrahlers.

Damit begann es. Von vorneherein war es der Bannstrahler, der die Oberhand hatte. Wieder und wieder sank die schwere, scharfe Klinge kraftvoll auf von Weißentraut hinab, dessen Paraden und Ausweichmanöver von Schlag zu Schlag schwächer und ungeschickter wirkten. Vereinzelt gelang es auch von Weißentraut, mit einem langsamen, schwerfälligen Schlag seinen Gegner kurzzeitig zurückzudrängen, dieser wehrte die Angriffe jedoch mit einer eleganten, ja fast tänzelnden Leichtigkeit ab.

Es dauerte nicht lange, bis von Weißentrauts Kettenhemd tiefe Risse aufwies, dort, wo es ihm nicht gelungen war, den Schwerthieben auszuweichen. Blut begann, aus seinem Brustkorb und an seinen Armen entlang auf den Boden zu sickern. Der Bannstrahler hatte dagegen nicht einen einzigen Treffer hinnehmen müssen, nicht die geringste Delle verunzierte seine Rüstung. Nicht einmal anzustrengen schien er sich, nicht der kleinste Schweißtropfen war auf seiner Stirn zu sehen, während von Weißentrauts Keuchen bereits über mehrere Meilen hinweg zu hören sein musste.

Obwohl es unter diesen Umständen fast eine Erleichterung war, als endlich der Griff des Streithammers unter einem erneuten Aufprall der Schwertklinge in zwei Teile barst - nun würde das qualvolle Schauspiel wenigstens schnell beendet sein - schrie ich doch entsetzt auf, da unser Streiter gezwungen war, die nutzlos gewordene Waffe

fortzuwerfen. Wieder sauste der Zweihänder nur knarr an seinem Schädel vorbei.

Doch nein, so sollte es nicht enden. Von Weißentraut: mochte die Göttin Rondra selbst verraten haben, indem er zu diesem Kampf angetreten war, aber völlig ehrlos und unbewaffnet sollte er nicht sterben müssen. Mochte ich auch selbst nicht in der Lage sein, mich dem Zorn des Praiosritters direkt zu stellen, wenigstens mein Schwert konnte ich meinem Freund geben. So schnell meine vor Aufregung zitternden Hände es mir erlaubten, riss ich die alte, abgenutzte Klinge aus ihrer Scheide. Ich fragte mich für einen Moment, wie viele Abenteuer dieses Langschwert, das ich zu Beginn meiner Reise von einem alten Streuner erhalten hatte, bereits erlebt haben mochte, dann flog es auch schon durch die Luft auf von Weißentraut zu. Doch es war zu spät - mit einem widerlichen Knirschen stieß das Zweihandschwert zuerst durch das Kettenhemd und dann mitten durch den Leib des Kriegers. Aufgespießt auf der langen Klinge sackte er langsam zu Boden. Aber ich irrte mich, der Kampf war noch nicht beendet. Mit einer übermenschlichen, oder nein, richtiger wäre wohl: mit einer *menschlichen* Anstrengung reckte unser Freund seine Hand empor und schnappte nach dem Griff des auf ihn zusegelnden Langschwertes.

Der Praiosgeweihte lachte höhnisch auf... doch noch im selben Moment gelangte es von Weißentraut tatsächlich, mein Schwert zu fangen. Und er tat noch mehr als das: Zu meinem ungläubigen Staunen schob er sich mit einem gewaltigen Ruck die Klinge des Zweihänders entlang auf den Praioten zu und rammte ihm mit derselben Bewegung mein Schwert in den Schädel, noch ehe dieser auch nur Anstalten machen konnte, in Deckung zu gehen. Erst jetzt gaben seine Knie wie auch die des Praioten nach, und die beiden Gegner fielen aufeinander zu, bis sie in der widerlichen Parodie einer Umarmung miteinander am Boden lagen. Ohne weiter nachzudenken stürmte ich auf die bei-

den zu, um die Körper aus der grauslichen, todesstarrten Umarmung zu befreien. Halb erwartete ich, noch die letzten Wort von Weißentrauts oder wenigstens des Bannstrahlers zu vernehmen, aber ich wurde enttäuscht, beide hatte schon jeder Hauch des Lebens verlassen, als ich sie erreichte. Ich konnte nichts anderes tun, als die Leichen voneinander zu trennen - was nicht ganz einfach war, da von Weißentraut den Griff meines Schwertes derart fest umklammert hatte, dass es leichter war, die Klinge aus seinem Opfer zu ziehen - und ein kurzes Gebet zu den Zwölfen zu murmeln, obwohl ich Zweifel hatte, dass diese mich nach diesen Ereignissen noch erhören würden. Immerhin hatte ich Anteil daran gehabt, dass einer der Diener Praios erschlagen wurde, noch dazu ein Diener, der offenkundig während dieses Kampfes unter dem besonderen Segen des Gottes gestanden hatte. Nun dagegen, da sein erkaltender Leichnam im Schnee lag, war die zuvor fast greifbare Aura des Lichts um ihn herum ebenfalls verschwunden.

Doch zunächst wandte ich mich von Weißentraut zu. Für den gewaltsamen Tod, der ihn uns entrissen hatte, sah er erstaunlich friedlich und gelassen aus. Während die Augen des Bannstrahlers noch immer weit aufgerissen vor Schreck ins Leere starrten, hatte von Weißentraut die seinen geschlossen. Ein irritierend zufriedenes Lächeln lag auf seinen Lippen, keine Zornesfalte entstellte sein Gesicht. Nur das riesige Schwert, das aus seinem Brustkorb ragte, störte das Bild.

Ich beugte mich zu ihm herab, um die Klinge herauszuzerren, hatte aber den langen Griff des Schwertes noch nicht berührt, als Silvanas Stimme schrill in meinen Ohren erklang: »RÜHR IHN NICHT AN!«

Silvana! Ich hatte die Magierin fast vergessen. Wie sollte ich mich nun ihr gegenüber verhalten? Sie war eine Dämonenanbeterin, sie hatte uns alle getäuscht, sie war es, die für diesen Tod, diese beiden Tode, in Wahrheit verantwortlich war. Kalte Wut stieg in mir auf. Doch dann kamen

mir wieder die Worte in den Sinn, die von Weißentraut nach unserer Begegnung mit den Goblins und meiner Be-teuerung, niemandem aus unserer Gruppe jemals zu schaden, gemurmelt hatte: »Ein echter Söldner, ein Kor- oder Rondradiener wäre mir lieber gewesen, als einer, der dem Gotte Praios abgeschworen hat, um ohne festen Plan durch Aventurien zu streifen. Und nun erscheint es, als ob gerade ein solcher Alrik die einzige Hilfe ist, die kein Unheil verheißt.«

Natürlich. Ein echter Rondradiener oder Koranbeter hätte wohl nicht einmal gezögert, Silvana nun zu erschlagen, ich dagegen ... nun, ich war nie ein besonders guter Kämpfer, und das Töten liegt mir bis heute nicht. Hatte er gewusst, was geschehen würde? War dies der Preis, den die Wassernymphe von ihm verlangt hatte, war das der Grund für seine Zurückgezogenheit?

Ich wandte mich langsam zu der Magierin um: »Es ist vorbei, Silvana. Du hast verloren. Er hat sein Leben für dich gegeben, und ich habe ihm einmal versprochen, dir nie etwas anzutun. Aber ich werde dir auch nicht helfen, einen Tempel des Praios zu plündern. Und da du selbst den Tempel nicht betreten kannst, wird dir der Weg zum Stab versperrt bleiben.«

Erst nachdem ich diese heroischen und entschlossenen Worte ausgestoßen hatte, nahm ich wirklich wahr, was sich vor mir abspielte. Tsaja lag leichenblass und unbeweglich im Schnee, die Augen noch immer auf die leuchtenden Zeichen auf Silvanas Schulter gerichtet. Silvana kauerte über ihr und hielt dabei einen gefährlich aussehenden, leicht gekrümmten Dolch an ihre Kehle.

»ICH BIN NICHT SO WEIT GEKOMMEN, UM JETZT ZU SCHEITERN! Die Götter selbst haben ihre Entscheidung getroffen, sie haben mir den letzten Grund genommen, in das Leben auf Dornensee zurückzukehren. O nein, ich werde mich nicht länger einsperren lassen. Ich werde den Stab der Herrschaft bekommen, und ich werde ihn

nutzen, um Freiheit von den Geboten lächerlicher Fürsten und Könige, ja Freiheit von den Gesetzen der Götter selbst zu erlangen! Ich werde die wahre Herrscherin Aventuriens sein, niemand wird mir mehr vorschreiben können, was ich zu tun oder zu lassen habe. ATAnfa und Gareth, Vinsalt und Festum, sie alle werden mir zu Füßen liegen! Und du, du wirst mir den Stab bringen. Andernfalls wird unsere gemeinsame Freundin hier meinem Ritter zu Boron folgen!« Ihre Stimme wechselte bei diesen Worten von einem hysterischen Kreischen zu einem unheimlichen, leisen Flüstern.

»Silvana, das hat doch keinen Sinn! Wenn bereits der Tempel selbst dir solche Schmerzen verursacht, wie willst du dann einen heiligen Gegenstand der Praioskirche nutzen! Und Tsaja und ich, wir sind immer noch deine Freunde, du kannst sie gar nicht töten, dazu bist du nicht in der Lage!«

»Ich habe gar keine Wahl mehr. Jetzt nach Dornensee zurückzukehren wäre schlimmer als der Tod! Und ich habe weder das Geld noch die Macht, um ohne den Stab meine Freiheit zu erlangen!« Tränen standen bei diesen letzten Worten in ihren Augen. Dennoch, ich war mir nicht sicher, ob sie nicht vielleicht doch zu diesem kaltblütigen Mord an ihrer Begleiterin in der Lage wäre. Selbst wenn ich mich in ihr selbst nicht geirrt hatte, was, wenn die Dämonen auch auf ihren Geist Einfluss ausübten? Aber dürfte ich andererseits einer Dämonenanbeterin das womöglich mächtigste Artefakt des obersten Gottes aushändigen?

Es bedurfte jedoch nicht einmal eines weiteren Blickes auf Tsaja, um zu erkennen, dass ich nicht nur durfte, sondern es sogar tun musste. Wie auch von Weißentraut war ich eben doch kein strahlender, übermenschlicher Diener der Zwölfe. Ich war nur ein Mensch. Und wenn die Wahl bestand, entweder Tsaja zu retten oder den Willen des Sonnengottes zu achten, dann zum Namenlosen mit dem Gott.

Grenzenlose Macht

Ich erhob die Hände, ganz langsam und vorsichtig, um Silvana nur ja nicht zu einer unbedachten Bewegung zu verleiten.

»Gut, ich gehe und hole den Stab«, knurrte ich. Während ich ihre Blicke weiterhin auf mir ruhen fühlte, schritt ich in weitem Bogen durch den hohen Schnee um sie herum und auf den Torbogen zu. Ohne auf die darauf eingravierten Symbole zu achten, trat ich mit entschlossenen Schritten in das dahinter liegende Dämmerlicht. Eine breite Treppe führte hinter dem Portal in die Höhe. Die Stufen waren aus festem Stein, zeigten aber Spuren, die meiner Meinung nach auf langen und oftmaligen Gebrauch zurückgingen. Seit wann mochten Menschen diesen Schrein schon kennen? Wer hatte hier, inmitten der götterverlassenen Drachensteine einen heiligen Ort des Sonnengottes errichtet, und wer besuchte ihn? Doch wieder einmal hatte ich keine Zeit für lange Spekulationen - Silvana konnte es sich jederzeit anders überlegen und Tsaja meucheln, während ich noch im Tempel war. Und auch mir selbst mochte Gefahr drohen: Ich entsann mich der zahlreichen Abenteuer, von denen ich schon gehört hatte, in denen solche alten, verlassenen Tempel zwangsläufig von mörderischen Fallen und magischen Wächtern gesichert waren. Andererseits, wie der Bannstrahler schon richtig angemerkt hatte, in einem Tempel des Sonnengottes, dem jede Form der Heimlichkeit ein Gräuel ist, wäre eine verborgene Falle eher fehl am Platz gewesen - und Magie hatte hier wohl schon gar keinen Platz.

Also stieg ich einigermaßen beruhigt immer weiter hinauf. Bald reichte das durch das Portal fallende Licht nicht

mehr aus, um meinen Weg zu erhellen, und ich krabbelte auf allen vieren voran, um nicht plötzlich auszugleiten und die gesamte Treppe hinabzurauschen.

Es dauerte eine schiere Ewigkeit, bis erneut ein Lichtschein von oben auf mich herabfuhr. Ein erleuchteter Raum? Nein, die Treppe führte, wie ich erstaunt bemerkte, tatsächlich auf ein eingeschneites Hochplateau. Die letzten Stufen, die mit einer dicken Eisschicht bezogen waren, betrat ich mit besonderer Vorsicht und wäre dennoch beinahe ausgerutscht. Dann war ich angekommen. Überrascht sah ich mich um und genoss einen grandiosen Anblick: Ich musste auf einem der höchsten Gipfel der ganzen Umgebung herausgekommen sein; in alle Himmelsrichtungen konnte ich meilenweit sehen. Ich sah einige kleine Dörfer, die nicht allzu weit entfernt sein konnten - wohl das Tal der Türme, das wir eigentlich hatten suchen wollen. Ich sah prachtvolle, weiß leuchtende Gletscher, schattige Täler mit schneebedeckten Bäumen, tiefblaue Bergseen und glitzernde Granitstöcke. Doch ich sah noch mehr: riesige, mit zahllosen Menschen gefüllte Städte zogen unter mir vorbei, endlose, gleißende Wüsten, die weiten, leeren Flächen der Ozeane, der mysteriöse Dschungel des tiefen Südens, den vielleicht kein Mensch je zuvor betreten hatte. Ich sah zwergische Minen und eifische Baumhäuser, ich sah die Steppen der Gjalskerländer und die dampfenden Wälder Maraskans, ich sah die stolzen Gipfel des Ehernen Schwertes und die öde Leere der gorischen Wüste, die unberührten Steineichenwälder Nostrias und die fruchtbaren Felder des Horasreiches, die stolzen Festungen und verfallenen Burgruinen an den Ufern des Großen Flusses und die reich verzierten Paläste Araniens.

Und dann stand ich wieder auf dem Berggipfel, und nur der Nachhall eines fröhlichen Vögelschreis klang noch für kurze Zeit durch meinen Kopf. Fast wäre ich vor Überraschung nun doch die Treppe hinabgestürzt. Für einen Priostempel war dies ein ausgesprochen unpassendes Erleb-

nis, fand ich. Die Freude, die ich während all dieser Visionen empfunden hatte, passte nicht zu dem heiligen Ernst, den die Diener des Götterfürsten sonst an den Tag legten, das Sehnen nach fremden Ländern, die sie in mir weckten, entsprach nicht dem Pflichtbewusstsein, das die Kirche des Ersten Gottes predigte. Aber schon zog etwas anderes meine Aufmerksamkeit auf sich: Nur wenige Schritte vor mir, auf einem schlichten, weißen Altar lag ein länglicher Gegenstand. Dies musste das Objekt sein, wegen dessen wir die ganze Reise überhaupt erst hinter uns gebracht hatten: *Der Stab des wahren Herrschers!* Ich hatte es wirklich geschafft, ich hatte ihn gefunden

Ich trat ehrfurchtsvoll näher, um das Artefakt zu begutachten - und wieder wurde ich überrascht. Ich hatte ein güldenes Szepter, einen strahlendweißen Zauberstab, meinetwegen auch den Knochen eines Greifen erwartet. Stattdessen lag ein schlichter, zierloser Stecken vor mir, wie ihn sich ein Wanderer als Gehhilfe und Stütze von einem Baum schneiden mochte. So peinlich mir das ist, erst in diesem Moment begriff ich, das der Stab des wahren Herrschers genau das war: ein ganz normaler, in keiner Weise wundersamer, völlig unmagischer Wanderstab!«

Ungläubig starrte Radulf den Erzähler an, der seinen Redefluss für einen Moment unterbrochen hatte. Dann brach es aus ihm heraus: »Ihr wollt mir nicht erzählen, dass Ihr ein derart konfuse Abenteuer durchstanden habt, nur um am Ende zu erfahren, dass es das Ziel Eurer Queste gar nicht gab!? Was für ein fürchterlicher Barde seid Ihr denn? Das ist doch keine Art, eine Geschichte zu beenden!«

Schmunzelnd blickte der Streuner Radulf an. Dann beschwichtigte er: »Sachte, sachte, Junge, du musst zuhören. Ich habe nie gesagt, dass es den Stab des wahren Herrschers nicht gab. Es gab ihn sehr wohl, und ich habe ihn gefunden. Aber wir befanden uns die ganze Zeit im Irrtum darüber, wer hier mit dem >wahren Herrschen gemeint

war. Natürlich waren wir von alten, mächtigen Königen, vielleicht den Magiersultanen ausgegangen. Vielleicht noch vom weisen Rohal, der immerhin außergewöhnlich lange über Aventurien herrschte. Oder aber gar vom Fürsten der Götter selbst, dem allsehenden Praios.

Aber denk für einen Moment nach: Sind Könige wirklich die einzigen >wahren Herrschen? Das hängt davon ab, wer man selbst ist, oder? Sicher, die meisten Menschen beugten sich vor einem Kaiser Fran-Horas - und sie taten trotz aller Zweifel, die wir heute gegenüber diesem Kaiser hegen mögen, recht daran, hatte Praios ihnen diesen doch zum Herrscher bestimmt. Und diese Menschen hätten dann auch Fran-Horas als den >wahren Herrschen bezeichnet. Doch es gab immer auch schon Menschen, für die die Kaiser, Herzöge und Fürsten nicht die einzigen, nicht die *wahren* Herrscher waren. So kennen wir heute eben nicht nur Fran-Horas, sondern auf der anderen Seite auch Hlütar von Nordmarken, der sich ihm todesmutig entgegenstellte. Es mag anders sein im Gühlenland oder im Riesland, aber Aventurien war immer schon auch das Land der Abenteurer, die auf großen Fahrten und Questen, auf der Suche nach diesem oder jenem durch die Lande ziehen, die Verschwörungen aufdecken, Räuber bekämpfen, fremde Länder erkunden und durch finstere Grotten schleichen. Nicht umsonst wurde unser Teil Deres nicht nach Praios, dem Gott der Fürsten und Könige, sondern nach Aves, dem Gott der Abenteurer, benannt. Alrik und Raidri, Ruban Rieslandfahrer und die sieben Gezeichneten und all die zahllosen anderen, die mit Kapitän Phileasson um ganz Aventurien gesegelt sind, die am Donnersturmrennen teilgenommen und das Orkland erkundet haben, die mit der Korisande das Südmeer durchkreuzt und die Intrigen eines Answin von Rabenmund zunichte gemacht haben, sie sind es, die Aventurien ebenso ausmachen wie Kaiser Hai, Amene Horas, Reichsbehüterin Emer und der schwarze Leichendrake. Und diese seltenen Menschen, die bereit sind,

selbst in die Wildnis hinauszuziehen, in die unerrrrrrrrt Nacht des Waldes, sie sind ebenso *wahre Herrscher* - rJ^lich über ihr eigenes Leben - wie jeder Fürst und über das Leben seiner Untertanen. Und bei dieser 7^:^ die jeder Abenteurer für sich selbst antreten muss, es keine mythischen Hilfsmittel geben, keinen magifcricr± Stab, der unendliche Macht verleiht; diese Form der Herrschaft muss jeder in sich selbst finden.«

Nachdenklich schwieg Radulf. So hatte er Aventurien r :cr nie wirklich gesehen, war dies nicht sogar Ketzerei siir selbst *neben* den von den Göttern eingesetzten Fürster. ijf >Herrscher< zu bezeichnen? Aber die Worte dieses Märchenerzählers brachten irgendetwas in ihm Schwingen, das konnte er nicht abstreiten.

»Nun, ich war noch nicht ganz fertig mit meiner Geschirrite. Nachdem ich die Wahrheit über den Stab erkannt harre ergriff ich ihn, nicht ohne zuvor in einem kurzen, fleher: liehen Gebet um Aves' Segen zu bitten. Dann machte :zr mich an den beschwerlichen Abstieg, erneut recht une'e-gant auf allen vieren kletternd. Endlich kam ich wieder unter am Portal an, wo Silvana immer noch in unveränderter Stellung über Tsajas reglosem Körper verharrte und mir erwartungsvoll, aber zugleich mit einem seltsamer. Ausdruck in den Augen - waren es Zweifel? Angst? - entgegenblickte.

»Ich habe den Stab«, erklärte ich mit ernster Stimme. Sie erhob sich vorsichtig, steckte jedoch sogar nach einem Moment des Zögerns das Messer weg, woraufhin ich aus dem Schatten des Portals ins Freie hinaustrat. Den Stab hielt ich mit weit ausgestreckten Händen quer vor meinem Brustkorb. So ging ich auf sie zu und drückte ihr dann, als sie unmittelbar vor mir stand, den Wanderstab in die ausgestreckten Hände. Die Enttäuschung, die sich auf ihrem Gesicht abzeichnete, als sie bemerkte, dass keinerlei magische

Energie, keine wundersame Kraft sie mit einemmal durchströmte, brachte mir jedoch nicht die erwartete Genugtuung. Stattdessen war ich nur von einer tiefen Trauer erfüllt. Während ich, so rasch es mir möglich war, die noch immer benommene Tsaja so weit ich konnte von Silvana wegzerzte, beobachtete ich, wie diese den Stab hektisch abtastete, einige Zaubersprüche murmelte und dann mit einem frustrierten Aufschrei den Stecken in den Schnee pfefferte.

»Ein Wanderstab! Ein einfacher Wanderstab! Es war alles umsonst!«, raunte sie. »DU! DU hast mich betrogen!«, schrie sie dann zu meiner Überraschung nicht mich, sondern ihren Rucksack an. Sie hatte wohl endgültig den Verstand verloren über dieser Enttäuschung.

Aber ich irrte mich, es sollten noch mehr Mysterien meiner harren: Mit einem zischelnden Surren fuhr ein winziger, feuerroter Echsenkopf mit vielen kleinen, scharfen Zähnchen aus dem Beutel.

»Aber Herrin, nicht wir haben euch getäuschtscht, die Tempelbauer waren essss. Wir haben euch zum Ssstabe geführt, doch haben die anderen ihm nicht die versssssprochene Macht gegeben!«, zischte das Wesen in schmeichelndem Tonfall.

Zornig ergriff Silvana den Rucksack und schüttelte ihn heftig: »Ich habe genug von Euren Lügen! Ihr habt mich schlecht beraten, die ganze Zeit. Ihr wolltet mir nicht helfen, meine Freiheit zu erringen, Ihr habt mich nur an die Niederhöhlen gekettet und meine Freiheit noch weiter eingeschränkt!«

»Sssso hört doch auf mit diesssem Unfug! Ihr habt den Pakt angenommen, nun klagt nicht darüber. Wir werden andere Wege finden, Euch die Macht zu geben! Zzzt, lasst mich loss, Ihr könnt mich doch nicht verletzzen!«

»Nein? Das werden wir ja sehen!« Mit einer weit ausholenden Bewegung schwang die Magierin ihren Rucksack herum und warf ihn dann mit aller Kraft durch das Tem-

peltor. Ich bin mir bis heute nicht sicher, ob ich wirklich einen hellgrünen Lichtblitz sah und einen stechenden Schwefelgeruch wahrnahm, als der Rucksack durch das Portal segelte, oder ob ich mir das nur eingebildet hatte. Aber wie dem auch sei, die dämonische Echse war ebenso plötzlich verschwunden, wie sie erschienen war, nichts regte sich mehr in dem Rucksack.

Erst jetzt blickte Silvana wieder mich an. Schweigend sah ich ihr fest in die Augen, ohne auch nur ein Wort zu sprechen. So mögen wir uns eine ganze Weile angesehen haben, bis sie langsam ihren Kopf zu einem knappen Nicken neigte, den Stab aufklaubte, nach einem kurzen Blick zurück auf ihren Rucksack stattdessen von Weißentrauts Proviantbeutel und Decke an sich nahm und, ohne noch ein weiteres Wort zu verlieren oder sich noch einmal zu mir oder Tsaja umzusehen, auf den Tunnel zurück zur Straße zuschritt. Bald war sie im Dunkel des Tunnels verschwunden.

Ich dagegen verweilte noch bis zum nächsten Morgen im Tal. Zunächst kümmerte ich mich um Tsaja. Es dauerte etwas, bis sie aus ihrer Ohnmacht erwachte, dann jedoch schien sie wieder ganz die Alte zu sein; dauerhafte Schäden hatte weder der Anblick der dämonischen Tätowierung auf Silvanas Schultern noch der Dolch an ihrer Kehle verursacht. Außer einigen knappen Worten, mit denen ich mich ihres Wohlbefindens versicherte, wurden aber auch zwischen uns keine Worte gewechselt.

Nachdem sie sich etwas erholt hatte, begaben wir uns gemeinsam daran, von Weißentraut und dem Bannstrahler zwei bescheidene Gräber auszuheben - endlich erwies sich der Spaten, den ich ganz zu Beginn meiner Reise erworben hatte, als nützlich. Ich entschloss mich übrigens auch, mein Schwert mit von Weißentraut zu begraben. Ich selbst war ein Abenteurer, kein Krieger und wollte nicht länger vorgeben, diese Art von Held zu sein. Von Weißen-

traut dagegen mit seinem geborstenen Hammer in die Hallen der Kriegsgöttin zu senden erschien mir unpassend, lieber wollte ich ihm eine Waffe mitgeben, die wohl schon zahlreichen >echten< Helden gedient haben mochte.

Und als am nächsten Morgen das Licht der Sonne ins Tal fiel, brachen Tsaja und ich ebenfalls auf. Nachdem wir jene kleine, bronzene Tür passiert hatten, deren Schlüssel ich immer noch bei mir trug, und wieder den Drachentieg erreicht hatten, versuchte ich immer noch, den Mut aufzubringen, jene Frage zu stellen, die mir schon den ganzen letzten Abend auf der Zunge gebrannt hatte.

Doch es war Tsaja, die zuerst das Wort ergriff: »Und nun, wohin wird dein Weg dich nun führen, da dieses Abenteuer beendet ist? Zurück nach Vinsalt, in die Rechtsschule? Oder weiter quer durch Aventurien, auf der Suche nach was-auch-immer?«

Ich zögerte, ehe ich antwortete: »Ich weiß nicht genau. Ich denke, zuerst werde ich mal ins Bornland reisen ... das ist nicht weit, und dort soll es noch wilde, unerforschte Wälder geben. Wäre doch gelacht, wenn da kein neues Abenteuer zu finden wäre ... Und du? Ich nehme an, jetzt kannst du zurück nach Dornensee, oder?«

Sie sah mich forschend an. Dann huschte ein kurzes Lächeln über ihr Gesicht und sie entgegnete: »Oh, das eilt nicht. Das Land an Born und Walsach soll auch sehr sehenswert sein, habe ich gehört. Ich denke, ich werde dich noch ein Stück weit begleiten.«

Aber natürlich kam alles anders, es sollte noch lange dauern, bis wir wirklich das Bornland erreichten, zuerst mussten wir noch das Rätsel der unheimlichen Schattenwölfe ergründen. Aber das ist eine andere Geschichte ... *diese* Geschichte von unserem allerersten Abenteuer endet hier. Also, was hältst Du von meiner Erzählung?«

Der Weg ins Abenteuer

»Aber das ist kein gutes Ende für eine heldenhafte Geschichte! Ich meine, Euer mutiger Ritter ist unehrenhaft gefallen, Ihr habt einen Praiosdiener erschlagen und die Dämonenanbeterin laufen lassen! Und der Stab mag kein mächtiges Artefakt gewesen sein, aber sie hat dennoch alles bekommen, was sie wollte!«, protestierte Radulf.

Der Fremde schaute tief in seinen fast leeren Bierkrug, ehe er antwortete:

»Ja, so kann man diese Geschichte lesen. Der strahlende Ritter im Dienste Praios wurde ermordet, und die Dämonenanbeterin siegte und entkam dann auch noch. Ich allerdings erlaube mir bis heute zu hoffen, dass die Wahrheit etwas anderes ist. Was von Weißentraut angeht: Es haben schon viele Rondrageweihte Praiospriester getötet und umgekehrt, und es steht zu befürchten, dass in unseren finsternen Zeiten auch dies wieder häufiger vorkommt. Entscheidend ist vielleicht, warum und wie es geschah. Hier war es ein ehrenhafter Zweikampf Mann gegen Mann; von Weißentraut ist gegen einen überlegenen und göttlich gesegneten Helden angetreten und hat nicht gesiegt, aber auch nicht verloren. Wenn die Göttin Ronda ihn dennoch nicht in ihrem Paradies haben will, dann hat sie ihn auch nicht verdient. Ja, er ist viel zu jung gestorben, aber letztlich kommt es nur darauf an, ob er das Leben geführt hat, das er wollte. Und wenn ich Recht habe mit meiner Vermutung, dass die Fee aus Zollhaus ihm dieses Ende bereits vorhergesagt hatte, dann hat er selbst den Tod gewählt, um Silvana zu schützen, anstatt seine Geliebte zuvor zur Rede zu stellen. Das ist nur ein schwacher Trost, ich weiß, doch ich behalte lieber diese Erinnerung

von ihm, als zu glauben, dass er für seine Taten in die Niederhöllen gerissen wird.

Doch was Silvana betrifft: Ich weiß, ich habe selbst das Wort >Dämonenanbeterin< verwendet. Aber ich glaube nicht, dass sie wirklich irgendetwas anderes angebetet hat als ihren Traum von Freiheit. Sie war einer jener bedauerenswerten Menschen, die sich in ihrem Leben immer eingesperrt fühlen, denen aber zugleich der Mut fehlt, sich selbst aus diesen Ketten zu befreien. Stattdessen wandte sie sich an Dämonen, damit diese ihr die Freiheit schenken mochten, und ahnte dabei wohl letztlich bereits, dass diese sie nur noch enger einschnürten, dass man Freiheit nicht geschenkt erhält, dass das Schicksal nichts ist, auf das man wartet, sondern etwas, das man sich verdienen muss. Und am Ende hat sie alles verloren. Doch vielleicht, nur vielleicht, hat sie gerade am Ende erkannt, dass nur sie selbst ihre Freiheit finden kann und gerade durch diesen völligen Verlust auch endlich die Kraft gefunden, ebenfalls auf ihre eigenen Reise aufzubrechen, statt auf überderische Retter zu warten. Dennoch, du hast Recht, ich habe nie wieder von ihr gehört und nach allem, was ich weiß, könnte sie auch längst als Heerführerin in den Schwarzen Landen leben und grausige Verbrechen verüben. Doch selbst wenn ich *dieses* Ende der Magierin damals sicher hätte vorhersehen können, hätte ich sie gehen lassen.«

Radulf vermeinte für einen Augenblick zu bemerken, wie ihn der Fremde abschätzend musterte. Dann schlürfte dieser vernehmlich den letzten Rest seines Bieres und erklärte abrupt: »Doch es ist spät, und ich werde morgen früh aufbrechen. Ich hoffe, meine Geschichte hat dir trotz des enttäuschenden Endes gefallen, und vielleicht sehen wir uns ja eines Tages wieder. Wer weiß schon, was die Zukunft bringen mag.«

Er lächelte wissend. Dann reichte er Radulf zu dessen Überraschung die Hand und verabschiedete sich mit einem ziemlich kräftigen Händedruck, ehe er bei dem Wirt seine

Rechnung bezahlte, die Treppe zu den Gästezimmern emporstieg und aus Radulfs Blickfeld verschwand.

Radulf aber saß noch eine Zeit lang grübelnd an der Theke, bis er endlich ebenfalls die Schänke verließ und, immer noch in Gedanken versunken, den Weg zurück zur Wachstube antrat. Die Worte des Fremden über die wahren Herrscher Aventuriens, über die Welt der Abenteurer und über den mangelnden Mut der Zauberin Silvana gingen ihm nicht aus dem Kopf. Hatte er selbst den Mut, seinen eigenen Weg zu finden? Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Gordian endlich in die Wachstube gestürmt kam. Wild fuchtelte er mit den Händen in der Luft herum, während er schrie: »Diebe, Räuber, Verbrecher! Ich bin bestohlen worden!«

Radulf brauchte eine Menge Geduld, ehe er endlich aus dem Alten herausgekriegt hatte, was geschehen war. Vor einigen Nächten hatte er wohl eine hübsche, junge, blonde Frau kennen gelernt, die sich als Tsaja vorgestellt hatte. Er war mehrmals mit ihr Essen gewesen, sogar seine Sammlung an seltenen Talismanen hatte er ihr gezeigt. Und dann war er in der gestrigen Nacht nach dem Essen seltsam schläfrig geworden, bis er endlich zusammengebrochen war. Und nun, nach dem Aufwachen, sei nicht nur die Frau verschwunden gewesen, sondern mit ihr auch sein Schlüssel zum Wachhaus und zu den Gefängniszellen.

Bei dieser Mitteilung konnte Radulf das Lächeln nur mühsam zurückhalten. Doch statt laut aufzulachen, wie er es am liebsten getan hätte, erklärte er Gordian mit todtrauriger Stimme, dass irgendjemand während seines Schlafs in die Wachstube eingebrochen sein und die Gauklerkinder befreit haben musste. Natürlich war der gesamte Gauklertrupp längst über alle Berge.

Gordian erleichte bei dieser Nachricht sichtlich, wusste er doch nur zu gut, dass der Baron bei solchen Fehlschlägen äußerst ärgerlich werden konnte. Er flehte Radulf an, nichts über das >kleine Malheur< zu sagen, sondern es ihm zu

überlassen, den Ablauf der Befreiung dem Baron zu schildern.

Nur zu gerne stimmte Radulf zu - und gab dabei auch gleich die zweite Neuigkeit bekannt: »Schon gut, Gordian, es scheint mir auch das Beste, wenn du diesbezüglich selbst mit dem Baron redest. Außerdem, ich lege mein Amt als Büttel ohnehin nieder. Diese Arbeit ist nichts für mich.«

»Aber ... aber was willst du denn stattdessen machen? Du hast doch überhaupt kein Geld, und ein richtiges Handwerk hast du auch nicht gelernt!«, stammelte Gordian verwirrt.

»Mal sehen. Erst mal werde ich von hier Weggehen, was dann kommt, bleibt abzuwarten«, erwiderte Radulf vergnügt.

Noch am selben Tage verabschiedete er sich von seiner Familie - wobei ihn die Reaktion seines Vaters, der ihm nur auf die Schulter klopfte und meinte: »Du musst tun, was Du für richtig hältst!« doch etwas überraschte - und seinen wenigen Freunden im Ort, packte seine bescheidene Habe zusammen und verließ mit großen Schritten das Dorf.

Zur gleichen Zeit galoppierten einige Meilen weiter südlich zwei Pferde die Straße entlang. Die Reiter waren seltsame Gestalten: Ein kräftiger Mann mit blonden, strubbeligen Haaren die ihm in unbändigen Strähnen in die Stirn fielen, Bartstoppeln, als habe er sich mehrere Wochen nicht rasiert und funkelnden blauen Augen, der eine Hose aus speckigem Wildleder, ein verdrecktes Leinenhemd, eine alte, abgenutzte Bauschjacke, schwere, schlammbeschmierte Stiefel und einen langen Kapuzenmantel trug und einen schweren Rucksack umgeschlungen hatte, ritt auf dem kleineren Pferd, einem munteren Paavipony.

Das größere Tier, ein schlanker Fuchs, wurde von einer jungen Frau von durchschnittlicher Statur mit kurzen, strohblonden Haaren und klaren, blaugrauen Augen ge-

ritten, die in schlichte Beinkleider aus Wildleder und eben-
solche leichte Stiefel, eine einfache Bluse aus weißem Lei-
nen und einen breiten Gürtel, in dem ein kurzes Jagdmes-
ser steckte, gekleidet war. Neben einem leichteren Ruck-
sack hatte sie noch einen kurzen Bogen am Sattel ihres
Pferdes befestigt.

»Ich finde es immer noch schade, dass ich all die Mühe
umsonst hatte. Ich meine, der Kerl war nicht gerade ange-
nehm. Er sabberte!«

»Jaja, tut mir Leid, bei unserer nächsten Gefangenenbe-
freiung tauschen wir die Rollen. Wobei ich doch meine
Zweifel daran habe, ob dieser Gordian MIR seine >Talis-
mansammlung< gezeigt hätte. Aber wir hätten dem Junger
die Chance genommen, selbst das Richtige zu tun, wenn
wir deinen gestohlenen Schlüssel genutzt hätten.«

»Und wie kannst du dir sicher sein, dass er die beider
Kinder rausgelassen hat? Was, wenn er gekniffen hat?«

»Ich weiß es eben. Ich habe ihm die Geschichte unseres
ersten Abenteuers erzählt, weißt du noch? Und es war nicht
zu übersehen, er ist auch ein Abenteurer.«

»Du glaubst wirklich immer an das Gute in allen, oder?
Aber was soll's, ich habe wohl keine Wahl mehr, als dir zu
vertrauen. Der Diebstahl des Schlüssels dürfte mittlerweile
bemerkt worden sein. Immerhin, während deiner Vorträge
in der Taverne wirktest du zum ersten Mal, seit ich dich
kenne, annähernd locker ... kein einziges Stottern, kein
ungeschicktes der-Länge-nach-hinschlagen - ich bin be-
eindruckt. Wer weiß, vielleicht wird aus dir ja auch noch
irgendwann ein echter Abenteurer. Wie dem auch sei, ich
will möglichst schnell weg von hier. Wie wär's mit Albernia,
da waren wir bisher noch nie?«

»Aber sicher, holde Dame, reitet nur voran, ich werde
Euch folgen! Und wenn ihr mich durch ganz Aventurien
führen wollt!«

AVENTURIEN

Aventurien – Kontinent der phantastischen Abenteuer, Land der Magie, der Gefahren und der Helden, erschaffen von einem Team namhafter Autoren und ausgebaut von Tausenden begeisterter Spieler.

Aventurien ist der Schauplatz des bekanntesten deutschen Fantasy-Rollenspiels *Das Schwarze Auge* und Hintergrund der gleichnamigen Romanreihe, die Sie diese Welt noch unmittelbarer und plastischer erleben lässt.



ZUGVOGEL

VON ANDRÉ FOMFEREK

Geron, Harika, Phileasson – Aventurien kennt viele große Helden. Auf dem Kontinent des Aves wird jedoch kaum jemand zum Helden geboren. Die Mehrzahl der Menschen hört nur in den Geschichten der Barden von den großen Heldentaten. Aber seit der Entstehung der "Schwarzen Lande" müssen auch einfache Menschen den Schritt aus der Sicherheit des eigenen Heimes in die Dunkelheit des Waldes wagen.

So erfährt im Weiden des Jahres 1021 n. BF eine zusammengewürfelte Reisegruppe, dass es Abenteuer in vielerlei Gestalten und Größen gibt – und man nicht immer ein mächtiger Magier oder ein großer Krieger sein muss, um einen Drachen zu bezwingen.



11016

FANPRO

DAS SCHWARZE AUGE
und AVENTURIEN sind
eingetragene Warenzeichen von
Fantasy Productions GmbH.
Copyright © 2006 by
Fantasy Productions GmbH, Erkrath,
H. J. Alpers, W. Fuchs, B. Neigel,
I. Kramer.
Alle Rechte vorbehalten.

€ 9,00 [D] • CHF 16,60



ISBN-13: 978-3-89064-468-4

ISBN-10: 3-89064-468-6